Oeffentlicher
Schul-Preis.

R. B.
L. g.
o.
74 b

Ruprecht del.　　L. Schütze sc.

Die Altenburg
mit der Wildensorg.

Deutsches
Lesebuch
für
die Jugend.

Eine
Sammlung
vorzüglicher Gedichte und Aufsätze,
geordnet
von
Oberlehrer Haut und Dr. Schriefer.

Bamberg,
bei J. C. Dresch.
1834.

Vorrede.

Die Jugend mit den Mustern der deutschen Literatur bekannt zu machen, und dadurch den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne zu stärken, den Geschmack zu veredeln und den Ausdruck in der Muttersprache zu bilden, ist nicht nur der Wunsch aller Jugendfreunde und das Bestreben der Lehrer und Erzieher; sondern durch die k. Schulordnung §. 19 in Hinsicht der deutschen Sprache für die lat. Schule auch geboten, daß mit dem theoretischen Unterrichte ein praktischer mit Hilfe eines in angemessener Stufenfolge fortschreitenden deutschen Lesebuches verbunden werde, damit bei den Schülern ein richtiger Ausdruck im Lesen, ein fließendes Nacherzählen des Gehörten, ein guter Vortrag auswendig gelernter Stücke, Bildung zuerst einfacher, dann zusammengesetzter Sätze, endlich zusammenhängender Aufsätze, (namentlich Übersichten und Auszüge des Gelesenen erzielt werde.

Der Nutzen eines solchen Buches für die Jugend ist zu einleuchtend, als daß es nöthig wäre, dasselbe mit vielen Worten zu empfehlen; nebst der Bildung des Geistes und Herzens gewährt es eine lehrreiche Unterhaltung in müßigen Stunden und hält dadurch den wißbegierigen Jüngling, der sich unterrichten will, und dessen Wahl gewöhnlich die unglücklichste ist, vom Lesen verderblicher Romanen und anderer schlüpfriger Bücher ab. Aber obgleich mehrere Sammlungen deutscher Muster vorhanden sind, die vorzügliches Lob verdienen und allgemeinen Beifall gefunden haben, wie Eisenschmid's Polymnia, Campe's Jugendschriften, Heyne's deutsches Buch, Richarz's Musterbuch u. a. m.; so sind sie doch theils für erwachsenere Leser bestimmt, theils zu einem andern Zwecke abgefaßt, theils an Umfang zu groß und zu theuer, als daß sie in Schulen eingeführt werden könnten; und man wird kaum eines finden, welches den obengenannten Anforderungen ganz entspräche. Aus diesen Gründen entstand gegenwärtiges Buch, welches, zunächst zum Gebrauche in

lat. Schulen bestimmt, und nach der Anzahl der Klassen in vier Bändchen abgetheilt, nur solche Aufsätze und Gedichte enthält, die den Fassungs-Kräften der Schüler von 9 bis 14 und 16 Jahren angemessen sind.

Bei der Anordnung des Ganzen war man vorzüglich darauf bedacht, mit dem Nützlichen das Angenehme, mit dem Lehrreichen das Unterhaltende, mit der Übung des Verstandes die Bildung des Herzens und Veredlung des Gemüthes, als Grundlage wahrer Frömmigkeit, zu verbinden, und dieses um so mehr, da die übrigen Unterrichts-Gegenstände mit Ausnahme der Religions-Lehre in diesen Klassen nur den Verstand beschäftigen; damit die gemüthliche Seite des Schülers nicht zu wenig bebaut, und der Sittlichkeit ihre feste Grundlage gesichert werde. Deßwegen wurde auch Alles entfernt gehalten, was nur im geringsten anstößig seyn oder mißverstanden werden könnte.

Die Eintheilung in einen poetischen und prosaischen Theil, oder die Zusammenstellung der verschiedenen Arten von Aufsätzen in Abtheilungen wurde der Bestimmung des Buches nicht angemessen gefunden, da Einförmigkeit Langweile erzeugt, Abwechslung dagegen anzieht und ergötzt; sondern eine Mischung aller Gattungen vorgezogen. Desto mehr wurde auf eine gesteigerte Stufenfolge in der Anordnung der einzelnen Bändchen gesehen; und um das Buch nicht zu vertheuern, wurden keine Erklärungen beigefügt, da die Schüler dieselben vom Lehrer erhalten, Andere leicht anderswo finden, oder entbehren können.

Damit das Buch zum Unterrichte brauchbarer würde und der angeführten Verordnung mehr entspräche, erhielt das erste Bändchen noch eine kurze Anleitung über Vortrag, das zweite über die Bildung der Sätze, das dritte den Periodenbau, das vierte die Lehre vom Stile, wie sie dem jugendlichen Alter angemessen ist, als Zugabe; so daß das ganze Werk nicht allein dem Schüler mannichfachen Nutzen verschaffen, sondern auch dem Lehrer eine reiche Auswahl für Aufsätze und Deklamations-Übungen gewähren wird, weßwegen es auch diesen nicht unwillkommen seyn dürfte. Bamberg den 12. Febr. 1834.

Inhalt.

	Seite.
Beispiele von ausserordentlicher Lernbegierde	1
Der Esel und der Hund	5
Zwei Hamster	6
Der Esel in der Löwenhaut	7
Ein Knabe und eine Biene	8
Geschichte dreier braver Männer	9
Fritzchen an ein Paar Tauben	13
Das Gewitter	15
Das entlehnte Netz	16
Der arme Schiffer	17
Die Freunde	18
Die liebe lange Nacht	19
Nacht und Tag	20
Lied des Lebens	20
Die drei Goldfischchen	21
Der Wandersmann und der Kolibri	23
Diogenes und Bachides	23
Der sterbende Greis	29
Der Priester und der Kranke	35
Amintas	35
Das Lämmchen	36
Der Schatzgräber	37
Lied vom Reife	38
Die nasenweise junge Fliege	39
Franz und Fritz	40
Ländliche Beschäftigung	42
Der Löwe und der Esel	46
Der Kärner	46
Lob der Arbeitsamkeit	47
Der Schäfer und der Matrose	48
Morgenlied eines Bauern	49
Der Bauer und sein Sohn	50
Die muthige Freundschaft	52
Abendlied der Geschwister	56
Die beiden Wächter	57
Das Land der Hinkenden	58
Die Biene und die Taube	59
Der Fuchs und die Weintrauben	60
Drei Freunde	60
Die Rosen unter den Dornen	61
Der sterbende Schwan	61
Der Pflug	63
Das Dörfchen	63
Die stolze Fliege	64
Der Bauer beim Feuer	64
Die Schafe und der Herr	65

	Seite.
Der junge Bauer und sein Vater	65
Ländliche Freuden	66
Helmuth	67
John Byron	68
Der Affe und das Eichhorn	76
Der Menschenfreund	76
Von Gott	77
Morgenlied	81
Der gefangene Trompeter	82
Nach der Ernte	83
Nach dem Regen	84
Gebet	84
Das Privilegium	85
Von der Friedfertigkeit	86
Der Fleiß der Thiere	89
Der Bauer und der Fluß	89
Der kleine Toffel	90
Die beiden Hunde	92
Der Hund mit dem Fleische	93
Das Pferd und der Esel	93
Die Güte Gottes	94
Die Frau mit den Kindern, an einem Mai-Morgen	95
Der Ungehorsam	96
Morgenlied	98
Abendlied	99
Der Zeisig und die Nachtigall	100
Der Hirsch, der Hase und der Esel	101
Johann der Seifensieder	101
Beim Gewitter	105
Der alte Landmann an seinen Sohn	107
Tityrus und Menalkas	108
Winterlied	110
Segen der Natur	110
Myrtil	110
Goldene Regeln	112
Die alte, die junge Maus und die Katze	113
Die Fliege und die Biene	114
Die beiden Arbeiter	114
Der arme Mann und sein Kind	115
Der Bauernknabe, als er den kranken Karl erblickte	117
Der Junker Hanns	117
Der Klügste giebt nach	119
Der Wolf, der Schöps und das Reh	190
Die Wolken und die Sonne	120
Die zwei Pflugschare	120
Der Affe	121
Vertrauen auf Gott	121
Der junge Baum und der Wind	122
Frühlingslied	123
Der Winter	123
Ertragung	124
Der geizige Rabe	124
Geschichte des jungen Alwils	125
Die Elster, die Krähe und der Geier	128

	Seite.
Die Wespen im Honigtopfe	129
Deutsches Lied	129
Die Henne mit den Küchlein und der Habicht	130
Die Reue	130
Der Hollunderstab	132
Der Mann auf Carmel	132
Leben und Tod	134
Der gereiste Gimpel	135
Der Uhu und die Lerche	136
Der Riese und der Zwerg	138
Der Esel mit dem Löwen	138
Der Fuchs und die Larve	139
Die Esel	139
Die Stadt- und die Landmaus	140
Irin	141
Morgenlied	144
An den Mond	145
Die Reise durchs Leben	146
Das Kanarienvögellein	153
Winterlied	154
Der Fuchs und der Bär	155
Abendlied	156
Zufriedenheit	156
Die Schildkröte und die Enten	157
Wasserfahrtlied	158
Der Knabe und die Datteln	158
Der Aufschub	159
Der Luchs und der Maulwurf	159
Der Igel und der Maulwurf	160
Das Bäumchen	161
Der Schmetterling	161
Der Tulpenbaum	162
Der Kanarienvogel	164
Der Bär und der Elephant	164
Merops	165
Der wilde Apfelbaum	165
Herbstlied	165
Mailied	166
Der Rabe Noha's	167
Die Taube Noha's	167
Der arme Mann	168
Fritzchen's Danklied nach überstandener Krankheit	169
Die Biene	170
Der junge Baum	170
Der junge Adler	171
Fritz, der Näscher	172
Die Fischer	173
Abendlied	174
Die Rache des Redlichen	175
Ueber das Daseyn Gottes	177
Lied des Hirten	179
Lied des Säemannes	180
Menalkas und Alexis	181

Seite.
Der Geizhals - - - - - - - - - - 185
Der Esel - - - - - - - - - - - 186
Der Tanzbär - - - - - - - - - - 188
Der Reisende - - - - - - - - - - 189
Die Höhle von Castleton - - - - - - - - 190
Der Vater Martin - - - - - - - - - 198
Die Traube - - - - - - - - - - - 199
Der Ochs und der Esel - - - - - - - - 201
Der Leichnam - - - - - - - - - - 201
Der frohe Bauer - - - - - - - - - - 202
An meine Geschwister - - - - - - - - 203
Der Garten des Lebens - - - - - - - - 204
Der Rheinfall bei Schafhausen - - - - - - - 205
Täglich zu singen - - - - - - - - - 209
Auf den Wechsel der Jahrszeiten - - - - - - - 210
Der Pfau und der Kranich - - - - - - - - 211
Die Fliegen - - - - - - - - - - - 212
Lied der Wanderschaft - - - - - - - - 212
Der Pfau und die Krähe - - - - - - - - 213
Nach einem Gewitter - - - - - - - - - 214
Des Herbstes Segen - - - - - - - - - 214
Die Freundschaft - - - - - - - - - - 216
Die Wespe und der Knabe - - - - - - - - 218
Lenzlied - - - - - - - - - - - - 218
Das milchweiße Mäuschen - - - - - - - - 219
An die Frühlingssonne - - - - - - - - - 219
Idas und Mykon - - - - - - - - - - 220
Lied eines Schiffenden nach überstandenem Sturme - - 222
Das Schwerste und das Leichteste - - - - - - 223
Reiselied - - - - - - - - - - - - 223
Abendlied nach zurückgelegter Reise - - - - - 225
Die Fischer - - - - - - - - - - - 227
Der Fischer und der Schatz - - - - - - - - 227
Der Bauer und die Schlange - - - - - - - 228
Gesundheit und ein gut Gewissen - - - - - - 228
Eulenspiegel und der Fuhrmann - - - - - - - 229
Das Kameel und die Katze - - - - - - - - 230
Die beiden Hunde - - - - - - - - - 231
Das Lied vom Vater - - - - - - - - - 232
Die Gans - - - - - - - - - - - - 233
Der Rabe und der Fuchs - - - - - - - - 234
Das junge Roß - - - - - - - - - - 235
Der Fall des Reichenbachs - - - - - - - - 235
Heldenthat eines siebenjährigen Kindes - - - - - 239
Der schadenfrohe Kater und der unschuldig leidende Pudel - 242
Der treue Hund - - - - - - - - - - 243
Lob des Landlebens - - - - - - - - - 245
Der Affe und der Bär - - - - - - - - - 247
Der Wandersmann und die Sonnenuhr - - - - - 248
Der Schoßhund, Haushund und Schäferhund - - - 249
Cephis - - - - - - - - - - - - - 250
Der Gerichtsverwalter - - - - - - - - - 251
Die seltsamen Menschen - - - - - - - - 251

	Seite.
Der Hausherr und die Katzen	252
Der Hirsch, der sich im Wasser sieht	253
Der Widehopf und die Nachtigall	254
Morgenlied	255
Der Hund des Armen	255
Der Jüngling und der Greis	256
Der Hund	257
Daphnis und Chloe	259
Der Kuckuk und die Lerche	261
Der Wettstreit	261
Preis der Gesundheit	262
Die beiden Affen	263
Endzweck der Swöpfung	264
Der Fischreiger	264
Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit	266
Der Fuchs und die andern Thiere	272
Der Fuchs und der Bock	273
Aufmunterung zur Freude	274
Die Ameise und die Grille	275
Das Glück der Tugend	276
Die junge Ente	276
Der Blinde und der Lahme	277
Mailied	278
Der Wolf auf dem Todbette	279
Die Feuer von Baku	279
Die Vögel unter dem Himmel	282
Die beiden Hähne	282
Das Kutschpferd und der Ackergaul	283
Der Arme und das Glück	283
Die Schlange und der Aal	284
Die Nachbarn	285
Der Milchtopf	285
Der Affe und die Uhr	286
Zeus und das Schaf	286
Der Löwe und der Wolf	287

Ueber Vortrag.

Die Sprache, ein System artikulirter Töne, ist das Mittel, unsere Gesinnungen, Vorstellungen und Gefühle Andern mitzutheilen, ein Geschenk, wodurch sich der Mensch vor allen Geschöpfen so herrlich auszeichnet. Sie ist es, die das Wahre, das Schöne und Gute aus dem innern Heiligthume des Menschen Andern mittheilt, die edelsten Vermögen und Kräfte des Geistes offenbart, dem Verstande Anderer Begriffe und Kenntnisse zuführt, auf den Willen einwirckt, Gefühle erweckt, zur Erkenntniß der Wahrheit und Ueberzeugung führt und dem Menschen möglich macht, seine göttliche Bestimmung zu erreichen: vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.

Daher haben die Menschen aller Zeiten sich bemüht, dieselbe auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen, so wie sie nichts unversucht ließen, die Mittel zur Versinnlichung derselben zu vervielfältigen. Und es gelang ihrem Erfindungsgeiste, den Gedanken und die Töne an sichtbare Zeichen zu fesseln und dadurch, wie durch ein Wunder, selbst den entferntesten Personen mitzutheilen, sogar künftigen Generationen aufzubewahren durch die Schrift.

Und wir können die sichtbaren Zeichen wiederum in die hörbaren übertragen, die Schrift durch die Rede oder den mündlichen Vortrag darstellen, der immer das bequemste und sicherste Mittel ist, richtig und ganz verstanden zu werden und auch den Vorzug hat, daß er auf Viele zugleich wirkt, und wenn er gut ist, bei Allen dieselben Empfindungen und Gedanken hervorbringt.

Zu einem guten Vortrage aber ist ein geschmeidiges Organ und ein Umfang der Stimme nöthig, durch welchen man im Stande ist, hohe und tiefe, sanfte und rauhe, feste und schwankende Töne herorzubringen. So gewiß nun dieses glückliche Organ ein Geschenk der Natur ist, so gewiß kann doch auch durch sorgfältige Anstrengung, durch Uebung und Gewöhnung ein an sich fehlerhaftes Organ verbessert und vervollkommnet werden; wie im Gegentheile selbst das beste Organ nicht zum Vortrage taugen würde, wenn nicht eine häufige und zweckmäßige Uebung und Bildung desselben die natürliche Anlage unterstützte. Zu dieser Vervollkommung des Organs gelangen wir durch eine laute, deutliche und reine Aussprache, die die einzelnen Buchstaben, Silben und Wörter genau unterscheidet,

die nichts, besonders keine Endsilben verschluckt; sondern jeden Buchstaben, jede Silbe, jedes Wort genau von den übrigen unterscheidet und auch den kleinsten Theil der Rede in seiner Stellung und Bedeutung genau bestimmt erscheinen läßt; so daß weder zu große Eilfertigkeit und Hastigkeit, noch zu gedehnte Langsamkeit die Rede dunkel läßt und den Eindruck schwächt. Nur eine solche laute, deutliche und feste Aussprache macht unsern Vortrag verständlich, und verleiht ihm jene Wunderkraft, wodurch wir eine ganze Versammlung zu Thränen rühren, oder ihnen unsere Ueberzeugung mittheilen und unwiderstehlich zu Entschluß und That fortreißen. Eine deutliche Aussprache ist eine schöne, Jedermann empfehlende und manchem Stande unentbehrliche Eigenschaft und werth, daß der studirende Jüngling sie mit allem Fleiße sich zuzueignen sucht. Nichts ist widriger, als ein rauhes, kreischendes oder schläfriges Organ, während ein sanftes, wohltönendes mit Wohlgefallen vernommen wird. Der studirende Jüngling übe sich bei Zeiten im lauten und deutlichen Lesen, so wird er sein geschmeidiges Organ zu einer Vollkommenheit steigern, die ihm die geringe Mühe reichlich vergilt. Aber er suche auch das Vorzutragende zu verstehen, damit die Stimme zugleich die innere Theilnahme an dem Gegenstande errathen läßt, und um so unwiderstehlicher auf die Zuhörer wirkt. Freilich ist Übung und Beobachtung Anderer die beste Lehrmeisterin eines guten Vortrags; doch dürften folgende Regeln nicht überflüßig scheinen:

1) Man wähle einen dem Charakter des Stückes angemessenen Grundton, lustig oder traurig, bewegt oder gelassen, gemüthlich oder stolz nach dem Inhalte des ganzen vorzutragenden Stückes, nach welchem die übrigen Töne und Abweigungen der Stimme, so wie bei einer musikalischen Composition, während des Vortrags sich genau richten müssen; *) denn anders ist der Ausdruck des Zornes als der Zufriedenheit, anders der Ausdruck der Freude als der Trauer u. s. w. Dieser Grundton darf aber nicht zu tief und nicht zu hoch gewählt seyn, damit die Stimme, wo es nöthig ist, theils gedämpft werden kann, und doch leicht vernehmlich bleibt, theils sich erhöhen läßt ohne überzuschlagen. Dabei ist auch Rücksicht auf das Lokale zu nehmen, in dem der Vortrag Statt findet; stärker wird die

---

*) Man hat sogar eine oratorische Scala angenommen, welche die verschiedenen Haupt- und Grundtöne mit ihren Semitonien und der übrigen Tonfolge genau bestimmen soll und durch die fünf Vocale des Alphabets u, o, a, e, i bezeichnet wird, da jede stärkere oder schwächere Gemüthsbewegung ebenfalls ihren eigenthümlichen Ausdruck im Ton und im ganzen Gang der Stimme hat

Stimme seyn müssen in einem großen Raume und vor einer zahlreichen Versammlung, als in einem kleinen Raume oder vor wenig Zuhörern. Insbesondere hüte man sich hoch anzufangen, so daß die Stimme während des Vortrags nachläßt; denn es ist besser die Stimme bis zu Ende des Vortrags, wenn es unmerklich geschieht, zu steigern. Eben so sehr ist der singende Ton zu vermeiden, in den man gern verfällt, wenn man zu hoch angefangen hat.

2) Beim Vortrage eines poetischen Stückes darf der Nachdruck nicht auf den Reim gelegt werden; sondern dieser muß nur als zufällig erscheinen; denn das Gedicht ist nicht da wegen des Reimes; sondern der Reim wegen des Gedichtes. Auch darf man sich nicht zu ängstlich an das Metrum halten, von dem dasselbe gilt.

3) Man beachte genau die Unterscheidungszeichen, und benütze diese Pausen, um auszuruhen oder Athem zu schöpfen; denn sie sind nicht allein zur Verständlichkeit der Schrift, sondern auch für den Vorleser erfunden, damit er wisse, wo er anhalten dürfe, und keine unpassenden Pausen anbringe, wodurch der Gedanke gestört, der Satz zerrissen und der ganze Aufsatz unverständlich würde. Nimmt man an, daß beim Strich so lange anzuhalten sey, als man 1 zählt: so wird man beim Strichpunkt und Doppelpunkt so lang anzuhalten haben, als man 2 zählt, beim Ausruf- und Fragzeichen so lang, als man 3 zählt, beim Punkt, Gedankenstrich und am Ende eines §, oder einer Strophe noch länger, wo auch die Stimme gesenkt wird. Besonders sind Parenthesen ( ) durch Dämpfung der Stimme, die Frage und der Ausruf durch lebhafteren Ton und merkliche Pausen vom übrigen Zusammenhang zu unterscheiden.

4) Besondere Aufmerksamkeit verdient der Accent, nämlich jene Modifikation der Stimme, wodurch in der Rede einige Töne sich vor andern ausnehmen, und wodurch überhaupt Abwechslung und Mannichfaltigkeit in die Stimme des Redenden kommen. Wenn alle Silben mit gleicher Stärke und Höhe der Stimme ausgesprochen würden: so wäre weder Anmuth noch Deutlichkeit in derselben; sogar die Bemerkung des Unterschieds der Wörter würde wegfallen. Es giebt aber zweierlei Accente. Jedes Wort hat nämlich eine Silbe, welche als die wichtigste den Ton erhält, z. B. Garten, Gebet; dagegen gebet u. s. w. dies ist der Wortaccent, der am leichtesten aus dem Gebrauche erlernt wird. Die zweite Gattung ist der Redeaccent, der in jedem Satze, in jeder Periode, in jedem Aufsatze die wichtigeren Begriffe durch die Betonung vor

andern minder wichtigen zu unterscheiden sucht. In dem Satze: Er sey stark oder schwach, daran liegt nichts, bekommen die Wörter stark und schwach kaum einen merklichen Accent; sagt man aber: Ist er auch stark genug? oder: Ist er wohl schwach genug? so bekommen sie einen bedeutenden Nachdruck. Dieser Accent ist so wichtig, daß er verschieden gelegt, einem und demselben Satze einen verschiedenen Sinn giebt. z. B. Ich habe seit drei Monaten keinen Brief mehr von meinem Bruder erhalten. Hier kann der Redeaccent sowohl auf Ich, als auf Monat, oder Brief, oder Bruder oder erhalten gelegt, und dadurch im Zuhörer jedesmal ein anderer Gedanke erweckt werden. Denn ganz anders ist der Sinn, wenn ich sage: Ich habe seit drei Monaten keinen Brief mehr von meinem Bruder erhalten — als wenn ich sage: Ich habe seit drei Monaten keinen Brief mehr von meinem Bruder erhalten — oder: Ich habe seit drei Monaten keinen Brief mehr von meinem Bruder erhalten — oder: Ich habe seit drei Monaten keinen Brief mehr von meinen Bruder erhalten — oder: Ich habe seit drei Monaten keinen Brief mehr von meinem Bruder erhalten — oder: Ich habe seit drei Monaten keinen Brief mehr von meinem Bruder erhalten — oder: Ich habe seit drei Monaten keinen Brief mehr von meinem Bruder erhalten.

So wichtig ist es, den Accent richtig anzuwenden, daß man durch eine falsche Anwendung desselben sogar falsch verstanden werden kann, oder wenigstens allen Eindruck beim Zuhörer verwischt, der keineswegs befriedigt, sondern den Deklamator bemitleidend, sich wegwendet.

Während man sich aber bemüht, ein wohlgefälliges Organ zu gewinnen, eine deutliche Aussprache sich anzueignen und den Accent richtig anzuwenden: hüte man sich, daß man nicht in den entgegengesetzten Fehler der Affectation falle, die Alles übertreibt, und sich besonders in zu häufiger Anwendung des Accentes gefällt, wodurch man sich den Vorwurf des zu vielen Deklamirens zuzieht; — sondern man bleibe dem natürlichen Vortrage getreu, der alles Gezwungene und Übertriebene von sich entfernt hält und sich genau an den Gegenstand anschmiegt, der dargestellt werden soll, damit bei dem Zuhörer das Interesse für den Vortrag nicht nur geweckt, sondern bis ans Ende desselben ungetheilt erhalten werde.

Wenn der Vortrag durch Beobachtung der angegebenen Regeln einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, so nennt man ihn Deklamation, die nach dem Charakter des vorzutragenden Thema's in die poetische und oratorische eingetheilt

wird. Die poetische Deklamation zerfällt wieder in die epische oder erzählende, dramatische oder darstellende und lyrische (die eigentliche Deklamation.) Es gehören übrigens mehr als alltägliche Kenntnisse dazu, um den Foderungen der wahren Deklamation Genüge zu leisten; indem der Deklamator nicht allein Künstler ist, sondern das Vorzutragende auch richtig denken und fühlen; also besonders bei der Deklamation im eigentlichen und vollendeten Sinn, das ist bei dem mündlichen Vortrage der Poesie, poetischen Sinn und Kenntnisse der Dicht- und Tonkunst besitzen muß. Denn nach der jedesmaligen Tonart muß sich stets das eben so sorgfältig zu wählende Tempo auf das strengste richten, indem auf der richtigen Bestimmung desselben und der Taktveränderung außerordentlich Vieles in der Deklamation beruht. Hiermit steht in Verbindung die Kenntniß der poetischen Rhythmen oder der Metrik.

Da es keineswegs unsere Absicht ist, in allen, dem Deklamator nöthigen, Kenntnissen zu unterrichten und ein System der Regeln über Deklamation, oder vollständige Deklamatorik zu geben, sondern nur Anfängern eine kurze Unterweisung in den nöthigen Regeln eines guten Vortrages, der dem Gebildeten so unentberlich ist, mitzutheilen: so übergehen wir die Regeln über Metrik, Tempo und Tonfälle und gehen über zum Geberdenspiel.

Der Mensch begleitet schon überhaupt, sobald er etwas lebhaft spricht, seine Worte mit gewissen entsprechenden Bewegungen des Körpers oder seiner Theile, was man Geberde nennt. Und so kann auch der freie Vortrag, der nicht aus einem Buche, sondern aus dem Gedächtnisse gehalten wird, des Geberdenspieles nicht wohl entbehren. Soll aber dieses Geberdenspiel zur Kunst erhoben werden: so muß es sinnvoll und durchdacht, dem bezeichneten Gegenstande völlig angemessen und bestimmt, in sich selbst harmonisch und als sinnliche Darstellung, eine vollendete, ästhetische Form seyn. Denn so gewiß das innere Leben des Menschen und die einzelnen Zustände seines geistigen Vermögens durch Sprache dargestellt werden können; so gewiß können sie auch durch äußere Bewegungen und Zeichen ausgedrückt werden. Wenn der ganze Vortrag nur durch sichtbare Zeichen und Bewegungen des Körpers geschieht, so nennt man es Pantomime. Da aber der Deklamator sich vorzüglich der Rede zu seinem Vortrage bedient: so ist er dadurch auch angewiesen, dieser die höchste Vollkommenheit zu geben, und der Geberden sich nur zu bedienen, um den mündlichen Vortrag zu unterstützen, zu beleben und durch dieselben zu ergänzen. Der Deklamator wie der Redner darf

also nicht jedes Wort, besonders keine einzelnen Begriffe mit Bewegungen des Körpers begleiten; sondern das, was er im Ganzen empfindet, nicht durch Abzeichnung, sondern durch Andeutung auszudrücken. Die Deklamation ist bei ihm das Erste, die Gestikulation aber das Zweite. Diese darf daher nicht hervorstechend und die Deklamation überwiegend seyn; sondern sie folgt vielmehr in einer bestimmten und sorgfältig berechneten Anwendung nur dem Wichtigeren und hebt durch ihr freies, versinnlichendes Spiel die vorzüglichsten Gedanken hervor, die vermittels der körperlichen Bewegungen und Zeichen dem Zuhörer noch stärker, als durch die besten Worte zugeführt werden sollen. Es kann nichts frostiger seyn, als wenn der Deklamator jedes Wort mit Zügen und Bewegungen der Hände und Arme abbildet, besonders wenn er blose Begriffe, die nur den Verstand angeben, wie das Nahe und Ferne, das Hohe und Niedrige und dergleichen Dinge zeichnen will. Die Geberden sollen uns nicht deutliche Begriffe geben, sondern Empfindungen verstärken oder unterhalten. Dann muß er sich auch von dem Schauspieler unterscheiden. Er tritt wohlvorbereitet auf, hat auf einmal den ganzen Umfang seiner Materie vor sich, ist ganz und allein davon durchdrungen; darum muß auch Bedachtsamkeit und gute Fassung in seinen Geberden seyn. Bei dem Schauspieler verhält sich die Sache ganz anders. Er nimmt jeden Augenblick die Geberden desselben Augenblicks an; bald redet er, bald hört er zu. Die Handlung reißt ihn mit fort; indem der Deklamator und Redner seines Vortrags Meister seyn muß. Dieser bewegt sich nicht von der Stelle, während jener einen großen Spielraum für seine Füße hat. Der ganze Körper ruht während des Vortrags in gerader, anständiger Haltung auf dem linken Fuße, den rechten ein klein wenig vorgesetzt, und beugt sich im nöthigen Falle nur unmerklich, nie aber gerade vorwärts oder rückwärts. Er soll nicht, wie eine Bildsäule, steif scheinen, aber auch nicht, wie ein Harlekin, beweglich seyn. Also ist sein Geberdenspiel nur auf Gesicht (Miene) Arme und Hände (Gestikulation) beschränkt. Es ist nicht möglich, dieses Geberdenspiel in ein System zu fassen und zu beschreiben, da die Sprache keine Wörter hat zur Benennung der einzelnen Bewegungen; um so mehr muß man die Menschen beobachten, wie sich dieser oder jener Affect, diese oder jene Seelenstimmung körperlich auszudrücken pflegt. Wer diesen Theil der Kunst nicht besitzt, der überlasse sich lieber lediglich der Natur, da er sonst Gefahr läuft, unpassende Bewegungen (Grimmassen) zu machen und dadurch den ganzen Eindruck

beim Zuhörer nicht nur zu vernichten, sondern selbst lächerlich zu werden. Daher dürften folgende Bemerkungen nicht überflüßig seyn.

1) Das Haupt sey nicht nachläßig gesenkt oder rückwärts gebeugt; aber auf die Seite geneigt drückt es Trägheit aus. Viele Bewegung desselben ist unanständig; aber man nickt doch manchmal, wenn man bejahet, schüttelt, wenn man verneinet und wendet es weg, wenn man Abscheu oder Verachtung anzeigen will.

2) Eine glatte Stirn ist das Zeichen der Freude, eine gefurchte mit zusammengezogenen Augenbraunen zeigt Ernst an.

3) Die Augen spielen die wichtigste Rolle, sie drücken die Leidenschaften am deutlichsten aus; aber wer vermag den Blick des Zornigen zu beschreiben? Gegen Himmel erhoben zeigen sie Andacht an, gegen den Boden gekehrt, Demuth und Scham, geradaus gerichtet, Gleichmuth, weggewendet Verachtung, auf denselben Punkt geheftet, Staunen und Schmerz.

4) Die Arme sollen nicht nachläßig herabhängen und nicht unmäßig geschleudert werden, außer in sehr großem Affecte. Der linke ruht meistens, beide werden nie über die Augen erhoben.

5) Die linke Hand soll nie allein bewegt, sondern immer die rechte gebraucht werden oder beide zugleich. Man legt sie an die Brust, wenn man von sich selbst redet, hält sie vor den Mund, wenn man Stillschweigen räth und streckt sie aus, wenn man Aufmerksamkeit verlangt und Stille gebietet. Am besten macht sie ihre Bewegung von der linken Seite zur rechten.

6) Aufzählungen zeigt man an den Fingern; diese seyen aber nie gespreizt. Der Zeigefinger an den Mund gelegt, zeigt Verschwiegenheit an, verschlungene Arme, Überlegung. Übrigens vermeide man das Blinzeln, Verdrehen oder völlige Verschließen der Augen, das mechanische Herausfahren mit der einen Hand um die andere, das beständige Demonstriren oder Drohen mit dem Zeigfinger, das häufige Zusammenfalten der Hände, das Zucken mit den Achseln, das Herumblicken auf die Zuhörer, ob man gefalle.

Der Deklamator kann durch verkehrte Geberden das höchste Tragische frostig und das feinste Komische kläglich machen. Natürliche Geberden, auf welche man nicht studirt, sind allemal nachdrücklich, wenn man nur einigermaßen empfindet, was man sagt; die Kunst soll ihnen blos den schönen Anstand geben. Wer ihnen diesen nicht geben kann, der bleibe lieber bei der ganz rohen Natur. Ist sie nicht mit Schönheit verbunden, so ist sie doch nachdrücklich; aber künstliche Geberden, deren Anlage nicht aus der Natur entstanden ist, sind allemal frostig.

Beispiele von außerordentlicher Lernbegierde.

1.

Kleanth, ein junger Athenienser, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm. Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden. Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen. Gar zu gern hätte nun Kleanth Zeno's Unterricht genossen; aber wovon sollt' er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Taglöhner, arbeiten mußte, wie konnte er denn in Zeno's Schule gehen? Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark.

Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. „Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?" Einer ging gar so weit, ihn bei den Richtern zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sähe, daß er sich etwas erwürbe. Die Richter ließen ihn vor sich kommen. Da nun Kleanth hörte, worauf es ankäme, holte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher Wasser getragen und gemahlen hatte, herbei,

damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe. Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschloßen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 1000 Rthlr. zu belohnen. Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geschenk anzunehmen; und warum mochte er das wohl thun?

Denke darüber nach, junger Leser, und wenn du den Grund gefunden zu haben glaubst, so zeige ihn deinem Lehrer an, der wird dir sagen, ob du es getroffen habest.

2.

Demosthenes, auch ein junger Athenienser, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden; aber er schien von Natur dazu verdorben zu seyn. Denn erstens stotterte er über die Maßen und den Buchstaben r konnte er gar nicht aussprechen. Zweitens hatte er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lungen. — Andere fügen noch hinzu, daß er auch die üble Gewohnheit gehabt habe, beim dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen. Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an Einem, der sich öffentlich auf den Markt hinstellen und vor allem Volke reden sollte! Auch machte Demosthenes, da er das erste Mal auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde. Ein Anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen; aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Trotz, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's! Aber hört, wie er es anfing, sich zu bilden. Zuweilen ging er an das Gestade des Meeres, wo sich die Meereswellen mit einem lärmenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien. Zuweilen nahm er kleine Kiesel-

steine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Silbe vernehmlich auszusprechen. Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben, und damit es ihm nicht einfallen möchte, eher wieder herauszugehen, bis er sich genug würde geübt haben; so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeit lang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden. In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen. Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hangenden Degens gestellt haben, damit er, so oft er seiner Gewohnheit nach die Achsel zuckte, sich verwunden möchte. Durch ununterbrochene Uebungen dieser Art brachte er es denn auch endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so vielen hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit, bewundert werden.

3.

Des jungen Euklides Vaterstadt war Megara; doch hielt er sich lieber zu Athen auf, um daselbst von dem weisen Sokrates Lehren der Weisheit zu hören. Einstmals aber wurden die Athener den Leuten von Megara feind, und ließen daher bekannt machen, daß der erste Megaräer, der sich wieder in Athen ertappen ließe, des Todes seyn sollte. Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euklides. Gar zu gern hätte er den Sokrates ferner gehört; aber seinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch zu bedenklich. Endlich aber siegte doch die

Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beschloß, sich an das Verbot nicht zu kehren, sondern sich alle Abend heimlich in die Stadt Athen einzuschleichen. Höre, wie er das anfing. Alle Abende gegen Untergang der Sonne zog er Weiberkleider an, und ging in diesem Aufzuge von Megara nach Athen, welches ein Weg von wenigstens zwei Meilen war. Sobald er in Athen angekommen war, verfügte er sich nach dem Hause des Sokrates, und brachte einige Stunden der Nacht mit ihm hin. Noch ehe der Tag anbrach, ging er wieder seines Weges. So wagte dieser edle Jüngling alle Tage sein Leben, und ließ sich einen täglichen Gang von vier Meilen nicht verdrießen, um vom Sokrates zu lernen, weise und gut zu werden. Wer von euch, ihr jungen Leute, hätte den Muth, ihm dieses nachzuthun?

4.

Antisthenes war auch ein solcher Lehrer der Weltweisheit in Griechenland, wie Sokrates. Dieser hatte aber das Unglück, fast lauter träge Schüler zu bekommen, mit welchen er gar nichts ausrichten konnte. Vergebens ermahnte er sie, doch recht Achtung zu geben auf das, was er ihnen lehrte, damit sie einst weise und geschickte Männer würden. Er predigte tauben Ohren. Endlich wurde er der vergeblichen Ermahnungen müde, und schickte alle seine faulen Schüler fort zu ihren Eltern. Es war aber unter ihnen Einer, Namens Diogenes; der war ganz anders gesinnt, als die übrigen. Er hatte nämlich eine große Begierde, etwas Tüchtiges zu lernen, und hörte daher für sein Leben gern den Unterricht des Antisthenes. Der wollte also auch durchaus nicht von ihm weg, da die Andern fortgeschickt wurden, man mochte ihm auch sagen, was man wollte. Antisthenes, der vermuthlich den jungen Menschen auf die Probe stellen wollte, drohete ihm, wenn er

nicht ginge, so wollte er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand hatte, prügeln. Aber er ließ sich auch dadurch nicht bewegen. Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der Jüngling seinem Vorsatze treu bleiben würde; denn sonst wäre das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen. Er schlug nämlich wirklich mit seinem Prügel wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig schlagen. „Schlag nur," sagte er, „so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen fortjagen könntest."

Von diesem Augenblicke an gewann ihn Antisthenes über die Maßen lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen.

Aus Campe.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt;
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten Einen Weg zu reisen.

Fi! spricht der Hund, du träges Thier,
Man kömmt ja nicht vom Fleck mit dir.
Er jagt voraus. In weiten Kreisen
Kehrt er zurück znm Esel hin,
Begaffet und verhöhnet ihn;
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus jeder Meile.

Sie gehen weit, Berg auf Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften;
Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.

Doch dieser springt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Er lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, dem Scheine nach so träge,
Kam an, wohin sein Amt ihn rief.

Wer war es, der geschwinder lief?

Aus Campe.

Zwei Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bemüht,
Sich auf den Winter zu versorgen;
Weil jeder kluge Wirth auf künft'ge Zeiten sieht.

Sein Nachbar hielt nicht viel von Fleiß und Sparsamkeit:
Er war noch jung, und ließ die edle Zeit
Leichtsinnig unter Spiel und Zeitvertreib vergehen.

Denn weil noch jetzt das ganze Land
Bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's für albern, sich mit Vorrath zu versehen,
Und glaubt', es würden allemal
Die vollen Aehren ohne Zahl,
Wie jetzt, auf allen Feldern stehen.

Als nun die Zeit der Ernte kam,
Und seinen Irrthum ihm benahm;
Da sah er, doch zu spät, sein künftig Elend ein,
Und ließ sich seine Thorheit reu'n.
Denn er auch konnte reich, so wie sein Nachbar, seyn;
Statt daß er, weil er jetzt nichts mehr zu finden wußte,
Erst betteln, dann verhungern mußte.

Aus Campe.

Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel fand einst eine Löwenhaut.
Da fiel ihm ein, sich selbst zum Spaß hineinzustecken,
Und schnell floh jedes Thier vor Schrecken.

„Seht doch, das hätt' ich mir kaum selber zugetraut!
Ja, ja! die Schuld lag blos an meinem grauen Felle;
Sonst wär' ich längst auf dieser Ehrenstelle,
Die mir gebührt. Gleich viel! Was lange währt, wird gut,
Ei, ei! was doch ein Kleid nicht thut!
Ein And'rer mag in Zukunft Säcke tragen!
Ich will nicht mehr mich mit der Arbeit plagen;
Ich pflege mich und fülle meinen Magen,
Und schlaf', um wieder auszuruh'n,
Wie and're große Herren thun.
Ich bin ja nun, bei meiner Ehr'!
So gut als Einer, auch ein Herr;
Der Mensch wird, denk' ich, doch auch so verständig seyn
Und sich vor meinem Kleide scheu'n."

Indessen kam ein Schwarm von Jungen
Juchheißa! lustig hergesprungen;
Die waren ihm schon ziemlich nah,
Als Einer, der zuerst den neuen Löwen sah,
Ein Löwe! rief; und schnell entfloh der ganze Haufen.

„Seht!" fuhr der Esel fort, wie ich euch jagen kann!
Und das hat blos mein stattlich Kleid gethan!
Halt! halt! ihr sollt mir besser laufen,
Fang' ich nur erst zu brüllen an."

Stracks ließ er seine Stimm' aus vollem Halse hören;
Doch, statt die Furcht der Knaben zu vermehren,
So macht er, daß sie stille steh'n.

„Was heißt denn das? Ha! ha! nun fällt mir's ein.
Sie können wohl vor Angst nicht aus der Stelle geh'n.

Ja, ja; das wird's gewißlich seyn,
Bald sollt ihr gar vor Schrecken niederfallen."

D'rauf läßt er sein Geschrei zum zweiten Mal erschallen.
Doch statt, daß sie zur Erde niederfallen,
Kommt Einer gar zurück. Der Esel, ihn zu schrecken,
Geht auf ihn los. Allein zum Unglück guckt ein Ohr
Von seinem dummen Kopf hervor.

Der kühne Knabe sieht's, und droht ihm mit dem Stecken,
Auf einmal fällt dem Esel aller Muth.
Er kehrt sich um, und spricht: „Für diesmal ist's schon gut!
Ich merke, daß ihr's blos aus Unverstande thut;
D'rum könnt ihr jetzt nur eure Wege geh'n!
Und überdas seh' ich hier eine Distel steh'n."

Er bückt den trägen Kopf zur Erde langsam nieder
Und rupft sie ab. Schnell ruft der Knabe seine Brüder:
„Kommt! Kommt! Das ist ein Thier, das keine Maus zerreißt!
Seht nur, wie schön er Disteln speist!
Wir wollen ihn nach Hause schicken!
Ein Sack gehört auf deinen Rücken,
Und keine Löwenhaut." Jetzt kam mit Lustgeschrei
Die ganze frohe Schaar herbei;
„Fort, riefen sie, fort mit dir in die Mühle!"
Der Esel lief. Das war das Ende von dem Spiele.

Lichtwer.

Ein Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflückte sich ein Kind zu einem Straus
Und trieb mit Ungestümm den kleinen Gast heraus.

„So herrisch?" rief das Bienchen zürnend aus;
„Vermuthlich warst du nie gestochen!
Du sahst doch wohl, daß ich auf diese Blume flog

Und ruhig meinen Honig sog.
Denkst du vielleicht, ich sey zu klein,
Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein!
So klein ich bin, so soll dich's reu'n!"

So sprach sie, und den Augenblick
War's auch gescheh'n. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.
D'rum starb sie und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache
An Andern übt, sich selber elend mache.

Lichtwer.

Geschichte dreier braver Männer.

1. Woltemade.

Bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung unten in Afrika lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia in Ostindien segeln wollte. Es wartete auf guten Wind; aber plötzlich entstand der heftigste Sturm. Der wüthete zwei Tage und zwei Nächte in einem fort; zerbrach die Masten, zerriß die Segel und die Ankerseile; hob das Schiff bald hoch in die Luft, und warf es bald wieder in den tiefsten Abgrund hinunter. Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen. Das sahen die Einwohner eines Dorfs, welches nahe an der Küste lag. Gern wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen; aber sie hatten kein Fahrzeug. Unter ihnen war Woltemade, ein alter Bauer von siebenzig Jahren. Dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, wirft sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her: "Menschen, laßt uns Menschen retten!" Und so stürzt er sich mit dem Pferde in's schäumende Meer, schwimmt mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hülfe zu. "Zwei von euch," sagt er, "springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an!

Gott wird uns hinüber helfen: dann komme ich wieder und hole noch mehre." Eiligst hängen Zwei sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimmt mit ihnen durch. Kaum hat er sie glücklich an's Ufer gebracht, so stürzt er sich von neuem in das brausende Meer; ruft abermals zwei Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab; kommt abermals glücklich an's Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er 14 Menschen gerettet hat: Die Geretteten beten ihn beinahe an; aber seine Anverwandte und seine Freunde beschwören ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht vpn neuem auszusetzen. Aber da war kein Halten. Woltemade hört und sieht auf nichts, als auf diejenigen, die noch in Gefahr waren; reißt sich abermals los, schwimmt wieder zum Schiffe hin, und bittet dort wieder wie zuvor. Unglücklicher Weise wirft, seinem Verbote zuwider, sich noch ein Dritter herab; ergreift im Fallen den Zügel des schon entkräfteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten und — Jammer! auch den trefflichen Woltemade!

2. Boussard.

Zu Dieppe in Frankreich kam neulich ein Schiff an, eben da ein heftiger Sturmwind blies, und es lief Gefahr, von den Wellen gegen die hervorragende Landspitze geworfen und zertrümmert zu werden. Es war schon Abends um 9 Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichsten Zustand der auf dem Schiffe befindlichen zehn Personen noch schrecklicher. Ein Lootsmann versuchte zu vier verschiedenen Malen auszulaufen, um das Schiff, wo möglich, in den Hafen zu bringen; aber vergebens! Der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedes Mal unverrichteter Sache zurück getrieben wurde. Schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hoffnung aufgegeben. Aber plötzlich trat ein

großmüthiger Mann hervor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wägen, um das Leben derer zu retten, die er nicht kannte. Boussard ist sein Name; und sein Stand? — Er ist nur ein armer Lootsmann. Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit der Nacht, das Heulen des Windes und das Rauschen der Wellen verhinderten, den Schiffer zu sehen und zu hören; und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturme auf den Strand geworfen. Das Jammergeschrei der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahen, machte den braven Boussard taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen. Er band sich mitten um den Leib ein Tau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen. Er schwamm auch glücklich hin, aber in dem Augenblicke, da er das Tau ablangen wollte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurückgeworfen. Boussard ließ sich durch diesen ersten unglücklichen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte ihn vielmehr fünfmal hinter einander, und wurde immer wieder nach dem Lande zurückgetrieben. Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Bretter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war schon nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte. Boussard warf sich von neuem in's Wasser. Plötzlich wurde er durch eine Welle dergestalt an's Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt. Aber er lebte, der brave Mann; kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich von dem Schiffe in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Retter ihn nicht ergrif-

fen hätte. Diesen, der bereits ohne Bewegung und fast todt war, brachte er zuerst an's Ufer. Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen, und das Tau hinaufzuwerfen. Durch Hülfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich an's Ufer gezogen. Noch war Einer übrig, der sich auf dem Schiffe festgebunden hatte, weil er krank war, und nicht so viel Kräfte hatte, um sich mit dem Stricke an's Land ziehen zu lassen. Boussard raffte seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen derer, die ihn zurückhalten wollten, los, und sprang noch einmal in die See, um, wo möglich, auch diesen zu retten. Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten. Zwei waren ertrunken, deren Leichen man den folgenden Morgen am Strande fand.

3. Ein Ungenannter.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird. Diese Etsch war im Winter zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anschwellen. Die Gewalt des Grundeises riß einen der Brückenbogen an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen that noch einigen Widerstand. Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand. Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung fleheten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war Keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben. Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, den er demjenigen zu geben versprach, der

den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde. Aber es fand sich Keiner: denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien Allen zu groß und zu schrecklich zu seyn. Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wohl Niemand so viel Edelmuth zugetrauet hätte. Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile hinab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie an's Ufer. Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Die Luft erscholl vom Frohlocken der Zuschauer.

Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar; aber wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurücktreten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen! „Für Geld," sprach er, „habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt Habe und Gut verloren hat: ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten." Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlor sich unter der Menge. Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber im Himmel steht er angeschrieben. —

Der Volksdichter Bürger hat diesen merkwürdigen Vorgang in einem schönen Liede kräftig besungen.

Aus Campe.

Fritzchen an ein Paar Tauben.

Liebe Täubchen, meine Freude,
Kommt und freßt aus meiner Hand!
O ich thu' euch nichts zu Leide,
Wir sind gar zu gut bekannt.
Fresset, Täubchen, ohne Sorgen!
Dankt mit mir dem Schmeichelton!
Schnäbelt mich zum guten Morgen,
Und fliegt dann vergnügt davon!

Hin auf warmbesonnte Höhen,
Wo ihr rings das off'ne Feld
Weit und breit könnt übersehen,
Eure freie eig'ne Welt.
Ueberall seyd ihr zu Hause,
Liebe Täubchen, überall
Findet ihr's gedeckt zum Schmause,
Ohne Koch ein schmeckend Mahl.

Mir wird's nicht so gut gegeben;
Ich muß hier in meinem Fach
Wie die lieben Schnecken leben,
Fein geduldig unter'm Dach.
Immerfort auf platter Erde,
Immer langsam Schritt vor Schritt;
Alle Leute haben Pferde;
Mir erlaubt man keinen Ritt.

Flügel, Flügel, liebe Tauben!
O was sind die Flügel schön!
Seht, ich möchte sie euch rauben,
Könnt' es nur in Scherz gescheh'n.
Aber wahrlich sie zu leihen
So bisweilen, o das wär'!
Fliegen wollt' ich auch im Freien!
Ueberschweben Land und Meer!

Ja, du Pärchen! dies Vergnügen
Theil' ich doch wohl nie mit dir.
Mögt' ihr denn allein nur fliegen!
Aber Eines wünsch' ich mir:
Solchen Sinn und solche Güte,
Ohne Groll und ohne Zank,
Solch' ein fromm' und treu' Gemüthe,
Gebt mir das für meinen Dank!

Overbeck.

Das Gewitter.

Wer donnert? — O getrost, getrost!
Es donnert unser Gott!
Sey immerhin, du Sturm, erbost!
Wir fürchten keine Noth.

Wir wissen's ja, wir fühlen's auch,
Was Er verhängt, wird gut.
Sein Arm ist Macht, Fried' ist sein Hauch,
Der so viel Wunder thut;

Der wachsen läßt und läßt gedeih'n,
Und macht das Land so reich!
Zu dem die jungen Raben schrei'n,
Und Er erhört sie gleich.

Er thut die hellen Wolken auf,
Dann regnet's mild herab;
Die Erde schauert, bebet auf,
Und trinkt den Saft hinab.

Und muthig steigt empor im Thal
Die junge frische Saat.
Sein Donner rollt mit starkem Schall,
Und preiset seine That.

Nicht ferne kann er von mir seyn,
Der Blitz verkündigt ihn;
Auf Wolken fährt der schnelle Schein,
Die Nacht sinkt unterhin.

Gewitter gehen vor ihm her,
Und nach ihm Himmelsbläu';
Er wirft den Sturm hinab in's Meer,
Und bricht den Blitz entzwei.

Er haucht die Sonne wieder an;
Sie leuchtet wie zuvor,
Und fähret fort auf ihrer Bahn,
Bis an das Abendthor.

Er thut uns allenthalben wohl,
Obgleich wir Sünder sind.
Sey, Erde, seines Namens voll,
Und preis' ihn, Menschenkind!

Oberbeck.

Das entlehnte Netz.

In einer kleinen Hütte von Röhricht und Binsen lagen früh Morgens, nach einem reichen nächtlichen Fange, Hylas und Halys, zwei arme verwaiste Fischerjungen, auf dürres Laub gestreckt, und versuchten, ein Weilchen zu schlummern. Aber die Freude über ihren glücklichen Fischfang streifte ihnen bald den Schlaf von den Augen. „Brüderchen!“ sprach Hylas, was beginnen wir heute mit unsern Fischen? Dank dem gütigen Glücke! Es jagte uns sehr viele in's Netz. Die bringen gewiß ein schönes Stück Geld ein.“ „Mag seyn, mein Lieber!“ antwortete Halys, „aber ich meine, wir sollen diesmal unsere Fische nicht alle verkaufen; denn wir fingen sie mit einem entlehnten Netze. In der Hütte unsers Nachbars, der es uns lieh, hat sich ein schlimmer Vogel eingenistet; er heißt Armuth. Seine vielen Kinder rufen oft: Brod Vater, Brod! und ach sein Brodsack ist leer. Das weißt du wohl, Bruder! Wie nun, wenn wir uns heute einen guten Tag machten, und unsern armen Nachbar dazu bäten, daß sich die Hungernden satt äßen, und uns segneten; sollte dir das nicht gefallen? nicht besser gefallen, als die etwas höhere Einnahme an Geld, das doch in wenigen Tagen wieder wie Spreu verflöge?“

„Dein Einfall, Bruder“! erwiederte Hylas, „ist herrlich! Ich freue mich schon auf das Hüpfen und die Eßlust unserer jungen Nachbarn. O das wird lustiger seyn, als das Hüpfen der Karpfen in Teichen, wenn man ihnen Brosamen streut! Und wie sie uns danken werden! Komm, wir

wollen zum Schäfer Milon hinüber; er soll bei unserm Mahle die Querpfeife blasen, und seine jüngste Tochter, die schöne Daphne, soll uns singen. Unsers Nachbars ältester Sohn hört ihren Gesang lieber, als das seufzende Flöten der Nachtigall. Komm, sie sollen sich freuen, wir laden sie Alle sogleich zum Feste!"

Bronner.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr," sprach er, „leih't mir hundert Gulden!
Allein, zu eurer Sicherheit,
Hab' ich kein ander' Pfand als meine Redlichkeit:
Indessen leih't mir aus Erbarmen,
Die hundert Gulden auf ein Jahr!"
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier," spricht er, „nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen!
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann;
Dem muß man, ohne Handschrift, borgen."
Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? — sollt' er auch Phileten hintergehen
Und ein Betrüger seyn? — Vielleicht!
Doch, nein! hier kommt der Schiffer gleich.
„Herr" fängt er an, „erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seh't! hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann!
Ich bitt' euch herzlich: nehm't sie an!
Ihr seid ein gar zu wack'rer Mann."

„O, spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld gelieh'n,
Hier ist mein Rechnungsbuch! ich will's zu Rathe zieh'n;
Allein ich weiß es schon du stehest nicht darinnen.„

Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
„Hier,“ spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke!
Noch hundert Gulden! nehm't sie hin
Und laßt mir nur das Lob: daß ich erkenntlich bin!
Ich bin vergnügt; ich habe keine Schulden,
Dieß Glück verdank' ich euch allein;
Und woll't ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder fünfzig Gulden!“

„Hier,“ sprach Phielet, „hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Seegen!
Ein Mann der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn, seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein;
Die sollen deinen Kindern seyn!“

Mensch, mache dich verdient um And'rer Wohlergehen!
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

Gellert.

Die Freunde.

Zwei Freunde wandelten durch einen dichten Wald.
Der Eine sprach: „hier ist der Bären Aufenthalt.„
Der And're sprach:„ hier sind von mehrern Diebeshorden
Oft Reisende beraubt und oft getödtet worden.„

Dann sprachen Beide: „wohl, was uns auch treffen mag;
Als Freunde waren wir vereint bis diesen Tag;
Wir bleiben's künftig auch und werden in Gefahren
Uns durch verbund'ne Kraft in jeder Noth bewahren."
Kaum war dies Wort gesagt, da zog ein großer Bär
Auf uns're Freunde schon aus dem Gebüsche her.
Der Eine flüchtete sich schon auf eine Eiche;
Der And're aber fiel und lag, wie eine Leiche,
Am Boden hingestreckt, weil er einmal gehört,
Daß nie ein Bär vom Fleisch' erschlag'ner Menschen zehrt.
Der Bär sprang auf ihn los; er doch verhielt den Oden;
Der Bär beroch ihn rings, beleckt' ihn auf dem Boden,
Und lief zuletzt davon, weil er als todt ihn nahm.
Jetzt sprang der Freund vom Baum, und als er nahe kam,
Rief er: „was hat der Bär dir in das Ohr gesprochen;
Als er am Boden dich beschniffelt und berochen?"
„Er hat," sprach jener, „mich gewarnt: nimm dich in Acht
Vor Freunden, die die Noth sogleich dir untreu macht!"

Gellert.

„Die liebe lange Nacht
(Sprach Petrus einst) hab' ich mit saurem Schweiß durchwacht,
Und leider nichts gefangen" —
„Nicht Alles läßt sich auch durch seinen Schweiß erlangen;
(Sprach unser Herr), fahr' auf die Höh'
Mit gutem Muth,
Und thu' noch einen Zug!"
Er that's, und rief: „ach, Herr, genug!
Das Netz zerriß; wir können mehr nicht fangen."

Kleingläubiger, heg' immer guten Muth:
Noch wird das Ende gut.
Kein Wunder der Natur gelang durch Schweiß und Müh';
Auf Gottes Wink gelingen sie.

Herder.

Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fing an zu streiten.

Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du, wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseyns; was du erschlafftest, rege ich auf. —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheiden verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ich's anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme Alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schooß; sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es all dein Blendwerk und neiget sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gegen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schooß. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.

Herder.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit, was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf;

Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n.

Rosen; denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen; denn sie blüh'n u. blinken
Links u. rechts noch um uns her.
Rosen steh'n auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum d. Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt-süß;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns in's Paradies.

Herder.

Die drei Goldfischchen.

Eine Fabel.

Ein guter Mann hatte einstmals drei Goldfischchen; die niedlichsten kleinen Fische von der Welt. Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen. Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen in's Wasser; und da kamen denn die niedlichen Fischchen und ließen sich's wohlschmecken. Da rief er ihnen beständzu: „Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebet." „Geht nie durch's Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist; und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin!" Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann, ich will's ihnen wohl verständlich machen, und stellte sich an das Gitter. Wenn dann eines von ihnen kam, und durchschwimmen wollte; so plätscherte er mit einem Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrack und zurückschwamm. Ebendas that er auch, wenn eines von ihnen oben auf's Wasser kam, damit es wieder hinunter auf den Grund ginge. Nun, dachte er, werden sie mich wohl verstanden haben, und ging nach Hause. Da

kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen und schüttelten das Köpfchen, und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durch's Gitter in den großen Teich schwimmen sollten. „Geht er doch selbst da oben, sagte das eine; warum sollen wir nicht auch ein Bischen höher kommen dürfen? „Und warum sollen wir eingesperrt seyn? sagte das Zweite; was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich schwimmen?“ „Es ist gewiß ein harter Mann, sagte das Erste wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen!“ „Ich werde mich nicht an ihn kehren, setzte das Zweite hinzu; ich will sogleich eine kleine Lustreise in den großen Teich vornehmen.“ „Und ich, rief das Erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.“ Das dritte Goldfischchen allein war klug genug zu denken: „Der gute Mann muß doch wohl seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat.“ „Daß er uns liebt, und uns gern Freude gönnt, ist gewiß.“ „Warum käme er sonst so oft, und gäbe uns Semmelkrümchen, und freute sich so, wenn wir sie aufessen?“ „Nein, er ist gewiß nicht hart; und ich will thun, was er haben will, ungeachtet ich nicht weiß, warum er's so will.“ Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die Andern aber thaten, was sie gesagt hatten. Das Eine schwamm durch's Gitter in den großen Teich und das Andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenscheine, und Beide lachten ihren Bruder aus, daß er's nicht eben so gut haben wollte. Aber was geschah? Das Eine war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf dasselbe zu und verschlang es. Das Andere, das sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf dasselbe herab, fing es, und fraß es auf. Nur das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig. Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit, und brachte

ihm alle Tage das beste Futter. So lebte es immer recht vergnügt, und erreichte ein hohes Alter.

Aus Campe.

Der Wandersmann und der Kolibri.

Ein Mensch, der sich die Welt nie überdrüßig sah,
Der hinter Nubien, zu London und Surate,
In Lappland, Tripoli und Japan Brüder hatte,
Kam endlich nach Amerika.

Dergleichen lange Fahrt pflegt Schiffer abzumatten:
Er warf sich unter einen Baum,
Um unter dessen kühlen Schatten
Ein wenig auszuruh'n; allein er schlummert kaum,
Als ihn ein stark Geräusch erwecket,
Davon er keinen Grund entdecket.

Indem er um sich sieht, so fliegt ein Vögelein
Aus dem belaubten Ast, in dessen bunten Flügeln
Sich Gold und Iris Farben spiegeln.
Der Vogel selbst war wunderfein,
Und kaum von Maienkäfers Dicke.

Kannst du so rauschen, o du Mücke
Rief hier der Wandersmann. Ja, sprach der Kolibri,
Hierüber darfst du dich nicht härmen.
Es heißt bei Menschen, wie bei'm Vieh:
Der Kleinste macht den größten Lärmen.

Lichtwer.

Diogenes und Bachides.

(Der erste erzählt.)

Da ich neulich auf einem meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölz gerieth, welches sich nicht weit von Neptun's

Tempel längs dem Ufer hinzieht, erblickte ich in dieser wilden Gegend einen Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, übel gekleidet, ungekämmt, hager, blaß, hohläugig, kurz mit allen Merkmalen des Kummers und Elends, unter einen Baum hingeworfen.

Er war in Begriff, von einer Handvoll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etlichen Stückchen in Wasser geweichter Zwiebeln seine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daß es Bachides von Athen war, dem kurz zuvor, ehe ich die Stadt zum letzten Mal verließ, ein Vermögen von wenigstens achthundert Attischen Talenten von einem alten reichen Vater, dessen einziger Sohn zu seyn er das Glück hatte, erblich zugefallen war. Wie treffe ich hier den glücklichen Bachides an? und so allein bei einer so kärglichen Mahlzeit? — sagte ich.

B. Glücklich! Ach, rief er seufzend, diese Zeit ist vorbei, Diogenes; denn du bist es, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen.

D. Ich wünsche, daß sie dich nie mehr getäuscht haben mögen, versetzte ich.

B. Du kommst sehr gelegen; ich wollte dich aufsuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben.

D. So hast du eine vergebliche Reise gemacht; denn ich habe keine Schule.

B. Ich werde also dein erster Schüler seyn. Ich will von dir lernen, wie du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin du schon so viele Jahre lebtest, glücklich zu seyn.

D. Und wozu wolltest du diese Wissenschaft nützen?

B. Wozu? — Ich dächte, mein bloßer Anblick sollte diese Frage beantworten.

D. Ich sehe wohl, daß einige Veränderung in deinen Umständen vorgegangen seyn muß. —

B. Eine sehr große, eine sehr große! Du kanntest mich noch, da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz, genug hatte, um mich von dem größten Theile meiner Mitbürger beneidet zu sehen.

D. Ohne Zweifel hattest du auch Bildsäulen, Gemälde, Persische Tapeten, goldene Trinkgefäße, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen. —

B. Das hatte ich Alles, und besser als Jemand zu Athen.

D. Ich bedau're es.

B. Ich finde nichts dabei zu bedauern, als daß ich es nicht mehr habe.

D. Beides. Aber durch was für Unglücksfälle?

B. Ich will dir die Wahrheit gestehen, Diogenes. — Keine Unglücksfälle, Pracht, Aufwand, Feste, Gästmähler, haben mein Vermögen aufgezehrt. Zehn glückliche Jahre, — wie kann ich ohne Verzweiflung an das denken, was ich jetzt bin! — Zehn glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Komus und Bacchus und mit allen Göttern der Freude zu.

D. Und diese freundlichen Götter halfen dir in zehn Jahren ein Vermögen von achthundert Talenten verschlingen?

B. Wenn es noch einmal so viel gewesen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freude und Ausschweifungen zu vertauschen. Ich gestehe es, ich war ein unbesonnener Mensch; ich dachte nicht an die Zukunft.

D. Und jetzt, da du gezwungen bist, an sie zu gedenken, was sind deine Anschläge?

B. Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen.

D. Du wirst dir doch mit so vielem ausgeworfenen Gelde, so vielen Festen und Gastmählern, Freunde gemacht haben?

B. Freunde, so viel du willst, — aber seitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich Niemand mehr.

D. Das hättest du in der Akademie, oder weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warst, von

zwanzig ehemaligen Glücklichen, welche sich bei dir eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch ich will die Vorwürfe, die du dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist: was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden seyn, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlornes Vermögen wiedergäbe?

B. Welch' eine Frage! — Zum Unglück kenne ich kein so freigebiges Wesen.

D. Du irrest, Bachides; der Fleiß ist dieser hülfreiche Gott; Arbeit und Mäßigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in welchen der ärmste Sohn der Erde graben darf, so viel er will.

B. Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, so kann ich nicht. Alle Arten von Arbeit wollen gelernt seyn, und ich — ich habe nichts gelernt.

D. Ich will zugeben, daß du keine Kunst verstehest, die dich nähren könnte; aber du hast Verstand, du kannst reden; widme dich der Republik; bewirb dich um das Vertrauen der Athener.

B. Du scherzest gar zu bitter, Diogenes. Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte einem Menschen anzuvertrauen, der sein eigen Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat?

D. Es dürfte schwer halten. —

B. Zudem muß man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nicht bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will.

D. In deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen ist freilich ordentlicher Weise kein ander's Mittel, sich emporzuschwingen, als Verdienste. Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. Aber du kannst ja Kriegsdienste nehmen.

B. Als Gemeiner? Lieber wollte ich mich auf eine Ruder-

bank vermiethen; als Offizier? Dazu gehört Geld, oder Unterstützung, oder persönliches Verdienst.

D. Nun, dann gestehe ich dir, daß ich am Ende meiner Anschläge bin. —

B. Du hast das Alles nicht von Nöthen, wenn du mir nur lehren willst, wie du es machst, um in eben so dürftigen Umständen, als die meinigen sind, so glücklich zu seyn, wie du es wenigstens zu seyn scheinst.

D. Ich bin es in der That, Bachides; aber laß dir sagen, daß du irrest, wenn du mich in dürftigen Umständen glaubst. Hierin betrügt dich der Schein. Ich bin reich, reicher, denke ich, als der König von Persien, — denn ich bedarf so wenig, daß ich das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr, daß mir etwas mangle. Diese Genügsamkeit erhält mich so gesund und stark, wie du mich siehest. Oft reiße ich, aus Mitleiden, oder um mir Bewegung zu geben, dem schwitzenden Sklaven die Mühle aus der Hand, und mahle für ihn.

B. Sonderbarer Mann!

D. Du glaubst nicht, Bachides, wie viel darauf ankommt, daß das Werkzeug, worauf unsere Seele spielen soll, wohl gestimmt sey. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe, ohne Leidenschaften, ohne Anhänglichkeit an Dinge, die an sich selbst keinen Werth haben, die uns der Zufall rauben kann, sollt' ihr nicht glücklich seyn? Ist nicht die ganze Natur mein, in sofern ich sie genieße? Welch' eine Quelle von Genuß liegt nur allein in dem Mitgefühle bei dem, was Andern Frohes oder Trauriges widerfährt! Ich besorge, du kennst diese Quelle nicht, Bachides, — und zu allen dem habe ich einen Freund.

B. Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet, und wohnst, wie man sagt, in einem Fasse.

D. Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir

in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer, und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; denn für uns zwei ist meine Tonne zu enge. Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeit darin; dürre Baumblätter zum Lager, und einen breiten platten Stein zum Tische.

B. Ich nehme dein Anerbieten an, in der Hoffnung, daß du großmüthig genug seyn werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das du besitzen mußt, um dir einbilden zu können, daß du reich und glücklich seyst.

D. Du sprichst so, als ob du dir einbildest, ich trage Zaubermittel bei mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bachides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt; aber es läßt sich so leicht nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich lehren; aber um ihre Wahrheit zu fühlen, wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu seyn, wie ich, muß die Natur uns eine gewisse Anlage gegeben haben, — die du vielleicht nicht hast. — Doch machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bei mir; gut! wo nicht, so wird uns der Zufall vielleicht einen andern Ausweg zeigen.

Die erste Nacht, die mein Gast und Schüler in meiner Grotte zubrachte, konnte er keinen Schlaf finden. Man merkte wohl, daß der Mensch auf weichem Polster und Schwanenfedern zu liegen gewohnt war. — Eine Nachtigall sang zum Entzücken nicht weit von unserer Höhle. Höre, sagte ich, die freundliche Sängerin, welch' ein schönes Schlaflied sie uns singt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bei dem, was er hörte. Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühstück von Brombeeren, die wir im Gebüsche pflückten; ich gab ihm ein wenig Brod aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht, und dachte mit Seuf-

zen an die Mahlzeiten seines glücklichen Zustandes, und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden, als sein Frühstück war. Ich fing an, mit ihm zu vernünfteln; ich bewies ihm, daß ein Mensch in allen Umständen der glücklichste von der Welt seyn könne, sobald er wolle. Er schien mir aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht. Unter diesen Gesprächen kamen wir wieder bis in's Gebüsch, worin er sich verlor, ohne daß meine Augen ihn je wieder gesehen haben.

Der arme Mann! Er wünschte des Segens zu genießen, den die Weisheit mit sich führt, und hatte doch nicht das Herz, sich von ihr leiten zu lassen. Der arme bedauernswürdige Mann! Aus Campe.

Der sterbende Greis.

Eine Erzählung.

In einer Stadt in Deutschland nährte
Sich fromm und still ein alter Greis,
Von dem man wenig sah und hörte,
Durch seinen mühevollen Fleiß.
Ihm war das Loos der Dürftigkeit beschieden;
Und dennoch lebt' er so beglückt,
So sorgenfrei und so zufrieden,
Von seiner Armuth nicht gedrückt.
Jetzt hat er nur noch wenig Schritte
Auf seiner Lebensbahn zu thun;
Er war bereit, oft war's auch seine Bitte,
Nun bald im Grabe auszuruh'n.

Als er einmal die Sonne sinken sahe,
Rief er: „du meines Lebens Abendroth,
Ist meine Nacht denn noch nicht nahe?
Wo bleibt mein letzter Freund, der Tod?“
So legt' er sich in seiner Hütte nieder,

Mit einem Blick auf seinen Lebenslauf.
Um Mitternacht erwacht' er wieder;
Ein Fieberschauer weckt' ihn auf.
„Das ist mein Freund! Bedeckt mich sanft ihr Halme
„Des Frühlings," ruft er hoffnungsvoll;
„Mir deucht, ich fühle schon das süße Weh'n der Palme,
„Die droben mich umschatten soll."
Mit frohem, dankendem Gebete
Erwartet er den nahen Tag.
Der Tag erscheint; die Morgenröthe
Scheint freundlich auf die Stelle, wo er lag.
Der fromme Greis führt einen Knaben
Zur Tugend an; der kommt von ungefähr.
„Tritt näher," spricht der Greis, „bald sollst du mich begraben,
„Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr.
„Ruf mir den Prediger jetzt her!"
Der Knabe weint, und ohn' ein Wort
Zu sagen, geht er weinend fort.

Der Priester kommt, und sieht auf einem Lager
Von Stroh, den armen alten Greis;
Die Wange, todtenbleich und mager,
Befeuchtet schon der kalte Schweiß.
Er faßt ihn bei der Hand, und fragt: mein armer Alter,
Verlangt ihr keinen Arzt? — „Ich bin nun achtzig Jahr,"
Versetzt der Greis — „und nur der Arzt im Himmel war
Bis diese Stunde mein Erhalter.
Mein Führer führte mich nicht auf den Rosenanger,
Auf welchem Mancher Freude brach;
Mein stilles Leben war ein langer,
Ein heißer saurer Erntetag;
Doch wenn ich einen Blick auf jenen Rasen thue,
Der bald die müden Glieder deckt:
Dann fühl' ich auch, wie süß die Ruhe

Auf solchen Tag der Arbeit schmeckt.
Jetzt mäht der Schnitter eine Aehre,
Die schon so lange reifte, ab."
Dem Prediger rollt' Zähr' auf Zähre
Von seinem Angesicht herab.
"Herr Pastor," fuhr er fort, "mein Leben zittert
Nicht vor dem Schritt aus dieser Welt;
Ein Faden nur ist, der es hält,
Und der mir noch den Tod verbittert.
Zwar du, Gott! du wirst fernerhin,
Seufzt er, die Hände fromm gefalten,
Die Arme, wenn ich nicht mehr bin,
Auch ohne mich gewiß erhalten,
Für die ich oftmals hier im Stillen
Um manches Erdengut dich bat.
Du sahst es, Gott! wie weh um ihretwillen
Allein mir meine Armuth that.
Nur eine Bitte hab' ich noch
An Sie, Herr Pastor, eh' wir scheiden" —
O sagt sie, guter Alter, sagt sie doch!
Erfüllen will ich sie mit Freuden!
"Sie wissen, sprach der Greis, beim Königsforst die Weiden,
Nur eine Stunde weit von hier,
Da liegt ein Jägerhaus" — Jetzt öffnet sich die Thür.
Von nicht ganz nied'rem Stand', erscheinet
Ein armes Mädchen, welches weinet,
Mit einer Wehmuth im Gesicht,
Die schon für sie um Mitleid spricht —
"Mein Vater!" jammert sie. — Vor Zittern ihrer Glieder,
Vor Schmerz, der fast das Herz ihr brach,
Verstummt sie hier, und sinkt am Lager nieder,
Auf dem der gute Alte lag.
"Ich kann dir fürder nichts gewähren!"

Seufzt unser Greis. Sie schweigt, faßt seine Hand,
Und überströmet sie mit tausend Zähren;
Und als sie endlich sich ermannt,
Bringt sie die Wort' heraus: sie ist verschieden!
Ach! meine Mutter, die bisher
Von euch ernährt ward, — ist nicht mehr.
„Wohl! spricht der Greis, wohl ihr! sie ruh' in Frieden;
Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer;
Ich folg' ihr nach. — Herr Pastor, nun
Bedarf es weiter nicht der Bitte;
Gott hat sie selbst versorgt. Nun sinke nur, du Hütte
Des Geistes! O wie sanft will ich im Grabe ruh'n!" —
Und zu dem Mädchen sprach er: „Gott wird für dich sorgen.
Leb' wohl! und sey des Lebens werth!
Wir seh'n uns wieder! Einst an jenem großen Morgen,
Wann der Belohner uns verklärt.
Hier nimm noch meinen letzten Segen!"
Er segnet sie — „Die Ewigkeit
Erwartet mich. Bleib' du auf Gottes Wegen;
Das schöne Ziel dort ist nicht weit." —
Auch ihr verlaßt mich, weint das Mädchen; so erbarme
Du dich, o Gott im Himmel, mein!
Ein Vater war't ihr mir; und ach! jetzt soll ich Arme
Verwais'te auch von euch verlassen seyn?
Schwach sprach der Greis: „die Unschuld sey dein Erbe!
Bewahre sie! groß ist ihr Lohn.
Verlaß mich nun! ich fühle, daß ich sterbe;
Der Tod ist nah' an meinem Herzen schon."
D'rauf wandt' er sein Gesicht und athmet' immer leiser;
Und endlich schloß er still sein Auge zu;
So still, so sanft entschläft ein Weiser,
Und Engel fördern ihn zur Ruh'.
Das Mädchen warf sich auf die werthe Leiche

Mit einem jammervollen Ach!
Und küßte tausendmal das todtenbleiche
Gesicht, und weint' ihm ihren Dank noch nach.
„Kind," sprach der Priester, „laß ihn ruh'n; er ist nun Erbe
Des Lohns, den er sich hier erwarb.
Gott gebe, daß auch ich des Todes sterbe,
Den dieser fromme Edle starb.
Wie hat er aber deinen Dank erworben?
Ein solcher alter, armer Mann!"
„Mein Vater," weint das Mädchen, „war gestorben,
Da nahm er uns'rer Noth sich an.
Gott lohn' es ihm, was er für uns entbehrte!
Gott lohn' es ihm in einer bessern Welt!
Wo, wie er selbst mich oftmals lehrte,
Die Tugend ihren Lohn erhält.
Mein Vater war der Pfarrer armer Bauern;
In ihre Hütte trug er Brod,
Und minderte, statt kalt sie zu bedauern,
So viel er konnte, ihre Noth.
Wir sahen ihn zu einer Zeit,
Da er uns noch so nöthig war, erblassen;
Was konnt' er uns, als Dürftigkeit,
Bei seiner Milde, hinterlassen?
Von jeder Art der Noth umringt, sah'n wir, ach!
Nicht weit von uns das drohende Verderben.
Ich war noch Kind, und meine Mutter schwach
Und krank; wer sollte Brod erwerben?
Wir suchten Rettung; aber fanden
Kein liebevolles, edles Herz.
Zwei Schwestern meiner Mutter standen
Ganz fühllos da bei unserm Schmerz.
Auch einen Bruder hatte sie,
Der die Erbarmung für betrübte

Verlass'ne predigt's aber nie,
Trotz dem, daß er den Christen sie
So dringend anempfahl, an seiner Schwester übte;
Kaum macht' ihm unsre Noth das Auge trüber.
Kurz Priester und Levit ging kalt vorüber;
Nur dieser arme alte Mann —
(Sie küßt ihn) nahm sich unsrer an.
Er war's, der uns durch sauren Schweiß ernährte;
Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,
So, daß er auch das Bett entbehrte
Und meiner Mutter, als sie kränker ward, es gab.
Sie weigerte sich zwar: „Sollt' ich die Ruh' euch nehmen,
Die ihr so nöthig braucht? Vor Gott müßt' ich mich schämen.“
Allein der gute Alte drang
Unwiderstehlich d'rauf, die Wohlthat anzunehmen.
Ich, sprach er, bin gesund, und sie sind krank;
Und kann denn der zufried'ne Frohe,
Ist seine Seele unbefleckt,
Nicht glücklich ruh'n auf seinem Strohe,
Wenn gleich kein Federbett ihn deckt? —
Der fromme Greis! o süßer mög' er nun
Dafür in Gottes Palmenschatten ruh'n!“
„Gott!“ rief der Prediger, „verbände doch
Ein Bruder so des Bruders Wunden!
Solch' einen Glauben hab' ich noch
In Israel nicht funden.“
So fliehst du oftmals aus der Mitte
Der lauten Welt, du stille Tugend, fort;
Und suchst in einer niedern Hütte
Dir einen stillern Zufluchtsort.

Ihr Jüngling' und ihr Mädchen, wer
Wünscht' nicht des Greises Tugend zu erreichen?
So fromm zu seyn, so gut, wie er?
So geht denn hin und thut desgleichen! Aus Campe.

Der Priester und der Kranke.

Es rasten Pest und Tod in einer großen Stadt;
Die Priester wurden heisch, die Todtengräber matt,
So wuchs der Kranken Zahl, so häuften sich die Bahren;
Geschlechter starben aus, viel Junge vor den Jahren,
Viel Alte, doch nicht gern; das sah nun kläglich aus.
Einst kam ein Ordensmann in ein gewisses Haus,
Hier lag ein kranker Greis, und stritt mit seinem Ende.
Sein Pfühl war mürbes Stroh, sein Hüter kahle Wände;
Zwei Sägen und ein Beil, sein ganzes Hab' und Gut.
„Mein Freund," hub jener an, „faßt einen frohen Muth,
Der Kerker dieser Welt wird euch nun aufgeschlossen,
Wo ihr des Wehmuths viel, und wenig Lust genossen.
„Verzeiht," antwortete der arme kranke Mann;
„Ich habe gut gelebt, so weit ich denken kann.
Mich quälen weder Neid, noch Haß, noch Nahrungssorgen;
Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb mir alle Morgen
Des Tages Unterhalt; von Schulden war ich frei,
Gesund, mein eigner Herr, was fehlte mir dabei?"
Der Pfarrer wußte nicht, was er gedenken sollte,
Doch fragt' er, ob er denn auch gerne sterben wollte?
„Warum nicht?" sprach der Greis, da, wie ihr sehen könnt,
Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust gegönnt?"

O möchten Groß und Klein des Alten Lehre fassen!
Wer sich begnügen läßt, lebt fröhlich, stirbt gelassen.

Aus Campe.

Amintas.

Bei frühem Morgen kam der arme Amintas aus dem dichten Hain', das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun' und trug ihre Last, gekrümmt, auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eich-

baum neben einem hinrauschenden Bach', und der Bach hatte wild jenes Wurzeln von der Erde entblößt, und der Baum stand da, traurig, und drohte zu sinken. — „Schade!„ sprach er, „solltest du, Baum, in dies wilde Wasser stürzen? nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel dieser Wellen hingeworfen seyn.„ Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter. „Ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen und grub frische Erde. Jetzt war der Damm gebaut und die entblößte Wurzel mit frischer Erde bedeckt. Und itzt nahm er sein Beil auf die Schulter und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baum's hin, und wollte in den Hain zurück, um and're Stäbe zu holen. Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: „Sollt' ich unbelohnt dich weglassen, gütiger Hirt? sage mir! was wünschest du zur Belohnung? ich weiß, daß du arm bist und nur fünf Schafe zur Weide führst.„ „O, wenn du mir zu bitten vergönnst, Nymphe;" so sprach der arme Hirt, „mein Nachbar Palemon ist, seit der Ernte, schon krank; laßt ihn gesund werden!„

So bat der Redliche, und Palemon genas. Aber Amintas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde und bei seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Geßner.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in den Klee,
Mit ausgelass'ner Freude.

Hopp, hopp, ging's über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.

„Kind,“ — rief die Mutter, „Kind, halt ein!
Es könnte dir mißlingen.“

Allein das Lämmchen hüpfte fort
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein;
Den wollt' es überspringen.
Sieh da! es springt und bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen.

Ihr lieben, muntern Kinder, schreibt
Dies tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

Bertuch.

Der Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur darnach!“ — „An welchem Platz?“
Schrie Alles laut den Vater an.
„Grabt nur!“ — O weh, da starb der Mann.

Kaum war der Alte beigeschafft;
So grub man nach, aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst' und Spaden ward
Der Weinberg um und um gescharrt;
Da war kein Kloß, der ruhig blieb,
Man warf die Erde gar durch's Sieb
Und zog die Hacken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt

Und Jeder hielt sich angeführt.
Doch, kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug;
Da wurden erst die Söhne klug
Und gruben nun, Jahr ein Jahr aus,
Des Schatzes immer mehr heraus.

Bürger.

Lied vom Reife.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich steh'n,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reife wunderschön!

Von unten an bis oben aus,
Auf allen Zweigelein
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner seyn;

Und alle Bäume rund umher,
All' alle weit und breit,
Steh'n da, geschmückt mit gleicher Ehr',
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und beseh'n
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin u. her darunter geh'n,
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib u. Kinderlein,
Vom kleinen Feuerherd,
Und Marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur-Genuß,
Ohn' Alfanz d'rum und d'ran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Credit u. Geld u. goldnen Ring,
Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' u. Ficht'
Im Reiffen nah und fern —
So gut wird's euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herrn!

Das hat Natur nach ihrer Art,
Gar eignen Gang zu geh'n,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts versteh'n.

Viel schön, viel schön ist unser Wald;
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl.

Lichthell, still, edel, rein und frei,
Und über Alles fein! —
O aller Menschen Seele sey
So lichthell und so rein!

Wir seh'n das an, u. denken noch
Einfältiglich dabei:
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sey?

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reifen in der That! —
Muß Einer doch gewesen seyn,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!

Claudius.

Die nasenweise junge Fliege.

Eine Fabel.

Eine junge Fliege saß mit ihrer Mutter an der Mauer eines Feuerheerdes, nicht weit von einem Topfe, in welchem Suppe gekocht wurde. Die alte Fliege hatte anderwärts zu thun, und sagte also zu ihrem Töchterchen, indem sie wegfliegen wollte: „Kind, bleib auf dieser Stelle sitzen, bis ich wiederkomme."

Warum, Mutter? fragte das vorwitzige Töchterchen.

„Darum, antwortete die Alte, weil ich besorge, daß du jenem kochenden Brunnen (sie meinte den Topf) zu nahe kommen möchtest."

Junge. Und warum soll ich dem nicht nahe kommen?

Alte. Weil du hineinfallen und ertrinken würdest.

Junge. Warum hineinfallen?

Alte. Die Ursache kann ich dir nicht sagen; aber glaube meiner Erfahrung: so oft eine Fliege über einen solchen dampfenden Brunnen flog, habe ich immer gesehen, daß sie hinabfiel, und nimmer wieder herauskam.

Die Alte glaubte hiemit genug gesagt zu haben, und flog davon. Ihr Jungfer Töchterchen aber rümpfte das Näschen, und dachte bei sich selbst: „Was doch die Alten immer für Besorgnisse haben!“ „Da soll ich mir nun nicht einmal das unschuldige Vergnügen machen, über den dampfenden Brunnen hinzufliegen!“ „Ja, wenn ich keine Flügel hätte, und nicht schon klug genug wäre, mich in Acht zu nehmen!“ „Kurz, Frau Mama, was sie mir auch von ihrer Erfahrung vorgesagt haben, so werd' ich doch zum Zeitvertreibe da um den Brunnen ein wenig herumfliegen.“ „Ich will doch sehen, was mich hineinziehen wird!“ Mit diesen Worten flog das schnipp'sche Ding hin. Aber kaum war sie über dem Topfe angelangt, als der aufsteigende Dampf sie plötzlich sinnlos machte. Sie stürzte hinab in den siedenden Topf, indem sie nur noch eben so viel Zeit hatte auszurufen: „Unglückliche Kinder, die sich klüger als alte Leute dünken, und auf keine Warnung achten!“

Aus Campe.

Franz und Fritz.

Eine Romanze.

Zwei Brüder wohnten — wo doch schon? —
Mir deucht in Ammelharen;
Die hatten Jeder einen Sohn
Fast Beid' in gleichen Jahren.
Die muntern Knaben liebten sich,
Als sie noch ihren Ammen
Im Arme tanzten, inniglich,
Und spielten schon zusammen.
Fritz glühte froh, wie Morgenroth,
Hielt Fränzchen ihn umschlungen;
Und Franz vergaß sein Zuckerbrod,
Kam Fritzchen hergesprungen.

Die Väter sah'n es oft mit an,
Wenn sie sich so umschlangen,
Und Freudethränen floßen dann
Herab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern;
Kein Schüler lernte mehr als sie,
Denn Einer half dem Andern.

Einst wollte Fritzchens Vater weit,
Wer weiß wohin, verreisen.
„Fritz, sprach der Vater, „willst du heut'
Mit deinem Fränzchen speisen?“

„Ach ja, Papa! „sprach unser Fritz;
Und kaum war er im Wagen,
So lief der Kleine, wie der Blitz,
Es seinem Franz zu sagen.

Franz, wie man denken kann, sprach ja!
Ging mit nach Fritzchens Hause.
Sie saßen, wie die Prinzen, da
Bei ihrem kleinen Schmause.

Da sah nun Fritz die Kammerthür
(Sonst zu) — jetzt offen stehen.
„Ach, Fränzchen, sprach er, „willst du hier
Papa's Gewehre sehen?“
Sie schlichen alsobald hinein;
„Sieh, sagte Fritz, die vielen!
Das sollten rechte Flinten seyn,
Wenn wir Soldaten spielen!

Frisch, Fränzchen! nimm die braune da!
Ich halt' es mit der rothen.“
„Ach, Fritzchen! — sagte Franz, „Papa
Hat's aber doch verboten.“

„Ei was! Nimm nur die Flinte dort;
Wer wird uns denn verrathen?“
Franz nahm sie hin, sie gingen fort,
Und spielten stracks Soldaten.

Franz stand voll Trotz, wie ein Sergeant,
Denn Fritz war sein Rekrute;
„Legt an! gebt Feu'r!“ rief er entbrannt;
Paff! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzen hin,
Den Strom des Bluts zu stillen;
„Ach, Fränzchen! rief er, „ach, ich bin —
Sag' doch um Gottes Willen!“

Franz sieht ihn an mit Todesqual,
Als wollt' er ihm vergeben,
Drückt ihm die Hand, schnappt noch einmal,
Zum letzten Mal nach Leben!

Fritz schrie, als würd' ein Messer ihm
Tief in die Brust gestochen.
D'rauf stürzt' er todt bei Franzen hin;
Das Herz war ihm gebrochen.

Sein Vater kam drei Tag' hernach
In's Thor, und hört' die Sage;
Er hört' es, seufzt' ein kurzes Ach!
Und starb gerührt vom Schlage.

Aus Campe.

Ländliche Beschäftigung.

Ein Theil unserer angenehmen ländlichen Aussichten sind oft die Vieh-Heerden, die jenseits der Aare auf den entgegenliegenden Hügeln umherweiden. Ergötzend ist es zu sehen, wie sie im fetten Grase für uns ihr Euter mit süßer Milch fül-

len, wie sie unter dem frohen Geläute ihrer Glocken unter einem heitern, gesunden Himmel zerstreut herumirren, wie sie bald die Wärme der Sonne, bald die Kühlung des Schattens, bald die Erfrischungen des Wassers suchen; eine Scene, die immer für Dichter und Maler anziehend genug war, und die in Landschaftschilderungen bei kluger Wahl und Zusammensetzung eine der anmuthigsten Stücke ausmacht. Noch ergötzender ist dort der überraschende Anblick einer Heerde, die auf den Gipfeln eines himmelhohen Gebirges weidet. Da irren sie in den vertraulichen Wolken umher, und ein dumpfes Gebrüll der Rinder schallet aus den Höhen in das tief unten schweigende Thal herab. Die Schaar gesellschaftlicher Hirten macht, ohne weibliche Hülfe, den benachbarten Himmel zum Zeugen ihres Fleißes und ihrer Unschuld; ihre Tage, die anstatt der Nacht, nur mit einer leichten Dämmerung abwechseln, wallen in ihren kleinen Hütten in glückseliger Einförmigkeit, getheilt zwischen Arbeit und Ruhe vorüber; ihr Herz ist, so weit sie von der Erde erhöhet sind, über Neid und Kummer und Sorgen erhaben; und Scherz und Spiel und Freundschaft, und ein von Gesang und Hörnern gewecktes Echo lassen sie die ganze Welt, nur nicht ihre entfernten Galatheen vergessen, deren Ruhm sie oft das öde Gebirge wiederhallen lehren. Aber sobald die abgegraseten Weiden anfangen, vom nächtlichen Reife starr dem umwölkten Mittag entgegen zu trauern, und der Herbst, vom Sturm und rauben Nebel begleitet, die Berge mit frühen Flocken überschleiert; dann steigen die fetten Heerden wieder zu ihren Dörfern hinab, dann schwärmen sie brüllend daher unter dem Klang der Schellen, der weit umher den Weg durchtönt, zu den bekannten Ställen hin, unterdessen daß einige stärkere Stiere die knarrenden Wagen, mit den reichen Früchten der Ernte belastet, langsam daherziehen. Dann eilen die Hirten mit Kränzen geschmückt, unter dem Getön ihrer Hörner, und jauchzendem Zuruf entgegen, und gesellige

Winterfreuden versüßen ihnen in ländlicher Stille unaussprechlich die Tage.

Nicht weniger Reizungen hat die Ernte, wovon so viel für das Glück des Landmanns und für die Wohlfahrt des Staates abhängt, für den menschenfreundlichen Zuschauer. Wenn Mühe und Schweiß angewendet sind, die Wiesen zu befruchten, die Äcker zu pflügen und zu besäen, so erwacht die stille Hoffnung in der Brust des Landmanns, er erwartet mit Zuversicht den Segen der Witterung, er hört schon von Ferne seine Sichel in dem falben Getreide rauschen; schon sieht er jede Garbe in seine Scheune einführen. — Frisch und lebhaft war die Gestalt der Wiesen, ehe sie vom Fuße des Schnitters betreten wurden; zu einer fruchtbaren Höhe war das Gras emporgewachsen, in welchem die vermischte Farbe des Grüns und der hin und her schimmernden bunten Blumen von Ferne das Auge ergötzte; erquickende Wohlgerüche weheten uns von ihnen in der kühlen Dämmerung auf dem Spaziergange entgegen. Aber bald wurden die Annehmlichkeiten der Wiesen geraubt, da man ihren Nutzen suchte. Scharf fuhr die niederhauende Sense in das dicke Gras, und warf es in gleichen Haufen zur Seite; hundert geschäftige Hände zerstreueten es vor den trocknenden Strahlen der Sonne; bald häuften sie es wieder zu Hügeln auf, und verwandelten die Ebene in lauter kleine Berge; die Landleute sangen ihre Freude und den Dank der Vorsehung; begleitet von langen Schatten führten die Stiere die Wagen, auf welchen ihre eingesammelte Nahrung gepreßt geladen ward, vergaßen die Beschwerlichkeit des Zugs, und eilten mit fröhlichem Gebrüll in die offnen Scheunen. — Und dort ausgestreckt in die weite Ferne, deren Grenze das Auge kaum mißt, glänzen die Kornfelder im gelben Schmuck, erhöht von den Strahlen der Sonne; bewegt von den Winden wallet das volle Getreide, sich immer fortwälzend, wie die Wellen des Meeres; und gebeugt von der Last ihrer Fülle verkündigen die Ähren

ihre Reife, und rufen den wartenden Schnitter. Wie fröhlich eilt er in das Feld und holt den Segen, den ihm die Natur und sein Fleiß in die Hände liefert! Eine noch zu wenig erkannte Wollust ist es, solchen Beschäftigungen zuzusehen. —

O! dreimal glücklicher Landmann, der du, beschützt von den Mauern deiner Alpen, in grasreichen Thälern und auf kornvollen Hügeln, einen sichern Reichthum angeerbter Güter besitzest, für dich allein deine Heerden weidest, für dich von deinen Äckern sammelst, und die unter deinen Händen erwachsenen Früchte der Natur in Hütten verzehrest, worin Friede und Vergnügen sich mit einer edlen Einfalt vereinigen. Wer kann deine gesegneten Wohnungen erblicken, oder dich in ländlichen Beschäftigungen auf dem Felde sehen; ohne mit einem Herzen voll Freude an deinem Zustand Antheil zu nehmen, und andern Dörfern zur Ehre der Menschlichkeit den Besitz eines gleichen Glückes anzuwünschen? So oft du die Sonne deine Berge bestrahlen, und auf ihren fruchtbaren Abhängen dein Getreide reifen siehst, oder im anliegenden Thal das Geblök deiner Heerden hörst; so oft empfinde, wie glücklich der Mensch ist, der, gesichert vor den Anfällen der Ungerechtigkeit sein Eigenthum unter einem wohlthätigen Himmel genießet. Und so oft deine Frohlockungen im Lande ertönen, oder du gelagert unter dem grünen Schatten der von deinen Händen gepflanzten Fruchtbäume, oder unter den schlanken Weinreben Lieder von Ruhe und Freiheit dem Wiederhalle vorsingest, so müssen sie zugleich eben so viele Stimmen der Dankbarkeit gegen den seyn, der das Schicksal der Völker regiert. Die Zufriedenheit mit dem, was die Natur und Arbeitsamkeit geben, und die Bedürfnisse des Lebens zu stillen genug ist, gleich fern von Ekel und von Lüsternheit nach fremden Gütern, und die edelste Einfalt der Sitten waren die Tugenden, die deine Vorfahren zu einem Glück erhoben, wovon noch eine reiche Ausströmung bis zu deinen Tagen herabgedrungen ist. Folge, geliebtes Volk,

folge immer ihren würdigen Grundsätzen; sie verlassen, ist der Weg zum Elende, und sie nachahmen, heißt sich so lange glücklich machen, als die entweichenden Strahlen der Abendsonne das Wetterhorn in Purpurglanz bestreuen werden.

Hirschfeld.

Der Löwe und der Esel.

Gebeugt von langen, schweren Lasten
Und mager von dem vielen Fasten,
Ging einst ein Esel über Feld.
Ihn sah der Thiere Fürst, der Held,
Der so gepries'ne Löwe geh'n
Und rief ihm zu mit bittern Schmäh'n:
„Weich' aus, du niederträchtig' Thier!
Man sieht nur seine Schand' an dir.
Du schleppst, soviel man haben will,
Und schweigst zu jeder Drohung still.
Ruhm habt ihr noch allein von mir;
Ich bin des Thierreichs Schmuck und Zier.
Denn mich und meine Tapferkeit
Rühmt man auf Erden weit und breit."
Mit Demuth hub der Esel an:
„Und was hat Gutes sie gethan,
Die so gerühmte Tapferkeit?
Den Wald verheert, das Vieh zerstreut!
Ich nutze Menschen spät und früh;
Und du, Herr Held, zerreißest sie!"

Zachariä.

Der Kärner.

Ein Kärner, der zu eig'nem Schaden
Sein kleines Fuhrwerk überladen,

Saß endlich fest mit seiner Last
In einem Wege, voll Morast.
Sogleich rief er den Gott der Stärke,
Den Herkul an zu gutem Werke,
Und bat mit vielen Thränen ihn,
Mit seinem Karr'n herauszuzieh'n.
Nach dem er lange Zeit die Reise
Versäumt und, nach der Faulen Weise,
Schon in sein Schicksal sich ergab,
Rief eine Götterstimm' herab:
„O Thor, was hilft dein nichtig' Klagen?
Hol' deine Hacke frisch vom Wagen,
Räum' weg, was deinem Rade wehrt,
Und peitsche wacker auf dein Pferd!
Dann ruf' mich an bei dem Geschäfte,
Und Herkul hilft durch deine Kräfte."
Das Beten hilft; nur nicht allein.
Arbeite! — Dann wird's wirksam seyn.

Zachariä.

Lob der Arbeitsamkeit.

Arbeit macht das Leben süß,
Macht es nie zur Last;
Der nur hat Bekümmerniß,
Wer die Arbeit haßt.

Kräfte gab uns die Natur
Zu Beruf und Pflicht;
Leere Müßiggänger nur
Klagen, — leben nicht.

Arbeit ist der Menschen Loos.
Ohne Müh' und Fleiß,
Wird kein Mensch auf Erde groß;
Ehre fordert Schweiß.

Bei Gebet und Arbeit nur
Lebt man menschlich schön;
Keinen Staub in der Natur
Sieht man stille steh'n.

Arbeit und Betriebsamkeit
Geben Ehr' und Brod;
Müßiggang und Schläfrigkeit
Sind schon halber Tod.

Bei Geschäften wird man alt,
Jeder hat uns lieb;
Doch den Faulen nennt man bald
Einen Tagedieb.

Arbeit nur giebt frohen Muth
Und zufried'nen Sinn,
Schafft im Körper rasches Blut,
Lohnt uns mit Gewinn.

O, Wer wollte nun wohl nicht
Gern geschäftig seyn?
Nicht sein Leben seiner Pflicht
Wohlgefällig weih'n?

Göckingk.

Der Schäfer und der Matrose.

Am Ufer weidend ging die Heerde;
Der Schäfer sah hinaus in's Meer;
Da kam mit emsiger Geberde
Ein Bootsgesell des Weges her.
Der Ruf des Donners war erschollen;
Die aufgespannten Segel schwollen;
Der Bube ruft, so laut er kann,
Und endlich kommt das Boot heran.

Den Schäfer jammerte des Knaben;
Er hielt und fragt' ihn: „Sage mir!
Dein Vater, — wo liegt der begraben?" —
„Wohl tausend Meilen weit von hier
Mit allen seinen Schiffsgesellen
Verschlangen ihn im Sturm' die Wellen."
„Und du," fällt ihm der Schäfer ein,
„Willst auch im Meer' begraben seyn?"

D'rauf fragt der Schiffer um die Wette:
„Wo fand dein Vater seinen Tod?"
Zur Antwort gab der Hirt: „Im Bette."
Da lacht der Bub' und springt in's Boot.
„Ei," ruft er, „bist du so verwegen,
Dich in des Vaters Sarg zu legen;
So schwimm' auch ich mit leichtem Sinn'
Auf meines Vaters Kirchhof hin."

Buri.

Morgenlied eines Bauern.

Da kommt die liebe Sonne wieder,
Da kommt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müder,
Und läuft doch immer sehr.

Sie ist ein sonderliches Wesen;
Wenn Morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen
Wie bei'm Altargeräth.

Von ihr kommt Segen und Gedeihen,
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das neue Feld sich neuen,
Und meine Bäume blüh'n.

Und meine Kinder spielen d'runter,
Und tanzen ihren Reih'n,
Sind frisch und rund und roth und munter,
Und das macht all ihr Schein.

Was hab' ich dir gethan du Sonne!
Daß mir das widerfährt?
Bringst jeden Tag mir neue Wonne,
Und bin's fürwahr nicht werth.

Du hast nicht menschliche Gebehrde,
Du issest nicht, wie wir,
Sonst holt' ich gleich von meiner Heerde
Ein Lamm, und brächt' es dir,

Und stünd' und schmeichelte von ferne,
„Iß, und erquicke dich,
„Iß, liebe Sonn', ich geb' es gerne,
„Und willst du mehr, so sprich."

Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von deiner Güt' und Zier.

Und weil wir ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen sein,
Und an dem edeln Werk erkennen,
Wie freundlich er muß seyn!
O! bis mir denn willkommen heute,
Bis willkomm', schöner Held,
Und segn' uns arme Bauersleute,
Und unser Haus und Feld.
Bring' unserm König heut' auch Freude,
Und seiner Frau dazu.
Segn' ihn und thu' ihm nichts zu Leide,
Und mach' ihn mild wie du!

Claudius.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hanns einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja Vater," rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben, oder nicht:
So sag' ich's euch, und Jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd."
„Das," spricht der Vater, „nimmt mich Wunder;
Wiewohl, ein jeder Ort läßt Wunderdinge seh'n.

Wir zum Exempel, geh'n itzunder,
Und werden keine Stunde geh'n:
So wirst du eine Brücke seh'n,
(Wir müssen selbst darüber geh'n,)
Die hat dir Manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig seyn),
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein."

Der Bub' erschrack, sobald er dieß vernommen.
„Ach," sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie euer großes Pferd? dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders seyn?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer, als ein Kalb."

Die Brücke kommt. „Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!"
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach Vater!" spricht er, „seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

Gellert.

Die muthige Freundschaft.

Zwei Reisende, der Eine ein Spanier, der Andere ein Franzose, hatten beide das Unglück gehabt, in die Sklaverei zu Algier zu gerathen. Der Erste hieß Antonio, Roger der Andere. Zufälliger Weise wurden beide zu einerlei Arbeiten gebraucht. Freundschaft ist die beste Trösterin der Unglücklichen. Antonio und Roger waren durch die engsten Bande derselben verknüpft, und genossen in der traurigsten Lage ihrer ganzen Süßigkeit. Sie klagten sich einander ihre Noth, und trösteten sich wechselweise. Sie unterhielten sich während der Arbeit von ihren beiderseitigen Familien, von ihrem Vaterlande und von der Freude, die sie empfinden würden, wenn sie jemals das Glück haben sollten, wieder frei zu werden. Dann weinte jeder seinen Schmerz über ihr gegenwärtiges Elend an des andern Busen aus, und die Erleichterung, die sie darnach fühlten, machte sie stark genug, ihre Ketten und die mühseligen Arbeiten, die man ihnen auferlegte mit Geduld zu ertragen.

Sie arbeiteten aber an der Anlegung eines Weges, der durch felsigtes Gebirge geführt werden sollte. Eines Tages hielt der Spanier in seiner Arbeit ein, ließ seine ermatteten Arme sinken, und warf einen aufmerksamen Blick nach dem Meere hin. Plötzlich fiel er seinem Freunde um den Hals und rief mit Entzücken aus: „Siehst du, Lieber, dort am fernen Gesichtskreise ein Schiff erscheinen?“ Roger sah hin, nahm das Schiff in der Ferne wahr, konnte aber doch noch nicht begreifen, warum sein Freund darüber so ausser sich vor Freuden war. Er fragte ihn also darum, und Antonio antwortete:

„Dieses Schiff ist hoffentlich ein christliches. Nach seinem Laufe zu schließen, wird es nahe bei dieser Küste vorbeisegeln, und aller Wahrscheinlichkeit nach hier nicht vor Anker gehen.“

Roger. Nun?

Antonio. Wenn es nun dieser Küste gegenüber seyn wird: so stürzen wir uns von dieser Felsenspitze hinab in's Meer,

schwimmen nach dem Schiffe hin, und dann, du Theurer, dann hat unser Elend ein Ende! Wir werden frei seyn, und in kurzem unser Vaterland, unsere Eltern, unsere Freunde wiedersehen

Hier stürzte er sich seinem Freunde abermals in die Arme, und benetzte mit Freudethränen seine Wangen. Aber Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. Er sagte nur:

„Wenn du dich retten kannst, mein Lieber, so werde ich mein eigenes Elend künftig ruhiger ertragen!"

Antonio. Wie meinst du das, Roger?

Roger. Ich selbst werde dich nicht begleiten können, werde allein zurückbleiben müssen.

Antonio. Ich verstehe dich nicht.

Roger. Wie könnte ich mit dir hinabspringen, da ich niemals schwimmen gelernt habe?

Antonio. So habe ich's gelernt! An meinem Gürtel sollst du dich halten. Die allgewaltige Freundschaft wird meine Nerven stärken, ich werde dich und mich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten im Stande seyn.

Roger. Das wirst du nicht. Unmöglich kann ich zugeben, daß du dich der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussetzest.

Antonio. Gesetzt nun auch, ich unterläge der Größe unsers kühnen Unternehmens; ist's denn nicht besser, wir sterben beide in Einem Augenblicke, als daß der Eine im Elende zurückbleibt, und daß dem Andern durch die stete Erinnerung daran sein ganzes Leben verbittert werde? — Aber wozu diese ängstlichen Besorgnisse? Unsere Freundschaft wird, wie gesagt, mich stärken, und mich fähig machen, mit meinen wohlgeübten Kräften Wunder zu thun. Aber ich merke, daß unsere Henker uns beobachten; wir müssen uns trennen, Lieber; wenn das Schiff nahe genug ist, bin ich wieder bei dir.

Mit diesen Worten verließ er ihn. Sein Freund fühlte die heftigsten Gemüthsbewegungen. Liebe zur Freiheit, und sehnsuchtvolles Verlangen, seine Eltern wiederzusehen, riethen

ihm, das großmüthige Anerbieten seines Freundes anzunehmen. Aber der Gedanke an die gedoppelte Lebensgefahr, die derselbe zu seiner Rettung übernehmen müßte, machte ihn schaudern. „Nein, nein," sagte er endlich zu sich selbst — „und wäre deine Drangsal noch einmal so groß, als sie wirklich ist, und wäre auch alle Hoffnung, aus diesen Ketten erlöset zu werden, auf immer verschwunden: so sollst du doch nicht zugeben, daß dein Freund um deinetwillen sein edles Leben wage. Antonio, werde glücklich, wie er es zu seyn verdient. Ich will bleiben, will leiden, bis der Tod meinem unglücklichen Leben ein Ende machen wird."

So Roger. Indeß durchschnitt das herannahende Schiff mit günstigem Winde die Wellen, und nach einigen Stunden war es an dem Orte, wo die beiden Freunde ihre Sklavenarbeit verrichteten, gerade gegenüber. Antonio bemerkte es; zum Glück hatten seine harten Aufseher sich etwas entfernt; er nützte diesen Augenblick, flog zu seinem Freunde, und sprach: „Jetzt, lieber Roger, ist es Zeit deine Hand, und dann auf immer fort von dieser verhaßten Küste!"

Roger. Nein, mein Freund; nie werde ich mich entschließen, in dein großes Anerbieten zu willigen. Auf, Bester, rette dich allein, und erinnere dich in glücklichen Stunden an unsere Freundschaft. Mit diesen Worten fiel er dem Antonio in die Arme, und vergoß einen Strom von Thränen.

Antonio. Du weinst, Roger? Nicht Thränen, Muth und geschwinde Entschließung haben wir nöthig. Widersetze dich nicht länger. Noch ein paar Minuten, und wir sind auf immer verloren. Wähle, Freund: entweder laß dich von mir führen, oder ich stürze mich vor deinen Augen von diesem Felsen in die tiefe Kluft hinab, um meinem Leben ein Ende zu machen.

Roger wirft sich ihm zu Füßen, will noch einmal ihm Vorstellungen machen; aber Antonio blickt zärtlich auf ihn nieder, hebt ihn auf, umschlingt ihn mit seinem Arme, erreicht

in vollem Laufe den Gipfel des Berges, und stürzt sich getrost mit ihm hinab in die schäumenden Wogen. Beide gehen zu Grunde, bald aber erscheint der Spanier wieder auf der Oberfläche, und mit ihm sein Freund, den er im Hinabspringen beschworen hatte, sich fest an seinem Gürtel zu halten. Antonio rafft alle seine Kräfte zusammen, und arbeitet mit unglaublicher Austrengung dem Schiffe entgegen. Zum Glück bemerkte man den Vorfall auf dem Schiffe, doch ohne zu wissen, was er zu bedeuten habe. Aber auch den Aufsehern der beiden Entronnenen bleibt ihre Flucht nicht verborgen. Sie springen plötzlich in ein Boot, um die Flüchtlinge wieder einzuholen. Antonio bemerkte die Gefahr, und verdoppelte sein Bestreben, den Nacheilenden zu entgehen. Auch Roger hat sich umgesehen, und da er an der Möglichkeit, den Nacheilenden zu entrinnen, verzweifelt; so ruft er seinem Freunde zu: „Rette dich, Lieber; ich erschwere dir deine Arbeit!" Mit diesen Worten läßt er den Gürtel fahren, und sinkt hinab in den Abgrund des Meers. Antonio ihm nach, ergreift ihn, da er eben den Geist aufgeben will, und Beide blieben eine Zeitlang unsichtbar. Das nacheilende Boot hält an, ungewiß, wo die beiden Schwimmer geblieben sind. Unterdeß hatte man auch von dem Schiffe ein Boot ausgesetzt und ruderte heran. Nach einer kurzen Zeit erscheint der Spanier wieder mit seiner geliebten Beute auf den Wellen, und diejenigen, welche zu seiner Rettung abgesandt waren, eilen um desto mehr, sie zu erreichen. Aber nun sind Antonio's Kräfte ganz erschöpft. Er hört, daß man aus dem Boote ihm zuruft, faßt noch einmal Muth, kämpft, ermattet von neuem, und ist eben in Begriff, zu versinken, als das Boot herbeischwankt, und ein hülfreicher Arm seinen und seines Freundes Untergang verhinderte. Man zieht beide über Bord — den Roger als einen schon Verschiedenen, Antonio als einen, der so eben verscheiden will, und in dem nur noch so viel Leben ist, daß er ausrufen kann: „Helft meinem

Freunde, ich sterbe!" Mit diesen Worten fiel er ohnmächtig nieder. Man sucht Beiden zu helfen. Roger kehrt zuerst in's Leben zurück; aber wie groß war sein Schrecken, da er den, der ihm das Leben erhalten hatte, erblaßt zu seinen Füßen liegen sah. Er stürzte sich auf den erstarrten Leib des Geliebten, und erfüllte die Luft mit seinen Wehklagen. Der gütige Himmel erbarmte sich seines Jammers, und neue Lebenskraft fing an, sich in dem erblaßten Körper des Edlen zu regen, der mit seiner Großmuth sich hingeopfert hatte für seinen Freund. Antonio that einen Seufzer, und Roger erhob ein lautes Freudengeschrei. Man verdoppelte die Bemühung mit Reiben und Erwärmen, bis der Erstarrte endlich wieder seine Augen öffnete. Seine Blicke suchten Roger. Sie fanden ihn, und dieser erfreuliche Anblick vollendete seine Wiederkehr in's Leben. Beide hielten einander fest umschlungen, und benetzten Einer des Andern Angesicht mit süßen Freudenthränen. So langten sie bei dem Schiffe an. Ihre tugendhafte Freundschaft flößte den härtesten Matrosen Ehrfurcht ein. Man beeiferte sich um die Wette, ihnen zu dienen: und in kurzer Zeit waren Beide völlig wiederhergestellt. Beide kamen nach einer glücklichen Fahrt gesund und wohlbehalten in ihrem Vaterlande an, der Spanier zu Kadix, der Franzose zu Baurdeaux. Ihre Trennung war die schmerzlichste, aber verminderte im geringsten nicht ihre gegenseitige Zärtlichkeit. Sie blieben die treusten, innigsten Freunde bis in den Tod, und ersetzten, so lange sie lebten, das Vergnügen eines persönlichen Umganges durch einen liebevollen Briefwechsel.

Aus Campe.

Abendlied der Geschwister.

Den süßen Schlaf erbitten wir,
Du bester Vater! uns von dir.

Gieb deinen müden Kindern Ruh'!
Indem sie schlafen, wachest du.
Du waltest mit Barmherzigkeit
Stets über uns're Lebenszeit;
Voll Lieb' und Weisheit theilst du sie
In Tag und Nacht, in Ruh' und Müh'.
Was gut ist, Vater, kommt von dir;
Des Guten Viel empfingen wir.
Nimm unser schwaches Loblied an
Für das, — was du uns gethan.
Wir wollen deine Kinder seyn
Und bleiben und uns hoch erfreu'n,
Daß du, Gott, unser Vater bist
Und unser nimmermehr vergiß'st!

Bürde.

Die beiden Wächter.

Zwei Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Brantweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis auf's Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der and're sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte blos den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;

Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? der Brodneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: „Verwahrt das Feuer und das Licht!"
Allein so sang der and're nicht.
Er sang: „Bewahrt das Feuer und das Licht!"
Aus dieser so verschied'nen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch banden;
Aus dem Verwahrt und dem Bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach' und Wuth entstanden.
Die Wächter, hör' ich viele schrei'n,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könnet sonst unglücklich seyn;
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Gellert.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er red'te,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Übelstand;
Hier, dacht' er, wird man dich im Geh'n bewundern müssen,
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging; ein Jeder sah ihn an,

Und Alle lachten, die ihn sah'n,
Und Jeder blieb vor Lachen stehen
Und schrie: „Lehrt doch den Fremden gehen!"
Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
„Ihr," rief er, „hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!"
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.
Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf geseh'n.
Vergebens wird ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Blos weil er klüger ist, als wir.

Gellert.

Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen trank und fiel darüber in den Bach.
Dies sah voll Mitleid eine Taube
Und warf ein Blättchen von der Laube,
Auf der sie saß, ihm zu; mein Bienchen schwimmt danach
Und hilft sich glücklich wieder aus dem Bach.
Den andern Tag saß uns're Taube
Zufrieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon sein Rohr auf sie gespannt. —
Mein Bienchen kommt; — pick! — sticht's ihm in die Hand;
Puff! — fliegt der ganze Schuß daneben.
Die Taub' entflieht und dankt nun auch der Bien' ihr Leben.
Erbarm't euch willig And'rer Noth,
Du giebst dem Armen heut' dein Brod;
Der Arme kann dir's morgen geben.

Michaelis.

Der Fuchs und die Weintrauben.

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
  Fand einen Weinstock, der, voll rother Trauben,
An einem Ulmbaum' hing.
Sie schienen ihm ein köstlich Ding;
  Allein beschwerlich abzuklauben.
Er schlich umher, den nächsten Zugang auszuspäh'n;
Umsonst! kein Sprung war abzuseh'n.
  Sich selbst nicht vor dem Trupp der Vögel zu beschämen,
Der auf den Bäumen saß, kehrt er sich um und spricht
Und zieht dabei verächtlich das Gesicht:
  „Was soll ich mir viel' Mühe nehmen,
Sie sind ja herb, und taugen nicht!"

Haller.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast! an der Tafel des Gastmahls giebt es mehrere derselben, als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig; ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig aber hart verklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet." Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen and'rer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathhauses; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn beschenkte und losließ.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; — wie be-

tragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht ruft? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke; sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Herder.

Die Rosen unter den Dornen.

Ein frommer Mann, der tief gekränkt und verwundet mitten unter seinen Verfolgern lebte, ging traurig einmal auf und ab in seinem Garten, an den Wegen der Vorsehung fast verzweifelnd. Wie festgehalten, blieb er vor einem Rosenstrauch stehen, und der Geist der Rose sprach zu ihm also: „Belebe ich nicht ein schönes Gewächs, einen Kelch der Danksagung voll süßer Gerüche, dem Herrn im Namen aller Blumen, sein Weihrauchopfer? Und wo erblickest du mich? Unter Dornen. Aber sie stechen mich nicht; sie beschützen mich und geben mir Säfte. Eben dies thun dir deine Feinde, und sollte dein Geist nicht mehr seyn und fester als eine hinfällige Blume?“ Gestärkt ging der Mann von dannen; seine Seele ward ein Kelch der Danksagung für seine Feinde.

J. G. v. Herder.

Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos seyn?“ sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst und badete sich im Glanz der schönsten Abendröthe; „beinahe ich allein im ganzen Reich der gefiderten Schaaren.“ Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimme nicht; aber dir, o sanfte Philomele! beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch die-

selbe, langsamer meine Wellen ziehe, und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldene Abendsonne! Dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!“

Still entzückt, tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen,“ sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest, und die dir nicht eher gewährt werden konnte.“ Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leyer und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichkeit an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöst und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt war das harmonische Lied: lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich in Elysium wieder fand, am Fuß des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte: denn er hatte den Ton des Unsterblichen gehört, und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes. Herder.

Der Pflug.

Mit Pferden zieht das Feld hinauf
Der Bauer seinen Pflug;
Doch nicht genug:
Er drückt, er drückt die Hand darauf.

So sitz' ich auch an meinem Tisch
Mit aufgeschlag'nem Buch;
Doch nicht genug:
Ich sitz', ich sitz', und lerne frisch.

Overbeck.

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier;
Denn schön're Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr.
Hier Aehrenfelder,
Dort Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Grenze zieh'n.
An jener Höhe
Die Schäferei;
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei;
So nenn' ich meine
Geliebte, kleine
Einsiedelei;
Worin ich lebe
Zur Lust versteckt;
Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft;
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach;
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Erfrischend hin;
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer geh'n
Des Ufers Büschchen
Und selbst die Fischchen
Im Grunde seh'n.
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen.
Ihr schneller Lauf
Geht bald danieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.
Nein, schön're Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr!

Aus Campe.

Die stolze Fliege.

Vier Pferde zogen einen Wagen
Und ließen bei dem schnellen Jagen
Gar einen großen Staub zurück.
Da schwang sich in dem Augenblick
Auch eine Fliege mit hinauf
Und rief dann bei des Wagens Lauf:
„Ihr guten Leute, gebt doch Acht!
Den großen Staub hab' ich gemacht.“
Mach' dich mit leerem Stolz nicht breit;
Man lacht nur deiner Eitelkeit.

Zachariä.

Der Bauer bei'm Feuer.

Bei einem starken Winterfrost
Und bei geringer, schmaler Kost
Behalf ein armer Bauer sich
Gar elend und gar kümmerlich.
Da wird ihm von verruchter Hand
Sein kleines Häuschen abgebrannt.
Er lief hinaus. Die helle Gluth
Nahm überhand. Der Nachbarn Muth
Hilft ihm getreulich; doch zuletzt
Wird alles Löschen ausgesetzt;
Da bei der wachsenden Gefahr
Das Haus nicht mehr zu retten war.
Der Bauer sah hierauf in Ruh'
Den schönen hellen Flammen zu,
Trat näher und hub lächelnd an:
„Kann ich nicht löschen; nun, wohlan!
So will ich mich nicht weiter härmen
Und an dem Feuer lieber wärmen.“
Dem widrigen Geschick zum Trutz,
Mach' selbst das Unglück dir zunutz!

Zachariä.

Die Schafe und der Herr.

Die Schafe.

Du bist doch ungerecht; uns Schafen, die wir dich
Mit unsrer Milch, mit unsern Kindern speisen,
Mit Wolle decken, willst du keinen Dank erweisen.
Fast durch das ganze Jahr geht es uns kümmerlich;
Wir selber müssen uns von fern' die Nahrung holen;
Uns giebst du Nichts; wir geben Alles dir.
Und dies unnütze Thier,
Das deine Nachbarn oft und oft dich selbst bestohlen,
Der Hund, der Nichts als bellt und schreit,
Genießt so viele Gütigkeit.
Du lässest Nahrung ihm von deinem Tische reichen.
Was ist dem Undank zu vergleichen?

Der Herr.

Der Hund nützt mir und euch mehr, als ihr denkt;
Denn ohne seinen Schutz wär't ihr in euren Horden
Schon längst der Wölfe Raub geworden.
Ihr selbst seyd ungerecht; wenn euch sein Vorzug kränkt.
Mißgönnt dem Krieger nicht, ihr Bürger, Rang und Orden!

Willamow.

Der junge Bauer und sein Vater.

„In einem alten Buch, das ich bei'm Pastor fand,"
Sprach Fritz, ein Bauerssohn, „hab' ich gelesen,
Daß vormals eine Zeit gewesen,
Die man die goldene genannt
Das Korn ist da von selbst hervorgekommen;
Die Fische sind gekocht im Teich' umhergeschwommen;
Die Bäche, heißt es, waren Wein,
Und in der Luft sah man gebrat'ne Tauben fliegen;
O wäre noch die Zeit; denkt, Vater, welch' Vergnügen,

In solcher Welt ein Mensch zu seyn!"
„Ei ja, du würdest Viel von diesem Allen kriegen!
Wir wären da gewiß ein gut' Theil schlechter d'ran.
Sprich! wenn der Junker selbst sein Feld bestellen könnte;
Ob er uns wohl ein Fleckchen Ackers gönnte? —
Jagd, Wiesen, Fischerei maßt' er gewiß sich an.
Was bliebe denn für uns in solchen gold'nen Zeiten?"
„Nein, Vater, so müßt ihr's nicht deuten;
Das Buch sagt euch: da war noch Keiner reich,
Da war noch gar kein Herr; wir waren Alle gleich."
„Noch besser! — Alle gleich? — Ei, was für Zanken, Streiten
Und Morden möchte da nicht oft entsteh'n,
Wie oft nicht da Gewalt für Recht ergeh'n!
Nein, itzt kann Jeder doch, was er erwirbt, behalten,
Ißt ruhig hier sein Brod, das Arbeit ihm versüßt.
D'rum geh' mit deiner gold'nen Zeit der Alten
Und laß die Welt so, wie sie ist!" Willamow.

Ländliche Freuden.

Ihr Städter, sucht ihr Freude,
So kommt auf's Land heraus!
Seht! Garten, Feld und Weide
Umgrünt hier jedes Haus.
Kein reicher Mann verbauet
Uns Mond und Sonnenschein,
Und Abends überschauet
Man jedes Sternelein.
Wann früh des Dorfes Wecker
Aus leichtem Schlaf uns kräht,
Durchjauchzt man rasch d. Äcker
Mit blankem Feldgeräth.
Das Weib indeß treibt singend
Die Milchküh' aus dem Stall;
Laut folgen sie und springend
Des Hirtenhornes Schall.
Wir seh'n, wie Gott den Segen
Aus milden Händen streut,
Wie Frühlingssonn' und Regen
Uns Wald und Flur erneut.
Uns blüh'n des Gartens Bäume;
Uns wellt das grüne Korn,
Uns schwärmt nach Honigseime
Die Bien' um Blum' u. Born;
Uns singt das Vöglein Lieder;
Uns rauscht die blaue Fluth;
Uns schwirrt des Hofs Gefieder,
Umpiept von junger Brut;

Uns blöken rings und brüllen
Die Heerden durch die Au'n;
Uns tanzt das schlanke Füllen
Und gafft dort über'n Zaun.
Die Arbeit aber würzet
Dem Landmann seine Kost
Und Muth und Freude kürzet
Die Müh' in Hitz' und Frost.
Sein Weib begrüßt ihn schmeichelnd,
Wann er vom Felde kehrt
Und, seine Kinder streichelnd,
Sich setzt am hellen Herd'.
Die Bursch' und Mägde strotzen
Von Jugendreiz und Mark;
Ja, selbst die Greise trotzen
Dem Alter frisch und stark.
Und heißt der Tod uns wandeln,
Wir geh'n, wie über Feld,
Aus einer Welt zur andern
Und schöner'n Gotteswelt.
Ihr armen Städter trauert
Und kränkelt in der Stadt,
Die euch wie eingemauert
In dumpfe Kerker hat. —
O, wollt ihr Freude schauen,
So wandelt, Hand in Hand,
Ihr Männer und ihr Frauen,
Und kommt zu uns auf's Land!

Voß.

Helmuth.

Helmuth war ein Friedensstörer
Und that selten seine Pflicht,
Machte seinem braven Lehrer
Viel Verdruß und folgte nicht.
Mahnt' sein Lehrer ihn, so dachte
Helmuth: „sprich du nur!" und lachte.
Widerspenstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts,
Gut' und böse Worte, Schläge,
Denkt, selbst Schläge halfen nicht.
Helmuth ward indessen größer;
Aber, leider! nur nicht besser;
Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst nach einem bösen Streich
Sprach sein Lehrer: „du kommst nimmer,
Glaub's! auf einen grünen Zweig.
Wann ich lang im Grabe schlafe,
Trifft dich, denk' daran, d. Strafe.
Itzt noch bitt' ich dich mit Thränen:
Helmuth, bess're dich, denn ach!
Schwere Strafen folgen denen,
Die sich Lastern weihen, nach."
Statt gerührt zurückzuschaudern
Denkt er: „laß den Murrkopf plaudern!"
Jahre sind indeß' verflossen,
Und der Lehrer lebt nicht mehr.
Helmuth streift mit d. Genossen

Seiner Streich' im Wald umher
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.
Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaum's nicht zu hoch.
Er hinan, daß Zweig und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog.
„Heda, seht, hier steh' ich, Brüder!“
Rief er von der Eiche nieder.
„Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt' ich irgend einen Streich:
Helmuth, Helmuth, du kommst nimmer
Mehr auf einen grünen Zweig.
„Itzt wohl brächt' ich ihn zum Schweigen,
Säh' er hier mich auf d. Zweigen,
Und befänd' er mich ganz munter.“
Als er, spottend so, noch sprach,
Knack, da brach's, und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden
Alle, die hier unten standen.

Tiedge.

John Byron.

Euch, ihr jungen Leser, die ihr vielleicht in dem süßen, aber schädlichen Wahne steht, daß alle eu're künftigen Tage eben so ruhig, eben so sorgenlos und gemächlich dahinfließen werden, als euch jetzt die harmlose Jugendzeit verstreicht; und die ihr vielleicht noch keine Veranlassung gehabt habt, zu lernen, wie nöthig es sey, einer bequemen, weichlichen Lebensart schon in früher Jugend zu entsagen, um seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens abzuhärten; euch erzähle ich diese Geschichte eines Jünglings, den weder seine vornehme Geburt noch der Reichthum seiner Eltern vor Zufällen schützen konnten, bei deren bloßer Erzählung euch ein kalter Schauder überfallen wird.

John Byron, englischer Admiral, ist der zweite Sohn eines sehr angesehenen und begüterten Lords, der ihm eine seinem Stande gemäße Erziehung geben ließ. Um seinem Vaterlande so früh, als möglich, zu dienen, widmete er sich sehr

jung dem Seedienste. Seine erste Ausflucht war mit einer Reihe von Unglücksfällen und Schwierigkeiten verknüpft, von welchen man, bevor sie überwunden waren, unmöglich hätte glauben können, daß ein menschliches Wesen sie auszuhalten im Stande sey. Da seine Geduld, seine Unterwerfung und Standhaftigkeit, seine Menschlichkeit und Entschlossenheit in diesen Umständen einen wahren Mann bezeichnen: so verdienen sie für alle jungen Leute, als ein Spiegel, aufgestellt zu werden.

In seinem 17ten Jahre ging er, als Freiwilliger, an Bord des Wagers, eines von den Schiffen des Geschwaders, mit welchem Lord Anson 1740 eine Fahrt um die Erdkugel unternahm. Das Schiff war ein alter Indienfahrer und mit allerlei Vorrath zum Gebrauch des Geschwaders so sehr überladen, daß es im Segeln nothwendig zurückbleiben mußte.

Schon bei der Meerenge la Maire, unten an der südlichen Spitze von Amerika, verlor es die übrigen Schiffe aus dem Gesichte, und bald nachher durch einen starken Windstoß auch seinen Hintermast. Dessen ungeachtet wollte der Kapitain versuchen, die Insel Sokoro zu erreichen, weil er hoffte, das Geschwader dort wieder vorzufinden. Alle Offiziere riethen ihm von diesem gefährlichen Vorhaben ab, weil die Gefahr, von dem Winde gegen die westliche Küste von Amerika geworfen zu werden, zu augenscheinlich war. Aber er verwarf ihre Vorstellungen, weil er es für seine Pflicht hielt, den beschlossenen Versuch anzustellen, und weil ihm die Gefahr nicht so groß und augenscheinlich, als den übrigen, vorkam. Er wurde gar bald, wiewohl zu spät, von seinem Irrthume überzeugt, und befahl, man sollte suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war umsonst. Das Schiff stieß auf den Grund, und man blieb eine gute Weile in der fürchterlichsten Lage, ohne zu wissen, was man nun zu thun hätte. Es war Nacht, und das Steuerruder war gleich beim ersten Stoße verloren gegangen.

Byron sagt: er habe hiebei Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Aeußerungen und Wirkungen des Schreckens bei verschiedenen Gemüthsarten zu beobachten. Einige waren völlig ihres Verstandes beraubt. Einer z. B. ging auf dem Verdeck herum, schwang seinen Hirschfänger, und nannte sich selbst den König des Landes. Andere waren wie versteinert, und standen oder saßen stumm und leblos da. Nur wenige blieben ihres Verstandes und ihrer Besonnenheit mächtig; und unter diesen zeichnete sich besonders der junge Byron selbst aus.

Man wünschte, das Schiff so nahe an's Land zu bringen, daß man wenigstens das Leben retten könnte. Dies gelang ihnen; sie liefen in eine Oeffnung ein, klemmten das Schiff zwischen zwei Felsen, und kappten darauf die beiden noch übrigen Masten. Mit Anbruch des Tages setzte man die Böte aus, und erreichte damit vollends den Strand. Aber ihr Zustand war dadurch nicht sehr gebessert; denn dieses Land war fast noch schrecklicher als die See. Oede und unfruchtbar war Alles, was sie sahen, und nirgends, nirgends zeigte sich ihnen ein dem menschlichen Körper angemessenes Nahrungsmittel. Schon seit zweimal 24 Stunden hatten sie, indem sie das Ufer erreichten, nicht gegessen, und der ganze Vorrath, den sie jetzt zusammenbringen konnten, bestand in 2 oder 3 Pfund Zwiebackkrumen, einer Rothgans und etwas wilder Sellerie, ein kärgliches Frühstück für 140 Menschen, welche seit 48 Stunden nüchtern geblieben waren. Sie konnten von fern die Kordilleras sehen, aber nicht unterscheiden, ob sie selbst auf einer Insel oder auf dem festen Lande von Amerika wären. Nicht allein das Land, sondern auch sogar die See, welche so vielen Küstenbewohnern Nahrung verschafft, war hier unfruchtbar. Ihr Elend stieg daher in kurzer Zeit so hoch, daß die Aasvögel, die herbei kamen, um die Leiber der Ertrunkenen zu verzehren, ihnen Leckerbissen waren. Einige Indier, die in Kähnen herbeiruderten, brachten ihnen etwas Weniges

von Lebensmitteln; etwas wurde auch nach und nach von dem Schiffe gerettet. Aber die Untreue des größten Theil's der Schiffsmannschaft beraubte sie bald darauf auch dieses kleinen Schatzes, und stürzte sie vollends in das äußerste Elend. Diese unmenschlichen Leute empörten sich nämlich gegen ihren Kapitain, kündigten ihm allen Gehorsam auf, bemächtigten sich des großen Boots nebst dem ganzen Vorrath der geretteten Lebensmittel, und fuhren damit ab.

Byron, der bei dem Schiffsvolke sehr beliebt war, suchte sie wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen, oder sie wenigstens zu bewegen, ihm einige Lebensmittel zu lassen. Aber da alle seine Bemühungen vergeblich waren, so wollte er lieber mit den Verlassenen das Aeußerste dulden, als mit diesen unbarmherzigen Aufrührern abfahren, um auf seine eigene Rettung bedacht zu seyn. Sie segelten also ohne ihn ab, und man hat nie etwas wieder von ihnen erfahren.

Sie wußten jetzt, daß sie auf einer Insel wären. Die Zahl der Zurückgebliebenen belief sich auf zwanzig. Der Insel, auf der sie sich befanden, und welche an der westlichen Küste des Magellanischen Landes liegt, hat man in der Folge den Namen Wagersinsel beigelegt. Ihre Noth war jetzt unaussprechlich groß, und doch sollte sie noch um Vieles vergrößert werden. Folgende kleine Erzählung kann uns einigen Begriff davon geben.

Byron hatte einen kleinen indischen Hund gefunden, der in kurzer Zeit seinen neuen Herrn ungemein lieb gewann, so wie auch dieser hinwiederum sein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Eines Tages kamen einige Schiffsleute in Byron's Zelt und stellten ihm vor, daß sie entweder diesen Hund verzehren, oder Hungers sterben müßten. Byron suchte alle Gründe hervor, sie zu bewegen, das Thierchen leben zu lassen; aber vergebens! Sie nahmen den Hund mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Byron, er habe wenigstens eben

so viel Recht daran, als jene; also setzte er sich bei ihnen nieder und speisete mit. Drei Wochen nachher war er froh, von den halbvermoderten Pfoten und dem Felle des Thieres, die er auf der Stelle, wo sie ihn geschlachtet hatten, noch fand, eine Mahlzeit halten zu können. —

Auch aus folgendem Umstande kann man sich die Größe ihrer Noth vorstellen:

Einer von ihnen, Namens Fips, hatte eine Wassertonne erhascht. An dieser befestigte er auf beiden Seiten ein Stück Holz, und brachte sie darauf, statt eines Fahrzeugs, um in die See zu fahren, und sich mit wildem Geflügel zu versorgen. Wie mühsam und gefährlich diese Jagd war, kann man sich vorstellen.

Der Kapitain war Willens, wo möglich, die Insel Chiloe zu erreichen. Aber diese Reise war lang und gefährlich, und statt aller andern Fahrzeuge, hatten sie nur eine Barke und einen kleinen Nachen. Aber was wagt nicht der, der zwischen möglicher Todesgefahr und gewissem Hungertode zu wählen hat? Sie schifften sich also ein. Aber nach einer vergeblichen Arbeit von zwei Monaten, in welcher Zeit sie auf die schrecklichste Weise herumgetrieben wurden, sahen sie sich genöthiget, nach Wagersinsel zurückzukehren, weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebirge herumzukommen. Sie hatten auf dieser beschwerlichen und gefährlichen Fahrt ihren Nachen und vier von ihren Leuten verloren.

Bald nach ihrer Zurückkunft fand sich eine Partei Indier in zwei Böten bei ihnen ein, die in der Nachbarschaft von Chiloe zu Hause waren. Es fand sich darunter einer ihrer sogenannten Kaziken oder Anführer. Mit diesem trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke und alles vom Schiffe gerettete Eisenwerk geben wollten, wenn er sie durch die Baien und Buchten führen wollte, durch welche er zu ihnen gekommen war. Sie schifften sich darauf abermals ein; aber es wa-

ren ihrer jetzt nur noch dreizehn. Diese Fahrt hat an Beschwerlichkeit und Gefahr wohl schwerlich jemals ihres Gleichen gehabt. Indem sie sich bemüheten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinaufzuarbeiten, waren sie so entkräftet, muthlos und verhungert geworden, daß Einer, der noch von den Stärksten war, ganz erschöpft vom Steuer heruntersank. Der Kapitain wollte ihm keinen Bissen Essen geben, ob er gleich ein ziemliches Stück von einem Meerkalbe hatte; so hart hatte ihn die anhaltende Noth gemacht. Byron hingegen, der noch einige gedörrte Muschelfische in der Tasche hatte, steckte dem Unglücklichen von Zeit zu Zeit einen in den Mund, wodurch aber nur seine Marter, nicht sein Leben verlängert wurde. Ihre Bemühung, den Strom hinauf zu kommen, war vergebens. Als sie sich in die dicken Moräste des Landes gewagt hatten, wo sie bei jedem Schritte bis an's Knice, oft bis an die Lenden hineinsanken, um einige Lebensmittel aufzutreiben, bemächtigten sich unterdeß sechs ihrer zurückgebliebenen Gefährten und ein Indier der Barke, und ließen den Kapitain Byron und drei andere Herren in dem allerhülflosesten Zustande zurück. Alle bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten schienen ihnen jetzt, in Betracht ihrer nunmehrigen Lage, eine bloße Kleinigkeit zu seyn. Aber gerade diese verzweiflungsvolle Aussicht war eine Vorbereitung zu ihrer Errettung, und eben dieser hoffnungslose Zustand sollte ihnen ein Beweis der unerforschlichen Wege der Vorsehung werden. Indem sie nämlich ohne Trost und Hoffnung dasaßen, und kein anderes Rettungsmittel, als den Tod, vor sich sahen, erschien ein Kahn mit Indiern. Man winkte ihnen, und sie kamen an's Land. Es glückte ihnen, diese Wilden zu bewegen, sie mitzunehmen und den Strom hinaufzufahren. Mit einem Kahne ließ sich dieses thun; mit der schweren Barke hingegen wäre es unmöglich gewesen. Die Untreue ihrer Gefährten und die Entwendung der Barke waren also die nächste Ursache ihrer Errettung. Zwar

sah es um diese Errettung noch sehr mißlich aus; denn auch diejenigen Gegenden, wohin sie nunmehr kamen, fanden sie äußerst öde, morastig und unfruchtbar.

Nach verschiedenen mühseligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder von ihnen hatte etwas zu tragen; Byron insbesondere einen großen Bündel, nebst einem Stücke von stinkendem Seekalbe, das dem Kapitain gehörte. Dieser Weg ging durch einen dicken Wald, einen vollkommenen Morast, wo man mit jedem Schritte fast bis an den Leib hineinsank. Byron blieb in dieser schrecklichen Gegend zurück, weil er von einem Stamme in einen tiefen Morast gefallen war, worin er beinahe erstickt wäre. Er warf seine Bürde von sich, um seine Gefährten wieder einzuholen. Er erreichte sie; allein da der Kapitain ihm Vorwürfe machte, daß er sein Seekalbfleisch verloren hätte, ging er über eine Meile durch den Wald zurück, um es zu holen. Bei seiner Zurückkunft wurde er von seinen Gefährten getrennt, nachdem er ihnen das stinkende Fleisch zugestellt hatte, dessen Herbeischaffung ihm so sauer geworden war, und wovon er nun selbst keinen Bissen zu kosten bekam. Von Hunger und Arbeit gänzlich entkräftet, fiel er mit Anbruch der Nacht in einen tiefen Schlaf. Da er noch vor Tage davon erwachte, hörte er in einiger Entfernung etliche Stimmen, und erblickte bald darauf eine Hütte. Er wollte hineingehen, bekam aber verschiedene Stöße in's Gesicht, und wurde abgewiesen. Nach einiger Zeit ließ man ihn hinein; und da die Wilden, die er darin fand, keinen bleibenden Aufenthalt daselbst hatten: so schiffte er sich mit ihnen ein. Sie landeten in der folgenden Nacht, zogen ihren Kahn an's Land, machten sich den Augenblick davon, und ließen den armen Byron in einer dunkeln und traurigen Wüste in starkem Regen zurück. Den folgenden Morgen nahmen sie ihn wieder mit, landeten an einer Stelle, die einen guten Fischfang zu versprechen schien, wo sie auch viele Muscheln fanden. Aber so verhungert Byron

auch war, so ließ er sich doch keine Zeit, eine davon zu essen, um nicht einen Augenblick Zeit zum Sammeln zu verlieren; und er hatte seinen Hut beinahe voll, bevor sie zu ihrem Kahne zurückkehrten. Jetzt fing er an, sich zu laben. Aber indem er, ohne etwas Arges dabei zu denken, die Schalen der Muscheln über Bord warf, wurden die Indier plötzlich so erbittert auf ihn, daß sie ihn erbärmlich schlugen, und mit aller Gewalt ihn in die See werfen wollten. Vermuthlich bezog sich dies auf einen gewissen Aberglauben, nach welchem sie es vielleicht für gottlos halten, Muschelschalen in's Meer zu werfen. Ein glücklicher Zufall vereinigte ihn einige Tage darauf wieder mit seinen Gefährten, die nunmehr so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erkennen konnte. Einer derselben war unterdeß von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben, ein Anderer hatte sich von ihnen getrennt, und war einer Partei Indier gefolgt. Nach drei Tagen erreichten sie darauf endlich die Insel Chiloe, und landeten mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr. Es war im Brachmonate, also dort mitten im Winter, als sie landeten; und nun schien ihr Unglück sich seinem Ende zu nahen. Die Indier nahmen sie sehr freundlich auf, und hatten so viel Mitleid mit ihnen, daß Jeder etwas dazu beitragen wollte, den armen schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Diese waren so heißhungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten als essen. Herr Byron sagt: der ausgestandene Hunger habe einen so starken Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er sich Monate nachher nicht habe enthalten können, alle Lebensmittel, die ihm zu Händen gekommen wären, geschwind in die Tasche zu stecken. Ihre ferneren Schicksale zu erzählen, würde zu weitläufig werden. Ich begnüge mich daher, nur zu melden, daß sie von einer spanischen Besitzung in Amerika nach der andern geführt wurden; bis sich endlich Gelegenheit für sie fand, nach Europa zurückzukehren. Zu Anfange des Jahres 1746 kamen

sie endlich glücklich wieder zu London an. Ebendieser Byron stellte nachher eine Reise um die Welt an, von welcher die göttliche Vorsehung ihn glücklich zurückführte, um in dem damaligen Kriege seinen Muth und seine Erfahrungen zum Schutze seines Vaterlandes anzuwenden. Aus Campe.

Der Affe und das Eichhorn.

Ein drollig Eichhorn tanzt' in bunten
Und krausen Sprüngen hin und her
Auf einer Eich' und war bald unten
Bald oben, — hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen, fein und zierlich.
Das sah ein Aff'. — Ein Affe ist,
Wie ihr schon aus der Fibel wißt,
Vor allen Thieren gar possirlich.
Er sah das Spiel ein Weilchen an;
Schnell klettert er die Eich' hinan,
Den Vorrang in Possirlichkeiten
Dem Eichhornnärrchen abzustreiten.
Er that dem Eichhorn Alles nach,
Und machte Männchen, sprang behende
Von Zweig' zu Zweige; aber ach!
Der Spaß nahm ein betrübtes Ende;
Wie konnt' es auch wohl anders seyn?
Der Affe fiel und brach ein Bein.
Gereizt durch sein Gewinsel kamen
Die Affenbrüder allzumal
Und hörten: wie des Bruders Qual
Die weise Warnung anbefahl,
Nie fremde Thorheit nachzuahmen. Tiedge.

Der Menschenfreund.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;

Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle, —
Einen Vater haben wir,
Einen Schöpfer Alle.

Einen Vater in der Höh',
Der uns Alle liebet,
Der uns Blumen, Kraut u. Klee,
Milch und Weizen giebet;

Der mit gleicher Freundlichkeit
Sieht auf Pflug und Thronen,
Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl mir! auch auf mich, sein Kind,
Schauet er hernieder;
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.

Und ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen;

Blutete mir nicht das Herz
Für des Bruders Leiden;
Blieb ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden.

Glücklich könnt' ich dann nicht seyn;
Einsam und verlassen,
Würd' ich erst d. Menschen scheu'n
Dann mich selber hassen.

Brüder, nein! dies Herze soll
Nie vor euch sich schließen;
Immer schlag' es wonnevoll,
Unter euren Küssen!

Glücklich oder elend, mir
Seyd ihr immer Brüder —
Nur noch theurer, sinket ihr
Unter Leiden nieder.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Sie euch helfen tragen;
Und kann ich es nicht, o dann
Will ich mit euch klagen!

Dann sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen;
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird in's Herze scheinen.

O gewiß! dann werdet ihr
Dankbar mich umarmen;
Und euch immer gern mit mir
Leidender erbarmen.

Und, o süßer Trost! auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken,
Wenn von mir die Freude wich,
Werdet ihr erquicken.

Aus Campe.

Von Gott.

Wir schauen hin auf die Flur, wo eben der Sämann die Körner in die Furchen geworfen hat; die Erde scheint todt, der Same scheint gestorben zu seyn. Aber das Körnchen keimt

und lebt auf, das schöne liebliche Blatt dringt hervor; das Blatt wächst und wird zum Stock; der Stock breitet sich aus und treibt Stengel; jeder Stengel schoßt empor zur Aehre. Die ganze weite Flur der Saat bewegt sich in Wogen und duftet Wohlgerüche. Das Körnchen, das gestorben schien, giebt sich selbst hundertfach in's Leben zurück.

Es müssen sehr unglückliche Menschen seyn, die keinen Gott glauben. Wir möchten über sie weinen.

Dort fällt eine Eichel herab; der Wind bedeckt sie mit Erde. Der nächste Frühling bringt ihre Blättchen hervor; die Blättchen werden zur Pflanze, die Pflanze zum Bäumchen, das Bäumchen zum Stamm, der Stamm zum hohen majestätischen Baum, der sich Jahrhunderte empor thürmt, und mit seiner Wurzel rundum die Tiefe faßt. Ein Volk von Vögeln lebt und nistet in seinen Aesten Jahrhunderte, und singt dem Schöpfer Lob; und unten an seinem tausendjährigen Stamme, den kaum der Blitz zerschmettern kann, sitzen Menschen und freveln, und wollen vernünfteln, ob und was Gott sey.

Sie müssen sehr unglücklich seyn. Wir möchten über sie weinen.

Sie laben sich an der Blumen Geruch, und zweifeln an dem Schöpfer der Blumen. Sie sehen in den Blitz und staunen in die Donnerwolke, und verkennen den, der den Donner sendet und den Blitz leitet. Sie hören die Stürme brausen, und wollen den nicht sehen, der sie im Zügel hält, daß sie nicht den Felsen herab stürzen, an dessen Fuß die Sünder sitzen.

Sie müssen sehr unglücklich seyn.

Gott, unser Schöpfer, wir wollen niederfallen und anbeten vor dem Gedanken deiner Herrlichkeit und Größe. Wir können dich nicht begreifen, denn wir sind Staub und Asche, und du hast die Morgensterne gemacht. Aus deiner Hand sind die Sonnen wie Funken geronnen. Die Blinden am Geist

sehen dich nicht; die Tauben am Herzen hören dich nicht. Du wogst die Welten, und maßest ihnen ihre Laufbahn, die sie wandeln sollten. Das Meer ist vor dir wie ein Tropfen; du hast die Berge aus der Erde gehaucht, und von deinem Hauche sinken sie zurück. Gott, unser Erhalter, wir wollen hingehen zu deinen Altären und danken! Der Boden ist bestreut mit deinen Gütern; du krönest jedes Jahr mit neuem Wuchs. Wir werden gesättiget aus deiner Hand und sind froh. Deine Fußstapfen triefen von Fett. Du öffnest den Schooß der Erde, daß sie uns giebt einen Vorrath nach dem andern. Millionen nähren sich täglich von deinen Gaben und sammeln sich Reichthum. Gott, unser Vater, wir wollen uns werfen in deine Arme mit kindlicher Liebe! Jeder Tag ist ein neuer Beweis deiner Güte und Vaterhuld. Könnte auch eine Mutter ihres Säuglings vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn, den sie geboren hat, so willst du doch unser nicht vergessen, Vater. Die Sonne gehet auf und unter, um uns Segen zu bereiten, die Jahrszeiten wechseln mit deinen Geschenken, um uns zu erhalten und zu erfreuen. Dein Regen tränkt die Furchen, damit unser Fleiß gedeihe. Wohin wir sehen, ist Alles voll von deiner Liebe und Sorgfalt für uns, deine Kinder.

Wie kann der Mensch, der ein Wurm ist, sich erkühnen, dein Wesen ergründen zu wollen! Wie kann er so blind, so gefühllos seyn, deine wohlthätige Allgegenwart nicht zu sehen, nicht zu empfinden! Seine stolze Kunst kann keinen Halm hervorbringen, wie er zu seinen Füßen liegt; und er wagt es über Gott zu richten. Wie will der Endliche den Unendlichen messen? Die Weisen werden Thoren, wenn sie in die Tiefen der Unendlichkeit dringen wollen. Ehrfurcht und Anbetung vor dem Ewigen, dessen Daseyn in jedem Blatte redet, dessen Wohlthätigkeit aus jeder Pflanze spricht, dessen Herrlichkeit der kleinste Wurm im Staube verkündiget! Sterne gehen wie Lichtstaub aus seiner Hand und werden Welten: Ewiges Licht ist

sein Gewand, das kein sterbliches Auge durchschauen kann. Wir sollten es wagen, Gott kennen zu wollen, wie Gott ist! Wir können nicht unverwandt in unsere Sonne sehen, die ein Pünktchen ist in seinen Schöpfungen, deren Feuer vielleicht Eis ist gegen das Feuer der Sonnen um seinen Thron; deren Glanz Dämmerung ist gegen den Glanz des ewigen Lichts, in welchem er wohnet.

Ein Blick um uns her und sodann in unser Herz ist der tiefste Beweis von Gott. Wer diesen nicht fühlt, für den spricht die Weisheit umsonst. Die Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott; aber sie werden dafür gestraft durch ihr eigenes Herz, welches traurig und trostlos in der Welt umher irrt, und sich an nichts mit Vertrauen wenden kann. Wer auf Gott nicht hoffen kann, wie will der auf irgend etwas in der Welt hoffen, wie will er von sich selbst etwas hoffen können?

Gott, gieb daß wir uns nie verirren;
Laß in Betrug und falschen Wahn
Nie uns're Herzen sich verwirren,
Und zeig' uns stets die rechte Bahn.
Bei dir nur Vater finden wir
Beruhigung und Heil, bei dir.

Wenn Frevler von den frechen Rotten
In ihres Stolzes Unverstand
Der Ehre deines Namens spotten,
Weil dich noch nie ihr Herz empfand,
So sey uns deines Namens Licht
Erleuchtung, Trost und Zuversicht.

Du hast uns aus dem Nichts gerufen,
Mit jeder Wohlthat uns erfreut,
Und führst von Stufen uns zu Stufen
In eine höh're Seligkeit.
Bei dir ist, wenn Vernichtung droh't,
Ein neues Leben in dem Tod.

Seume.

Morgenlied.

Das neue Licht der Sonne gießt
Ein neues Lebensfeuer;
Und auch die kleinste Ader fließt
Gestärkter, leichter, freier.
Rund um mich her erwacht die Flur,
Rund um mich her ruft die Natur
Mit tausend Stimmen Freude.

Im Walde tönt ein volles Chor,
Den Herrn des Tags zu ehren;
Die ganze Gegend neigt ihr Ohr,
Den Lobgesang zu hören:
Und plötzlich wird in frohem Dank
Die ganze Gegend Lobgesang;
Und Alles singt dem Schöpfer.

Du Quell, aus dem die Freude fließt,
Die alle Wesen trinken,
Durch den die Sonne Leben gießt,
In deiner Tiefe sinken
Des Engels Blicke: Vater, hier
Steh' ich im Staub', dein Kind, vor dir,
Und bete mit der Schöpfung.

Ich bete; deine Liebe lebt
Im Cherub und im Wurme;
Du, Herr, bist Gott; dein Odem webt
Im Säuseln und im Sturme.
Mit Wohlgefallen hörest du
Dem Stammeln meiner Lippen zu,
Womit auch ich dich ehre.

Du thuest deine milde Hand
Uns täglich auf mit Segen;
Mit Wohlthat füllest du das Land;
Auf allen unser'n Wegen

Hast du, was unser Herz erfreut,
Für Alle reichlich ausgestreut,
Damit wir dich erkennen.
Gott, du bist groß und du bist gut,
Rufst Allem, daß es werde;
Im Arme deiner Allmacht ruht
Der Himmel und die Erde.
Preis' ihn, mein Geist, preis' ihn, den Herrn;
Ihn preist nur jetzt der Morgenstern,
Ihn preist der Glanz des Tages.
Ihn lobet Alles, was erwacht,
mit neubelebten Kräften:
Er hat mich wieder stark gemacht
Und heiter zu Geschäften.
Gott, du bist groß und du bist gut;
Gieb, daß ich dich durch frohen Muth
Und Tugend immer lobe.

Seume.

Der gefangene Trompeter.

Ein feister Mohr, mit Namen Peter,
Ward bei der Reiterei Trompeter
Und bald darauf in einer Schlacht
Als Kriegsgefang'ner eingebracht.
Man gab ihm manchen Rippenstoß;
Er aber schrie: „Laßt mich doch los!
Ich habe ja nicht mitgekriegt
Und euch kein Leides zugefügt.
Mein Säbel war ja nie gezückt,
Auch mein Pistol nie losgedrückt;
Geblasen hab' ich nur; allein
Das wird so strafenswerth nicht seyn.“

„Nicht strafenswerth?“ — versetzte man;
„Dein Blasen blies das Feuer an;
Du machtest unsern Feinden Muth;
Sie fochten, daß wir ihrer Wuth
Kaum Widerstand zu thun vermochten.
Du hast so gut wie sie gefochten.“
Wer zu der That Ermunt'rung giebt,
Hat selber sie mit ausgeübt.

Zachariä.

Nach der Ernte.

Die Felder sind nun alle leer,
Die Scheunen — alle voll.
Frohlockend ziehen wir einher
Und bringen unsern Zoll.
Schön ist das Feld zur Frühlingszeit,
Wenn auf verjüngtes Grün
Der Lenz die bunten Blumen streut,
Die Bäume prachtvoll blüh'n;
Doch schöner ist der Aehren Gold,
Das aus dem Boden steigt
Und uns'rer sau'ren Arbeit hold
Sich dankbar vor uns neigt;
Wenn jeder Halm uns zwanzigmal
Die Körnchen wieder beut,
Die wir im Feld, an Berg und Thal'
Den Furchen eingestreut.
Hoch thürmen wir die Fuder auf,
Vom reichen Segen schwer.
Das Garbenmädchen setzt sich d'rauf;
Der Schnitter geht beiher.
Dann essen wir in sich'rer Ruh'
Das Brod, das uns gebührt;

Indem die Grille froh dazu
Am Herde musicirt.
Du zarter Hofmann, spotte nicht
Der schwielenvollen Hand!
Sie nährt, was auch dein Hochmuth spricht,
Den Fürsten und das Land.
Seht, Krieger, uns'rer Sichel Glanz
Und euer blutig' Schwert! —
Sagt! ist nicht unser Erntekranz
Mehr, als eu'r Lorbeer werth?

Weiße.

Nach dem Regen.

Es hatten die Raben geächzet,
Es hatten die Fluren gelechzet,
Der Pflüger zog traurig vorbei:
Der Regen war nieder gesunken,
Es hatte nun Alles getrunken,
Und Alles war fröhlich und frei.

Der Schmelz der erfreulichen Saaten,
Als wären sie nun schon gerathen
Entzückte das Auge mit Lust:
Die Blüthe d. herrlichen Pfirsche,
Des röthlichen Apfels, d. Kirsche,
Erweiterte heilend die Brust.

Der Furcher mit seinen Genossen,
Den muthigen wiehernden Rossen
Verdoppelt d. Schritt im Gesang;
Die ehrlichen, häuslichen Stiere,
Als wären's vernünftige Thiere,
Geh'n stolz den beschwerlichen Gang.

Die Gärtner mit Rechen und Kannen
Besehen die Pflanzung d. Tannen
Es hat sie der Himmel getränkt:
Und wie den verdursteten Fluren,
Hat Gott den bessern Naturen
Zum Mai noch ein fröhliches Antlitz geschenkt.

Seume.

Gebet.

Mein Vater, der mich nährt und schützt,
Ich weiß so wenig, was mir nützt,
Daß ich fast nichts zu bitten wage.

Ich halte mich
Allein an dich,
Du Herr und Lenker meiner Tage.
Nur diese Wahrheit seh' ich ein,
Gieb mir die Kraft stets gut zu seyn,
So bin ich überall geborgen.
Das And're kommt,
So wie mir's frommt,
Dafür wirst du, mein Vater, sorgen.

Seume.

Das Privilegium.

Der Vogel Zevs, der, wie ihr wißt,
Der Großsultan der Vögel ist,
Hatt' einen Landtag ausgeschrieben.
Die Vögel kamen all' herbei;
Und ward auch wohl nicht viel betrieben,
So gab es doch viel Schmauserei,
Mitunter wurden denn auch Klagen
Dem hohen Sultan vorgetragen.
Es war ein Sprosser, der begann.
Hart klagte er die Monodramen
Des unbescheid'nen Kukuks an.
„Der Kukuk schreit," so hub er an,
„Bis zum Betäuben seinen Namen,
Im ganzen weiten Wald herum.
Erhab'ner Adler, mach' ihn stumm!
Wir Alle hören lieber Raben,
Als diesen Narrn den Wald durchschrei'n."
Der Adler sprach: „ein Narr zu seyn,
Die Freiheit muß ein Jeder haben!"

Tiedge.

Von der Friedfertigkeit.

Friede und Eintracht überall ist eine der ersten Grundlagen zur wahren dauerhaften Glückseligkeit, Friede im Staate in der Gemeinde, in dem Hause und in der Seele: wer diesen Frieden muthwillig stört, ist durchaus kein guter Mensch. Hier ist die Rede mehr von der ruhigen, gefälligen, sanftmüthigen Stimmung im Umgange mit Menschen, von der friedlichen Geselligkeit des Lebens, welche durchaus so angenehm und willkommen ist, und deren Mangel sogleich alle Freude verscheuchen kann. Selig sind die Friedfertigen, sagt selbst der große Sittenlehrer Jesus in einer seiner wichtigsten Reden. Wer Frieden bringt, soll Frieden haben. Friede ernährt, Unfriede zerstört, im Hause wie im Reiche. Er ist ein recht friedlicher Mann; man hat nie gehört, daß er mit irgend Jemand eine Zänkerei gehabt habe: spricht man zum Lobe eines Mannes, mit dem man gern umgehet, und dessen Gesellschaft man Andern als gut und nützlich und angenehm empfehlen will. Er sucht immer zum Besten, zum Frieden zu reden, spricht man, wenn Jemand thätig menschenfreundlichen Antheil an den Geschäften seiner Mitbrüder nimmt, und alle Zwistigkeiten, aus denen Feindschaft und Unglück entstehen könnte, mit Klugheit beizulegen sucht. Jedermann schätzt, und ehrt und liebt einen solchen friedlichen Vermittler, der überall durch seine Mäßigung, seinen Ernst und seine vernünftigen Vorstellungen alle Feindschaften unvermerklich auszusöhnen weiß, Haß und Groll aus dem Herzen auswurzelt, Verträglichkeit und Liebe einpflanzt, und als ein wahrer unermütheter Wohlthäter im Stillen Gutes stiftet. Mit Segenswünschen erinnern sich seiner noch lange nachher diejenigen, denen er ein Friedensstifter war, und sagen bei der Erwähnung des Vorfalls: „wenn dieser nicht gewesen wäre, so hätte uns wohl unsere Hartnäckigkeit und Thorheit in großes Unheil gebracht.“ Der Friedliebende giebt nach, so viel er kann und darf; er

ist aber darum nicht furchtsam. Eben weil er Recht hat, hat er Muth und Mäßigung. Seine Vernunft leitet ihn und nicht seine Leidenschaft. Wo er sprechen muß, wo er aus Pflicht nicht nachgeben darf, da spricht er, da handelt er immer mit fester Bestimmung, mit Überlegung, ohne Bitterkeit und Beleidigung. Alles, was Hader anzünden könnte, vermeidet er. Jeden Schritt, jedes Wort, jede Miene, jede Geberde hält er in Obacht, damit er Keinem, der vielleicht sehr empfindlich ist, zu nahe trete. Er selbst legt Alles zum Besten aus und benimmt sich immer so, daß Niemand das, was er thut und sagt, schlimm auslegen kann. Er übersieht Beleidigungen mit Ruhe, wenn er sie auch empfindet. Er denkt, es ist besser vergeben können, als um Verzeihung bitten müssen. Er bittet aber auch willig um Verzeihung, wo er in der Sache selbst oder in der Art und Weise gefehlt hat. Wenn Jemand etwas Schlimmes von ihm sagt, so untersucht er, ob man vielleicht wenigstens etwas Recht hat. Ist dieses der Fall, so nimmt er sich's zur Warnung und sucht sich in diesem Punkte zu bessern. Die Feinde sagen in ihrer Bitterkeit oft heilsamere Wahrheiten als die Freunde, welche nicht gern unangenehm werden und beleidigen wollen. Ist das Gesagte nicht wahr, so ist derjenige, der es sagte, ein Irrgeführter, ein Thor oder ein Bösewicht. Im ersten Falle verdient er Mitleid und Belehrung; im zweiten wird er durch Verachtung gestraft. Durch stille friedliche Mäßigung wird immer mehr und eher wieder gut gemacht, als durch Hitze, Lärm und Sturm. Die erste besänftiget, wenn sie mit Liebe und Güte verbunden ist: das zweite vermehrt die Erbitterung, bläst das Feuer höher an, giebt zu neuen Fehlern Anlaß, reitzt noch mehr die Galle und legt oft den Grund zu endlosen Feindschaften. Weise Nachgiebigkeit wirkt mehr, als harte unzeitige Unbiegsamkeit. Der Sturmwind zerbricht und zersplittert die Eiche; aber der Halm und das geschmeidige Rohr ist sicher vor seiner Wuth.

Diese äußere Friedfertigkeit, die ein so großes Glück ist für den Besitzer und Alle, die mit ihm umgehen, ist eine Frucht der innern Seelenruhe, der schönen Eintracht, die in seinem Herzen wohnt. So wahr ist es durchaus, daß wahrhaft gute Menschen auch immer gut und nützlich für die Gesellschaft sind. Wer Ruhe in sich selbst hat, wird von außen keinen Zank suchen; aber oft sucht man durch äußerlichen Lärm die innerliche Angst zu entfernen und zu unterdrücken.

In der heiligen Schrift wird die Einigkeit der Brüder mit unter die schönsten Dinge gezählt: und wir sind ja alle Brüder; Brüder in der Familie, Brüder in der Gemeinde, Brüder im Vaterlande, Brüder in der Religion; alle Brüder als Menschen auf der Erde. Habt Geduld Einer mit dem Andern; ein Jeder hat seine Fehler. Wer die wenigsten hat, ist am billigsten, weil er weiß, wie leicht es doch ist, in Fehler zu verfallen, und wie schwer es ist, alte angewöhnte Fehler abzulegen. "Ihr vertragt gern die Narren, dieweil ihr klug seyd," sagte der große Menschenkenner Paulus. An diesen Spruch sollte man oft denken, ihn aber nicht oft sagen; denn man macht Thoren durch Vorwürfe nicht weise. Der Eule thun die Augen weh, wenn sie das Licht sieht; so wird der Unverständige wild und unbändig, wenn man ihm ohne Schonung seine Narrheit mahlt. Der Friedfertige hat also Geduld; aber er verbirgt es so viel als möglich, daß er Geduld haben muß. Er sucht zu belehren mit Theilnahme, zu bessern mit Liebe, zu erinnern mit Sanftmuth, zu ermahnen mit Schonung. Wenn es ihm gelingt, so ist er froh in dem Bewußtseyn, etwas Gutes und Nützliches unternommen und ausgeführt zu haben. Gelingt es ihm nicht, so zieht er sich freilich nicht ohne Unmuth, aber doch ruhig an seinen eigenen Herd zurück, wo nach dem Segen der Schrift Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Er hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er auch zuweilen die kränkende Erfahrung macht, und mit Verdruß sieht, was der Vers sagt:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren;
Sie bleiben beide, was sie sind. Seume.

Der Fleiß der Thiere.

Wie emsig im Grund' sich die Ameise regt
Und Körnchen bei Körnchen zum Vorrathe trägt!
Sie schaffet im Sommer, damit es ihr nicht
Im Froste des Winters an Nahrung gebricht.
Dort sammelt die Biene mit fleißigem Sinn'
Von Blume zu Blume den süßen Gewinn.
Das wirthliche Völkchen fliegt ein und fliegt aus
Und füllt sich mit Honig das zierliche Haus.
Geh', siehe das kleine, das fleißige Thier,
Du müßiger Fauler, und lerne von ihr!
Geh', sammle, wie Bienen! es schwindet die Zeit.
Bald sind mit Gestöber die Fluren beschneit.

Seume.

Der Bauer und der Fluß.

Ein Bauer saß auf einem Stein
An eines breiten Flusses Rande
Und sah voll Ungeduld hinein.
Ein fremder Pilger, der am Strande
Vorbei zog, rief ihm liebreich zu:
„He, guter Freund, was treibest du?“
„Herr,“ sagte Hanns mit sauerm Blicke,
„Ich muß nach jenem Dorfe geh'n,
Das wir am andern Ufer seh'n,
Und da der Waldstrom ohne Brücke
Sich durch das lange Thal ergießt,
So will ich hier geduldig harren,
Bis er vorbeigeflossen ist.“

Du lachst, o Demas, dieses Narren,
Der doch dein eig'nes Bild dir weis't;
Du tummelst dich in dem Gewühle
Der Welt, die stets dich mit sich reißt
Und sprichst im peinlichen Gefühle
Der Reue: „Morgen sagt mein Geist
Dem Wein, der Buhlschaft und dem Spiele
Auf ewig ab.“ Warum nicht heut?
Erwartest du, gleich jenem Thoren,
Bis sich der Strom von selbst verloren,
Der dir den Übergang verbeut?
Ein jeder Tag schraubt deine Ketten
Dir fester an. Nur frisch hinein!
Wenn es dir ernst ist frei zu seyn,
So mußt du dich durch Schwimmen retten.

Pfeffel.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf', das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freite wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte;
Der Knabe war gerade sechszehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn: kleiner Töffel! hieß, hatt' er die Dreistigkeit
Und gab ihm eine derbe Schelle.

Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu steh'n,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört' man die Rede geh'n,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.
O das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
„Was?“ sprach er, „kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Indessen ändert sich's, und man verkennet mich.“
Gleich ging er hin, und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hanns, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus:
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr.
Die Sachsen dringen ein, geh'n bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: es sollte Friede seyn.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauernkühe:
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr und schrie:
„Je, kleiner Töffel! lebt ihr noch?“
Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reist, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben. Pfeffel.

Die beiden Hunde.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache steh'n,
Den Schubkarrn zieh'n, in's Wasser geh'n,
Und Alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unser's Hund's gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Wie mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein:
Es müßte noch viel leichter seyn,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh;
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudirten Sachen;
Er konnte blos das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderpfoten nieder.
Man ruft itzt den Professor Fritz;
Auch der erschöpfte seinen Witz.
Umsonst! es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
„Vielleicht," sprach Fritz, „hilft uns der Stock."
Er hohlt den Stock; man prügelt Schnurren;
Doch der bleibt steifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu knurren.
„Was wollt' ihr," spricht der arme Tropf,
„Ihr werdet meinen grauen Kopf

Doch nimmermehr zum Doctor schlagen.
Geh't, werdet durch mein Beispiel klug,
Ihr Kinder, lernet itzt genug!
Ihr lern't nichts mehr in alten Tagen."

Pfeffel.

Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen,
Springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
In einen klaren Fluß. Er schwimmt und sieht hinein;
Sieht sich und auch das Fleisch. Ihm dünket dieser Schein
Ein and'rer Hund mit Fleisch zu seyn:
Gleich tritt bei ihm die Gier, auch dies zu haben, ein.
Besiegt von der Gewalt des Neides,
Schnappt er nach jenem; — weg war beides!
Ein Geiziger ist nimmer satt!
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Utz.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. "Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Thier;
"Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!"
"Was helfen!" sagt der Grobian;
"Du bist ein fauler Gauch; greif' deine Knochen an!
Trag' zu!" — "Ich sterbe, liebes Pferd —
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!" "Ich will nicht," sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack

Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf —
Des Esels Haut noch oben d'rauf.

Aus Campe.

Die Güte Gottes.

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt;
Ich seh's, wohin ich blicke,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
So wie am Sonnenblicke!
An jeder dunkeln Regennacht,
Wo mir kein Sternchen leuchtet;
Am Monde, wenn er freundlich lacht,
Und meinen Pfad erleuchtet.
Ich seh's, wenn Donnerwolken glüh'n,
Und Berg und Wald bewegen!
Und seh's, wenn sie vorüber flieh'n,
Im sanften, lieben Regen.
Nicht nur, wenn Frühlingslüfte weh'n,
Durch Laub und junge Blüte;
Nicht nur, wenn reife Saaten steh'n,
Seh' ich des Schöpfers Güte;
Ich seh' sie auch, wenn tiefer Schnee
Die starre Flur bedecket,
Und wenn der Nord das scheue Reh
In Felsenklüften schrecket.
Einst sah ich sie bei stetem Glück
In tausend, tausend Freuden;
Nun sieht sie mein bethränter Blick
In kleinen, kurzen Leiden.

Aus Campe.

Die Frau mit den Kindern, an einem Mai-Morgen.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
Es giebt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus,
Die Sonne will aufgehen!
Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf,
Und alle Abend unter!
Geht immer, und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.
Von ungefähr kann das nicht seyn,
Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müß't ihn zieh'n und lenken.
So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
D'rum muß wer seyn, der an der Hand,
Als wie ein Lamm sie führet.
Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohlthat hin,
Und lässet sich nicht sehen;
Und hilft und segnet für und für,
Gibt Jedem seine Freude,
Gibt uns den Garten vor der Thür,
Und uns'rer Kuh die Weide;
Und hält euch Morgenbrod bereit,
Und läßt euch Blumen pflücken,
Und siehet, wenn und wo ihr seyd,

Euch heimlich hinter'm Rücken,
Sieht Alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch alle Wege.
Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silber-See
Mit Busch und Wald umkränzet,
Dies Veilchen, dieser Blüthenbaum,
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder! „seines Kleides Saum,"
Das ihn vor uns bedecket;
Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre;
Der „Spiegel seiner Herrlichkeit;"
Der „Tempel seiner Ehre,"
Ein mannichfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu
Uns durch die Fenster scheinet.
Er selbst wohnt unerkannt darin,
Und ist schwer zu ergründen.
Seyd fromm, und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden.

Claudius.

Der Ungehorsam.

Erzählen soll ich dir, du lieber kleiner Heinrich? Aber wenn die Erzählung dich treffen sollte, willst du mir dann nicht böse werden? Nicht? So höre! Der kleine Lydas, ein hübscher munt'rer Knabe, wie du, aber auch manchmal muthwillig und lose, wie du, hatte sich wider das Verbot seines

Vaters aus der Hütte geschlichen; und das war schlimm. Er ging, einen irdenen Topf in der Hand, an die Schleuße des Mühlbach's hinauf, um dort kleine Fischchen und Krebse unter den Kieselsteinen zu haschen. Sein Schwesterchen Lyde ging mit.

„Ich fürchte, Brüderchen,“ sagte das fromme Mädchen, „ich fürchte, dein Fischfang werde heute nicht glücklich seyn; denn die Mutter sagt immer: Wer ungehorsam ist, den fliehet das Glück, wie ein Fischchen den lauernden Hecht.“

„O du leichtgläubiges Mädchen!“ antwortete lächelnd der Knabe, die Mutter drohte dir nur; das sollst du gleich sehen: Denn wisse, Hamilkon hat mich erst gestern eine neue Kunst gelehret, die wird mich nicht trügen!“

Da rieb er sich die beiden Hände mit Brennesselsaft, und stieg in den Mühlbach, der lieblich rieselnd über flache Kiesel dahinschlich. Der Bach war auf beiden Seiten mit alten morschen Pfählen, und halb vermoderten Brettern befangen. Ein kleiner Damm hob sich an den Brettern empor.

Auf einen Pfahl an diesem Damme setzte der Knabe seinen mit Wasser gefüllten Topf, und begann nach Schmerlen unter die Steine zu greifen. Lyde lagerte sich an einer grünenden Rasenstätte, und schaute der Arbeit ihres Bruders zu.

„Sieh, Schwesterchen“! sagte jetzt Lydas, und zeigte ihr in seiner Hand eine zappelnde Schmerle hin: „sieh, wie sich heute die Fischchen unter meine Hände schmiegen! O sie entschlüpfen mir nicht; es ist, als schwimmen die Närrchen mit Fleiße mir nach, daß ich sie bequemer haschen kann: Sicher, Mädchen, sicher werd' ich diesmal einen glücklichen Fang thun.“

„O warte du nur, noch hast du nicht viele,“ antwortete sittsam das Töchterchen, und schwieg. Doch Lydas zog immer mehrere aus dem Wasser, und wußte sich groß damit. Lydchen staunte sehr darüber. Noch mehrere, bis der Topf

gefüllt war. Jetzt fing sie fast zu glauben an, dem Glücke sey ein wenig Ungehorsam eben nicht sehr verhaßt. Der Knabe wollte nun wieder aus dem Bache steigen und versuchte, an ein morsches Brett angestemmt, sich auf den Damm zu schwingen. Weh aber! Da brach das faule Brett, und auch der unvermoderte Pfahl brach, auf dem sein Schmerlentopf stand. Knabe, Topf und Schmerlen stürzten zusammen in den Bach.

Die kleine Lyde lief ängstlich hinzu, ihrem benetzten Bruder zu helfen. „Du lieber Bruder“ klagte sie,„ warum glaubtest du mir nicht? O gewiß, nun seh' ich's; wer ungehorsam ist, den fliehet das Glück weit mehr als ein Fischchen den lauernden Hecht!“ Und zog den Knaben triefend an's Land.

Nun sprich, du lieber kleiner Heinrich! Sprich, willst du künftig gehorsam und glücklich seyn? — Wer nicht guten Ermahnungen folgt, dem eilt die Strafe auf dem Fuße nach. Zwar trifft ihre Geißel den Fehlenden nicht immer sogleich nach der That, und manchmal scheint sie langsam hinter ihm herzuschleichen; aber sie ereilt ihn am Ende doch, und peinigt dann sein Herz nur mit desto herbern Leiden.

Bronner.

Morgenlied.

Gott, unter deiner Vaterhut
Hab' ich die Nacht so sanft geruht,
Daß ich erquickt nun in die Höh'
Der Morgensonn' entgegen seh'.

Wohin ich blicke, redest du
Mit Wohlthat mir und Güte zu;
Mein erster Hauch sey Lobgesang,
Mein letzter Athemzug sey Dank.

Du gießest Freuden, wie ein Meer
Um alle deine Kinder her;
Und nur allein der Thor vergißt,
Daß er ein Mensch mit Menschen ist.

Gieb, daß ich diesen ganzen Tag
Mich deiner Güte freuen mag;
Wend' Unglück ab nach deiner Huld,
Und wenn es kommt, gieb mir Geduld.

Nur deine Hand theilt Segen aus,
Gieb Segen in mein kleines Haus
Laß gern mich nützen Jedermann,
Und willig helfen, wo ich kann.

Der Erde köstlichster Gewinn
Ist frohes Herz und reiner Sinn;
Und diesen, Vater, schenke mir,
So wall' ich ruhig hin zu dir.

Du hast mir wieder neue Kraft
Zu meinem Tagewerk geschafft;
Verjüngt sind wieder Fuß u. Hand
Zu ihrer Arbeit leicht gespannt.

Wenn einst nach meines Todes Nacht
Zu deinem Licht mein Aug' erwacht,
Dann sing' ich himmlischer erfreut
In jenes Lebens Seligkeit.

Seume.

Abendlied.

Das Werk des Tag's ist nun geschlossen,
Und Alles zieht der Heimath zu;
Schon ist der Sonne Glanz zerflossen,
Die Gegend liegt in stiller Ruh':
Nur singt, wer froh nach Hause zieht,
Noch hier und da ein Abendlied.

Jetzt sprichst du herrlich, Gott, von oben,
Du Gott des Tages und der Nacht,
Den funkelnd jene Sterne loben
Mit heiliger erhab'ner Pracht.
Wer zählt die Zahl? Wer mißt die Bahn?
Der Mensch steht nur und betet an.

Wie sind der Werke deiner Hände,
Jehovah, so unendlich viel!
Herr, deines Segens ist kein Ende,
Und unsers Dankes sey kein Ziel.
Ein jeder Schritt, ein jeder Blick
Führt, Vater, uns zu dir zurück.

Wir zogen mit den Morgenstunden
Vergnügt und froh zur Arbeit aus;
Vergnügt ist uns der Tag verschwunden,
Und friedlich kehrten wir nach Haus,
Und friedlich gehen wir zur Ruh';
Das Alles, Vater, schaffest du.

Gieb jetzt den Müden sanften Schlummer,
Der uns auf Morgen neu belebt;
Gieb Linderung, wo Gram und Kummer
Um eines Armen Lager schwebt;
Gieb Kranken Heil und Schwachen Kraft:
Du bist der Arzt, der Hülfe schafft.

Sey unser Helfer in Beschwerden
Und gieb uns stets zur Tugend Muth;
Laß Gute täglich besser werden,
Und endlich auch die Bösen gut.
Wo man an dir und Tugend hält,
Ist schon der Himmel auf der Welt.

Die Frommen schlafen voll Vertrauen;
Du bist der Wächter, welcher wacht:
Und mit dem Blick der Hoffnung schauen
Sie durch des Todes lange Nacht,
Am Ende von dem Lebenslauf,
Zum schönen Morgen dort hinauf.

Seume.

Der Zeisig und die Nachtigall.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an ihr göttlich' Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn' gefiel der süße Schall.
„O, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich seh'n!“
Der Vater macht ihm diese Freude;
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier,“ spricht er, „sind sie alle beide;
Doch welcher wird der liebe Sänger seyn?
Getraust du dich, mir dies zu sagen?“ —
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen;

Schnell zeigt er auf den Zeisig hin:
„Der muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
D'rum singt er auch so schöne Lieder;
Dem Andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann.“
Die Welt, die große wie die kleine,
Mißt den Gehalt nach äußer'm Scheine.
Es hat, wer äußern Glanz entbehrt,
In ihren Augen keinen Werth.

Gellert.

Der Hirsch, der Hase und der Esel.

Ein Hirsch mit prächtigem Geweih'
Von achtzehn Enden ging spatzieren.
Ein Häschen eilt vorbei,
Sieht ihn und stutzt. Und, starr auf allen Vieren,
Steht es und gafft ihn an,
Macht Männchen, tritt heran,
Und spricht: „Sieh mich doch an!
Ich bin ein kleiner Hirsch; denn spitz' ich meine Ohren,
So hab' ich ein Geweih wie du.“
Ein Esel hörte zu
Und sprach: „Hast, Häschen, Recht;
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch und ich und du.“
Der Hirsch that einen Seitenblick
Und schritt in seinen Wald zurück.

Gleim.

Johann der Seifensieder.

Johann, der munt're Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder

Und sang mit unbesorgtem Sinn'
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wann er aß, so mußt' er singen,
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Bei'm Morgenbrod, bei'm Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? — „Der munt're Seifensieder.“
Im Lesen war er Anfangs schwach;
Er las nichts als den Almanach;
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu seyn,
Oft singend, öfter betend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die beruf'nen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.
Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der stolz und steif und bürgerlich
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Ein Garkoch richtender Verwandten:
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß
Und seiner Wechsel oft vergaß.
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'

Der nahe Sänger nimmer zu. —
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder.
Ach wäre doch zu meinem Heil
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!“
Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? — wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein Jeder eure Waare;
Sagt! wie viel bringt sie euch im Jahre?“
„Im Jahre, Herr? — mir fällt nicht bei:
Wie groß im Jahr' mein Vortheil sey.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheret,
Was der, der nach ihm kommt, verzehret;
Das folgt im Jahr', — ich weiß die Zahl, —
Dreihundert fünf und sechzig Mal.“
„Ganz recht; doch könnt ihr mir nicht sagen:
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?“
„Mein Herr, ihr forscht auch allzu sehr:
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's denn fällt; mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage,
Und wer die alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider,
Der war gewiß kein Seifensieder.“
Dies schien den Reichen zu erfreu'n.
„Hanns,“ spricht er, „du sollst glücklich seyn;
Itzt bist du nur ein schlechter Prahler;
Da hast du baare fünfzig Thaler;
Nur unterlasse den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang.“

Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Bei'm Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er Alles; bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt;
Bis oft gestoßen oft geschmissen
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß
Und wedelnd bei dem Kessel saß,
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.
Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart.
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis er das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh'
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen,

Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt immer euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahret fort, mich heimlich zu beneiden;
Ich tausche nicht mit euren Freuden;
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt;
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der munt're Seifensieder."

Hagedorn.

Bei'm Gewitter.

Noch glühet von des Tages Hitze
Stein, Furche, Saat und Gras und Staub;
Noch regt sich in des Baumes Spitze
Auch nicht ein Lüftchen durch das Laub:
Mit schwerem Athem schleichen Alle,
Und Feuer wallet durch das Blut;
Und fernher zittern Donnerhalle
Noch tief und dumpf in schwüler Glut.
Mit jedem Pulsschlag wird es bänger,
Und schwärzer jeden Augenblick;
Des Donners Stimme tönet länger,
Und stärker kehret sie zurück.
Der heiße matte Pflüger sehnet
Sich nach Erquickung mit der Flur,
Und harret, an den Pflug gelehnet,
Des großen Schauspiels der Natur.
Nun zaget vor dem Gott der Götter
Der Frevler bleiches Angesicht;
Jehova redet in dem Wetter,
Und Berge beben, wenn er spricht.
Wie Nacht kommt es herangezogen,

Und Blitze leuchten vor ihm her,
Und Wogen drängen sich an Wogen,
Als wie in einem Feuermeer.
Der Sturm geht heulend durch die Wälder,
Und Bäume bersten unter ihm;
Die Klüfte zittern, und die Felder
Sind finster in dem Ungestüm:
Als würde die Natur begraben,
Glüht Blitz auf Blitz, fällt Schlag auf Schlag;
Und groß und furchtbar und erhaben,
Wird's plötzlich Nacht und plötzlich Tag.
Der ganze Himmel schwimmt in Flammen,
Und rauschend stürzt der Regenguß
In eine Wasserfluth zusammen;
Von jedem Berge strömt ein Fluß.
Die Wolken spalten sich im Blitze,
Mit Schrecken fährt der Feuerstrahl;
Und krachend stürzt der Eiche Spitze
Zerschmettert tief herab in's Thal.
Noch braust der Wald, noch gießt der Regen
Die neue Wohlthat auf das Land,
Und Alles triefet von dem Segen,
Den Gottes Odem hergesandt.
Das Wetter zieht erleichtert weiter,
Auch uns're Nachbarn zu erfreu'n;
Und Alles ist erquickt und heiter,
Und scheint wie neu belebt zu seyn.
Der Busen dehnt mit freiern Zügen
Sich in der abgekühlten Luft;
Die ganze Gegend haucht Vergnügen,
Und jede Blume süßern Duft.
Schön wie ein Morgen wird der Abend,
Der kurz vorher so schwer gedroht:

Der Landmann sitzt, sich dankbar labend,
Noch in dem letzten Abendroth.
Er sieht noch, wie am Firmamente
Der Mond im vollen Glanze steht.
Mit Andacht faltet er die Hände,
Wenn er zum stillen Lager geht;
„Gott, der du in den Wettern wandelst,"
So spricht er, legt sich hin und ruht,
„Jehova, Vater, Herr du handelst
Wit deinen Kindern weis' und gut."

Seume.

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben geh'n;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Antlitz seh'n.
Dann wird die Sichel u. der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singst du froh bei'm Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu'!
Das Laster treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.
Der schöne Frühling lacht ihm nicht;
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf List und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain', das Laub am Baum'
Saus't ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum'
Im Grabe keine Ruh'.
D'rum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann segnen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf.

Hölty.

Tityrus und Menalkas.

Auf einem Hügel lag der Greis Menalkas am milder'n Sonnenstrahl, und sah durch die herbstliche Gegend hin, sanft staunend, als Tityrus, sein jüngster Sohn unbemerkt schon lange an seiner Seite stand. Voll sanften Entzückens seufzte der Greis, und der Sohn sah lange mit stiller Freude auf den Vater herunter.

„Vater," sprach er itzt mit sanften Worten, „wie süß muß dein Entzücken seyn! lange schon sehe ich, wie dein Blick die herbstliche Gegend durchwandelt und höre dein Seufzen; — Vater, gewähre mir itzt eine Bitte!"

„Sage mir deine Bitte, mein Lieber, und setze dich an meine Seite, daß ich die Stirne dir küsse!" Und Tityrus setzte sich an seine Seite, und der Greis küßte zärtlich des Sohnes Stirne. „Vater," so fuhr der Jüngling fort, „mir erzählte mein ältester Bruder, — denn oft, wenn wir im Schatten bei der Heerde sitzen, dann reden wir von dir, und dann fließen uns Thränen aus den Augen, Freudethränen! — er hat mir erzählt: dich habe vordem die Gegend den besten Sänger genannt, und manche Ziege habest du im Wettgesange gewonnen. O wolltest du es versuchen, mir itzt ein Lied zu singen, itzt, da die herbstliche Gegend dich entzückt! — gewähre mir, Vater, gewähre mir diese Bitte!"

Sanft lächelnd, sprach itzt Menalkas: „Ich will es versuchen, ob mich die Musen noch lieben, die oft den Preis mir ersingen halfen; ich will ein Lied dir singen." — Itzt durchlief sein Blick noch einmal die Gegend, und itzt hub er an: „Höret mich, Musen! — höret mein heißeres Rufen! im Frühling' meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Hainen nie unerhört mich gelassen; laßt mir dies Lied gelingen — mir grauem Greise! — Was für ein sanftes Entzücken fließt aus dir itzt mir zu, herbstliche Gegend! wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb steh'n die Sarbachen und die Wei-

den um die Teiche her; gelb steh'n die Äpfel- und die Birnbäume auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirschbaum's durchmischet. Der herbstliche Hain ist bunt, wie im Frühling die Wiese; wann sie voll Blumen steht. Ein röthliches Gemisch zieht von dem Berg sich in's Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauscht gesunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen; ernsthaft irren die Heerden auf welkem, blumenlosem Gras; nur steht die röthliche Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Itzt kommt die Ruhe des Winters, ihr Bäume, die ihr uns mild eure Früchte gegeben und kühlenden Schatten dem Hirt' und der Heerde. — O so gehe Keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süße Früchte getragen und erquickenden Schatten über den Nothleidenden gestreut! Denn Sohn, der Segen ruht bei der Hütte des Redlichen und bei seiner Scheune. O Sohn, wer redlich ist und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf trügendem Sumpf. Wann der Redliche opfert, dann steigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören segnend seinen Dank und sein Flehen. Ihm singt die Eule nicht banges Unglück und der traurig krächzende Nachtrabe; er wohnt sicher und ruht unter seinem friedlichen Dach'; die freundlichen Hausgötter seh'n des Redlichen Geschäfte und hören seine freundlichen Reden und segnen ihn. Zwar kommen trübe Tage im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer; aber Sohn, murre nicht, wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischt! Vergiß nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir hin zum Grabe. Schonet, ihr Sturmwinde, schonet des herbstlichen Schmuckes! laßt sanftere Winde spielend das sterbende Laub langsam den Bäumen rauben; so kann die bunte Gegend noch mich entzücken! Vielleicht wann du wieder kommst, schöner Herbst, vielleicht seh' ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum' entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab?" So sang der Greis,

und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen. Geßner.

Winterlied.

Keine Blumen blüh'n,
Nur das Wintergrün
Blickt durch Silberhüllen,
Und das Fenster füllen
Blümchen roth und weiß,
Aufgeblüht von Eis.

Oede steht der Hain,
Wo die Vögelein
Sonst im grünen Schatten
Ihre Nester hatten.
Flieh't den öden Hain,
Kehr't in's Zimmer ein!

Kalter Januar,
Hier werd' ich, fürwahr!
Unter frohen Spielen
Deinen Frost nicht fühlen.
Walte immerdar,
Kalter Januar!

Hölty.

Segen der Natur.

Segen, reicher Segen krönt
Unsre Fluren wieder.
Sicheln rauschen, Jubel tönt
In die Thäler nieder.
Jeder Baum ein Lustgezelt,
Ueberall Gesänge:
O der schönen Gotteswelt!
O der Freuden Menge!
Zwar bei'm süßesten Gesang
Thürmen sich Gewitter;
Feindesruf und Waffenklang
Hemmt das Mahl der Schnitter;
Plötzlich schweigt d. Feldschalmei,
Beben Wald und Wiese,
Und zu langer Wüstenei
Werden Paradiese.
Doch im Lenze grünt das Feld,
Keimt die Saat aufs neue;
Für die schöne Gotteswelt
Sorgen Lieb' und Treue.
Mag um stille Büsche dort
Wilde Zwietracht wüthen!
Ruhig lebt das Täubchen fort,
Nachtigallen brüten.

Jakobi.

Myrtil.

Bei stillem Abend hatte Myrtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied

der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber itzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte und fand da seinen alten Vater sanftschlummernd am Mondenschein' hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lange stand er da; sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greise, nur blickte er zuweilen auf durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudethränen flossen dem Sohne vom Auge.

„O du,“ so sprach er itzt, „du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre, Vater, wie sanft schlummerst du da! wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater. Ach wie glücklich bin ich! die Götter hören dein Gebet, oder warum ruht unsere Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Ästen? warum ruht der Segen auf uns'rer Heerde und auf den Früchren unsers Feldes? Oft, wann du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudethränen weinst; wann du dann gegen Himmel blickst und freudig mich segnest; ach, was empfinde ich dann, Vater! ach, dann schwillt mir das Herz, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heute an meinem Arm' aus der Hütte gingst, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahst, und die Bäume voll Früchte und die fruchtbare Gegend umher; da sprachst du: „Meine Haare sind unter Freude grau geworden; seyd immer gesegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkler Blick euch durchirren; bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen.“ — Ach, Vater, bester Freund, bald soll ich dich verlieren, trauriger Gedanke! — Ach, dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grabmal streu'n.“

Itzt schwieg er und sah mit thränendem Aug' auf den Greis. — „Wie er lächelnd daliegt und schlummert!" sprach er itzt, schluchzend; „es sind von seinen frommen Thaten im Traum' vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint und den glänzend weißen Bart! O, daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden und der feuchte Thau!" Itzt küßt' er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt' ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Geßner.

Goldene Regeln.

Nicht zu reich und nicht zu arm,
Nicht zu kalt und nicht zu warm,
Nicht zu groß und nicht zu klein:
Kein's von beidem möcht' ich seyn.
Ist man reich, wie bald vergißt
Man: wer Gott und was man ist,
Und liebt all' sein Lebelang
Schwelgerei und Müßiggang.
Arm zu seyn, ist auch nicht leicht;
Wer nicht gehen kann, der schleicht,
Und zu hoch, — wie schwer erhält
Einer sich, daß er nicht fällt.
Glücklich ist der Mittelstand.
Ist mir soviel zugewandt,
Daß ich auf des Lebens Bahn
Meinem Nächsten dienen kann;
Daß ich, schwerer Sorgen frey,
Meiner Pflicht und Absicht treu,
Was ich für den nächsten Tag
Brauche, heute haben mag;
O, dann krönt Zufriedenheit
Meines Lebens Seligkeit,
Und ich ehr' an ihrer Hand
Gott, Natur und Vaterland.

Weiße.

Die alte, die junge Maus und die Katze.

Die Katze zu der jungen Maus.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir,
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse!

Die alte Maus.

Ich rathe dir, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Sieh' nur, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh' —

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrod und and're schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehen!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm, Närrchen, komm!

Die junge Maus.

Nun ja! — Ach Mutter, hilf! o weh!
Sie würgt mich — ach, die Unbarmherzige!

Die alte Maus.

Zu spät! Es ist verdient, was dich betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Aus Campe.

Die Fliege und die Biene.

Zur Biene sprach die Fliege:
„Geliebte Biene, sprich!
Was machst du, daß man dich
Auf keinem deiner Züge
Verfolgt und jagt wie mich?
Vor jeder Hand muß ich
Mein kleines Leben hüten.
Du schwingst dich frei empor,
Holst ungestraft aus Blüthen
Den Honigseim hervor.
Mir, streck' ich meinen Rüssel
Nach eines Armen Brod,
Nach eines Reichen Schüssel,
Mir droht sogleich der Tod.
Ich glaube, könnt' ich stechen
Und mich so scharf wie du
An meinen Feinden rächen,
Man ließe mich in Ruh'.“
„Du irrst,“ versetzt die Biene,
„Was noch weit sich'rer mich
In Schutz nimmt, ist: daß ich
Durch Fleiß d. Menschen diene.“

Tiedge.

Die beiden Arbeiter.

Ein Arbeiter mußte bei dem Bau eines Hauses Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein außerordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeschafft werden mußte. Allein, wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen, und trug erst die kleinen weg. Nun beunruhigte ihn aber bei der ganzen Arbeit beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch wegschaffen müßte. Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die kleinern Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten: so fehlte es ihm jetzt an Kräften, die größere fortzubringen. Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit in sein Tagelohn verdungen war, so wurde ihm von diesem ein Theil entzogen, und das mit Recht, weil nicht Alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen. Dieser suchte zuerst den allergrößten aus; und weil er einmal wußte, daß es nicht anders seyn könnte,

so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde; denn er freute sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleinern Steine kommen würde.

Nun ging ihm auch Alles gut von Statten, und er war fröhlich bei seiner Arbeit, weil er das Schwerste überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt versparte? Oder dem, der mit dem Schwersten anfing? Aus Campe.

Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brod,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stand, und: Gott! ach Gott!
Seufzt' er dabei. Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brod
Dem Vater wieder: „Nehmt es doch,“
Sprach es, „bitt' ich euch, ich will noch
Wohl warten, Vater; weint nur nicht!“
Der Vater wendet sein Gesicht
Und sagt': „Ich schneide noch ein Stück;
Behalt' es, Kind!“ Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab.
Doch wie erschrickt er! — Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brod'. „Ach, was ist das?“
Sagt' er erschrocken: „Söhnchen, laß
Die Thaler liegen; ich will geh'n,
Der Bäcker soll sie liegen seh'n.
Vermuthlich hat der Mann das Geld,

Das aus dem lieben Brode fällt,
Hineingebacken; der muß es
Auch wieder haben. Bleib' indeß
Dabei; ich will geschwinde geh'n."
Er geht. Des Kindes Augen seh'n
Ganz starr die blanken Thaler an;
Allein es rühret sie nicht an.
Der Bäcker kommt, sieht sie, und spricht:
"Freund, das sind meine Thaler nicht;
Nein glaubt es mir. Doch wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß.
Denn hört, das Brod, das ihr geholt,
War nicht von mir; ihr aber sollt
Nicht fragen, und von wem es ist,
Auch nicht erfahren. Dieses wißt,
Daß gestern Abend Einer kam,
Der mir das Brod gab, das ich nahm,
Und sagte: wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brod holt, Freund, so gebt ihm dies!
So sagt er; ja, das ist gewiß!
D'rauf kam't ihr, und ich gab es euch.
Seht, wie Gott sorgt; nun seyd ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz."
Der arme Mann erstaunte ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brod,
Sah himmelwärts, und sprach: „Ach Gott!"
Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
Und sagte: „Den, der mir es gab,
Den segne Gott! Ach lebte doch
(Er weint) nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind!" Das Söhnchen spricht:
„Weint, Herzensvater, weint doch nicht!"

Aus Campe.

Der Bauernknabe,
als er den kranken Karl erblickte.

Wie? Karlchen krank? Das süße Kind,
Was gestern noch gelacht?
Daß krank auch reiche Kinder sind
Das hätt' ich nie gedacht.
Ein solches Kind hat nimmer Noth
Darf nicht aus Hunger schrei'n;
Konfekt ißt es und Zuckerbrod,
Und trinkt Kaffee und Wein.

Und ich u. Hannchen sind gesund,
Wie eine Rose roth;
Wir nehmen fast nichts in den Mund
Als Käs' und Butterbrod.
Und Milch u. Wasser trinken wir
Bei immer frohem Sinn.
Du lieber Gott, wie dank' ich dir,
Daß ich nicht Karlchen bin!

Gleim.

Der Junker Hanns.

Der Junker Hanns war flink und rasch,
Und kühn in allen Dingen;
Mitunter auch ein wenig basch
Und nicht recht gut zu zwingen.
Er lernte seine Lection,
Und damit meint er, wär' er schon
Der weitern Zucht entflogen,
Und that sehr ungezogen.

Die guten Eltern warnten ihn,
Und sagten wohl mit Grämen:
„Hanns, läßt du dich nicht besser zieh'n,
Wird's kein gut Ende nehmen."
Hanns hörte kaum m. halbem Ohr
Nahm seine sechs Vokabeln vor;
D'rauf eine kurze Pause;
Und nun hinaus zum Hause.

Und vor dem Hause lief vorbei
Ein ledigloser Schimmel.
Das war d. Junker Hanns so neu
Ihm deucht', er käm' in Himmel.
„Ein ledigloser Gaul? Was kann
Willkommener mir seyn? wohlan
Ich will aus freien Stücken
Erproben seinen Rücken!"

Gesagt, war allezeit gethan.
Er packt den Gaul beim Schopfe.
Der Schimmel stützt ihn seitwärts an,
Und schüttelt mit dem Kopfe.
Doch schütteln hin u. schütteln her
Mein Hanns hinauf u. fort jagt er
Die Eltern, ach! von weitem
Seh'n ihren Junker reiten.

„Um Gotteswillen!" Hinter ihm
Die Mutter ruft's mit Schrecken.
Der Vater rennt mit Ungestüm,

Den Knaben zu entdecken.
Doch ringsumher kein Gaul zu seh'n,
Die Eltern wollen fast vergeh'n;
Sie schicken, wen sie haben,
Zu forschen nach dem Knaben.

Deß stieg dem Junker nichts zu Sinn,
Das Herz sprang hoch v. Freuden!
Und mir nichts, dir nichts, ritt er hin
Wohl über Busch und Weiden.
Und schupp! ging's rasch an einen Stein:
Der Schimmel stürzt' und brach ein Bein;
Mein Hanns von seinem Sitze
Versank in eine Pfütze.

Der Schimmel seufzt, der Junker schreit,
Als wollt' ihn wer ermorden.
Kein menschlich Antlitz weit und breit!
Es war schon Nacht geworden.
Die Finsterniß wuchs immer mehr
Von ferne bellten Hunde her;
Es winselte der Schimmel,
Der Junker schrie gen Himmel.

Sein Schrei'n drang endlich allgemach
Zu eines Weibleins Ohren
Vom nächsten Dorf, das alt und schwach
Vom Wege sich verloren.
„Ach lieber Gott!“ sprach sie bei sich
Und wankte matt u. kümmerlich
Herbei an ihrer Krücke,
Dem Junker Hanns zum Glücke.

Und als sie fand das kranke Roß,
Und fand den bangen Knaben,
Da ward ihr bald das Herz so groß,
Des Wohlthuns Lust zu haben.
„Komm,“ sprach sie, „armes Kind mit mir;
Ich will auch sorgen für dein Thier,
Und binden seine Wunden,
Wenn wir nach Haus gefunden.“

„O Frau, das Thier gehört mir nicht!
Ach hätt' ich's nie gesehen!
Errettet nur mich armen Wicht
Und laßt den Schimmel gehen.“
„Ihn gehen lassen, böses Kind!“
Sprach's Weiblein zornig und geschwind,
„Und siehst, daß er die Knochen
Ob deinem Stolz gebrochen?“

Da kroch alsbald der kleine Tropf
Bebend aus seiner Pfütze.
Sie deckt ihm d. beklommnen Kopf
Mit ihrer warmen Mütze;
Und nahm d. Knaben bei der Hand
Ging irrend über manches Land,
Bis an dem Laut von Hunden
Sie sich zurecht gefunden.

Da legt sie ihn gar mildiglich
In ihr schneeweißes Bette,

Und fordert einen Mann zu sich,
Daß er den Schimmel rette.
Und puck puck! klopft es an d. Thür
„Holla! wer ist so spät noch hier?“
„Bergt ihr den kleinen Knaben,
Den wir gesuchet haben?“
„Den kleinen Knaben berg' ich wohl,
Er liegt im süßen Schlummer.
Sey euer Herz des Trostes voll,
Und lasset allen Kummer!
Den kleinen Knaben geb' ich euch
Wenn er euch kennen wird, sogleich.“
Sie kannten sich; Entzücken
Sprach laut aus allen Blicken.
„O Mutter, daß euch Gott belohn'!“
„Fahr hin, mein Kind, mit Freuden!“
„Die Eltern danken euch d. Sohn;
Gott wendet ihre Leiden.
Lebt wohl! lebt wohl!“ Sie zogen hin,
Und milder ward d. Knaben Sinn
Er dacht' an seinen Schimmel
Und seufzte still gen Himmel.
Und als er nun nach Hause kam,
War Alles noch im Jammer.
Den Weg er augenblicklich nahm
Zu seiner Eltern Kammer,
Und stürzt sich ihnen in die Arm';
Da wird das Herz d. Eltern warm,
Es fließen Freudenzähren
Dem lieben Gott zu Ehren.
Die Eltern brachten Geld u. Dank
Der guten alten Mutter.
Der Schimmel krigte lebenslang
Bequemlichkeit und Futter.
Der Junker Hanns ward fromm und gut
Und beugte seinen raschen Muth;
Und sah in allen Dingen
Es sich nach Wunsch gelingen.

Overbeck.

Der Klügste giebt nach.

Johann und das Pferd.

Zornig schlägt Johann sein Pferd;
Und da dies sich wieder wehrt,
Steiget seine Wuth auf's höchste. —
Einer, der vorübergeht,
Ruft mit Lachen aus: „Ei, seht!
Wer ist da doch wohl der Klügste?“

Aus Campe.

Der Wolf, der Schöps und das Reh.

Ein Wolf sah einen Schöps im Klee. —
„Gut," spricht er, „der hat ausgenascht!"
D'rauf springt er auf ihn los und hascht
Ihn schon bei'm Ohr', als er ein junges Reh
Im fernen Busch' erblickt. — „Der Bissen
Ist fetter," denkt er; „überdies
Bleibt mir der Hammel ja gewiß."
Er jagt das Reh; — mit schnellen Füßen
Entwischt ihm dieser leck're Schmaus. —
Itzt will er sich am Schöps erholen.
Auch dieser hatte sich empfohlen,
Und Isegrimm schlich leer nach Haus.
Es ging ihm nach dem Spruch' der Alten:
Wer Alles will, wird nichts erhalten.

Pfeffel.

Die Wolken und die Sonne.

Einige neidische Wolken verschworen sich, all' ihre Kräfte anzuwenden, um das Licht der aufgehenden Sonne von der Erde abzuhalten. Wie Berge drängten sie sich zusammen, und wirklich wurde unser Planet einige Stunden lang verdunkelt. Aber kaum daß am heißen Mittag die Strahlen der Sonne senkrecht herabfielen; als auch die Nebel verschwanden und beschämt sich in die Thäler verbargen.

So trittst du endlich hell hervor, Tugend und Unschuld, wenn dich lang' genug die Bosheit verhüllt hat.

Meißner.

Die zwei Pflugschare.

Von einerlei Eisen und auf gleicher Werkstätte wurden zwei Pflugschaare verfertigt. Einer davon kam in die Hand

eines Landmann's, der Andere ward in den Winkel des Schuppens geworfen, lag dort ruhig acht oder neun Monate lang und ward mit Rost überzogen. Jetzt erst erinnerte man sich seiner und zog ihn auch wieder hervor. Wie staunte derselbe, als er seinen ehemaligen Bruder erblickte und mit sich selbst verglich! denn er fand ihn hell und spiegelglatt; ja fast glänzender noch, als er zuvor war. „Ist es möglich?" rief der Verrostete aus, „einst waren wir einander gleich; was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?" „Eben diese Ruhe," erwiederte jener, „war dir verderblich; mich hat Übung und Arbeit erhalten. Ihr nur verdank' ich es, daß ich dich itzt übertreffe.

Meißner.

Der Affe.

Ein Affe steckt' einst einen Hain
Von Cedern Nachts in Brand,
Und freute sich dann ungemein,
Als er's so helle fand.
„Kommt Brüder, seht, was ich vermag,
Ich, ich verwandle Nacht in Tag!"
Die Brüder kamen, groß und klein,
Bewunderten den Glanz,
Und alle fingen an zu schrei'n:
„Hoch lebe Bruder Hanns!
Hanns Affe ist des Nachruhm's werth:
Er hat die Gegend — aufgeklärt!"

Müchler.

Vertrauen auf Gott.

Ich hoff' auf keine Hülfe mehr,
Herr, als von deinen Höhen.
Bei Menschen find' ich kein Gehör;
Gott, höre du mein Flehen!

Du bist der Gott noch, der schon oft,
Bei meinen Leiden unverhofft,
Mit deinem Trost' erschienen.
Du bist der Gott noch, dessen Macht
Mizraims Fürsten schreckte,
Der aus des Todes öder Nacht
Den Lazarus erweckte.
Herr, hilf mir! — Ja, ein himmlisch' Licht,
Das in die dunkle Seele bricht,
Verheißt mir deine Hülfe.
Mit deinem Trost' erquickst du mich
Wann mir ein Leid begegnet.
Herr, nimmermehr verlaß' ich dich,
Bis daß du mich gesegnet.
Ich höre dich; mein Vater spricht:
„Ich bin dein Schutz, dein Trost, dein Licht;
Geh' hin, mein Sohn, im Frieden!"

Kronegk.

Der junge Baum und der Wind.

Gemach, Herr Wind, gemach! O weh!
Du siehest ja, daß ich allein hier steh'!
An Eichenwäldern mag dein wilder Zorn sich rächen;
Ich bin ein junger Baum, du wirst mich noch zerbrechen.
„Ein junger Baum bist du? — Gut, lieber junger Baum!
Um desto mehr kannst du dich schmiegen.
Sieh dort die alten Bäume liegen!
Noch faßt' ich dich nur kaum.
Nur fein Geduld! Je mehr ich dich zerzausen werde;
Je fester wurzelst du dich in die Erde."

Willamov.

Frühlingslied.

Seht den Himmel, wie heiter!
Laub und Blumen und Kräuter
Schmücken Felder und Hain!
Balsam athmen die Weste,
Und im schattigen Neste
Girren brütende Vögelein.

Über grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Geriesel
Purpur blinkenden Schaum;
Und die Nachtigall flötet,
Und vom Abend geröthet,
Wiegt sich spiegelnd der Blütenbaum.

Alles hüpfet vor Freude:
Dort das Reh in der Heide,
Hier das Lämmchen im Thal';
Vögel hier im Gebüsche;
Dort im Teiche die Fische;
Tausend Mücken im Sonnenstrahl'.

Kommt Gespielen und springet;
Denn die Nachtigall singet,
Und sie ladet zum Tanz'.
O geschwinder, geschwinder,
Rund herum, wie die Kinder,
Laßt uns schlingen den fröhlichen Kranz!

Voß.

Der Winter.

Wohl mir bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben;
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid;
Und Speis' und Trank erfreu'n mein Leben;
Auf weichen Betten drückt die Ruh'
Mir sanft die müden Augen zu.
Doch weh' dem Armen, dem anitzt
Das Glück das Nöthige versaget,
Den weder Kleid noch Dach beschützt
Und der zu betteln doch nicht waget,
Den Krankheit hier auf's Lager streckt,
Da ihn kein weiches Bett bedeckt.
Was zauderst du, o Bruderherz,
Mit Hülf' ihm liebreich zuzueilen?
Fühl' seine Nothdurft, seinen Schmerz,
Um, was du hast, mit ihm zu theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Weiße.

Ertragung.

Als einst Karl im Grase schlief,
Wagt' ein Bienchen, ihn zu stechen.
Zornig sprang er auf und rief:
„Wart' nur, wart'! ich will mich rächen!“
Und sogleich mit kühner Hand
Brach vom nächsten Busch' er Reiser,
Schlug und warf mitunter Sand
An die kleinen Bienenhäuser.
Doch der kleinen Bienen Heer
Rächte schnell, was Karl verbrochen;
Alles fiel ihn an, und er
Wurde jämmerlich zerstochen.
Das war deine eig'ne Schuld!
Keinem Menschen durft' er's klagen.
Lerne künftig mit Geduld
Ein geringes Unrecht tragen!

Weiße.

Dee geizige Rabe.

Ein Rab' entwandte hier und da,
So viel er konnte, Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng' und hundert and're Dinge.
Als dies der klügere Haushahn sah,
So fragt er ihn: „Ich bitte, sage mir,
Wozu nützt doch dies Alles dir?“
„Das weiß ich selbst nicht!“ sprach der Rabe,
„Ich nehm' es nur, damit ich's habe.“
Ein Geitzhals und dies Thier thun einerlei;
Der Geitzhals sammelt gleich dem Raben,
Nicht, daß es ihm und Andern nützlich sey;
Nein, bloß um viel zu haben.

Aus Campe.

Geschichte des jungen Alwils.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Eltern, und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen. Sie suchten ihm aber auch früh fromme Gesinnungen einzuflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft: daß er sich ganz allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen solle. Der junge Alwil merkte sich das, ob er gleich damals noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Eltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten. Es währte nicht lange, so entstand ein Krieg, wo Alwil's Eltern so unglücklich waren, daß ihnen das Haus abgebrannt und fast Alles, was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in dürftige Umstände; doch behielten sie noch eben so viel übrig, daß sie, wiewohl äußerst nothdürftig, davon leben konnten. Der junge Alwil mußte nun einen schlechten Rock anziehen, und mit geringer Kost fürlieb nehmen. Einige von seinen Mitschülern — junge unverständige Menschen, die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends wegen seiner Armuth und wegen seiner schlechten Kleidung. Dies schmerzte ihn freilich. Allein nunmehr dachte er an das, was ihm seine Eltern so oft gesagt hatten: man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meint, und alle unsere Schicksale zu unserm Besten lenkt. Nun wurde ihm auf einmal ganz leicht, und er fühlte in diesem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog nun vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug die Verachtung seiner thörichten Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost fürlieb. Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott für die Unglücksfälle, die er ihn schon in seiner Jugend habe ertragen lassen. Denn die geringe einfache Kost habe seinen Körper gesund gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen böser Menschen

ertragen, ohne deßwegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung sey sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig seyn lassen.

Wir wollen jetzt zu unserer Geschichte wieder zurückkehren. Der junge Alwil war fleißig, und machte seinen Eltern viel Freude. Dies versüßte ihnen einigermaßen den Kummer, den sie anfänglich über den Verlust ihres Vermögens empfanden. Alwil liebte seine Eltern sehr. Einstmals, da sie an einem schönen Frühlingsabend lustwandelten, sagten sie zu ihm: „Wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben, und können dir nichts hinterlassen; aber siehe, der Gott, der die Bäume mit jungem Laube bekleidet, und das Gras auf dem Felde erquickt, der wird auch für dich sorgen." Alwil wurde äußerst bewegt, und konnte sich bei dieser rührenden Anrede der Thränen nicht enthalten. In zwei Monaten starben beide Eltern kurz nach einander, und man fand kaum so viel, als zu ihrem Begräbniß erfordert wurde. Für den jungen Alwil blieb nichts übrig. Er war anfänglich ganz untröstlich über den Tod seiner Eltern. Als er aber eines Tages bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm noch zwei Monate vor ihrem Tode gesagt hatten. Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, dachte er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde, so wird er ja auch meiner sich annehmen! Was er gedacht hatte, geschah auch; denn noch an demselben Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, welchen das Elend des jungen Alwils zu Herzen ging, mit einander berathschlagt, wie sie sich seiner annehmen wollten. Sie ließen ihn also zu sich kommen, und versprachen ihm, daß sie gemeinschaftlich für seinen nothdürftigen Unterhalt sorgen wollten. Alwil dankte seinen Wohlthätern

mit gerührtem Herzen, und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er vor einigen Stunden, als er am Grabe seiner Eltern weinte, noch von allen Menschen verlassen war, und wie Gott schon während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hätte. Da warf er sich nieder, und dankte Gott mit Freudethränen für die unerwartete Hülfe. Einer unter seinen Wohlthätern war ein reicher Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen Menschen von guter Hoffnung an Kindesstatt anzunehmen. Er lernte den jungen Alwil nach und nach immer besser kennen, und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit und von seinem guten Herzen durch manche Beweise hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu sich kommen, ging mit ihm allein auf ein Zimmer, und er mußte sich neben ihn setzen. Darauf ergriff er seine Hände, blickte ihn eine Weile an, und sagte: „Alwil — Du bleibst bei mir!“

„O, mein Vater!“ rief Alwil aus, und warf sich zu seinen Füßen.

„Das bin ich von nun an,“ sagte sein Wohlthäter, „und von diesem Tage an bist du mein Sohn! Ich verspreche dir meine ganze väterliche Liebe, und zweifle nicht, daß du mir durch deinen kindlichen Gehorsam und durch deine gute Aufführung Freude machen wirst.“

Der junge Alwil konnte nichts antworten. Er zerfloß ganz in Thränen der Freude und Dankbarkeit. und sah nun wohl, daß sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen war. Nun wurde er wieder besser gekleidet, als alle seine Mitschüler, und Alle suchten nunmehr wieder seine Freundschaft; allein es fiel ihm nicht ein, sich wegen der vorigen Beleidigungen zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu seyn, sondern er blieb eben so demüthig, freundlich, bescheiden, wie er vorher in seinen dürftigsten Umständen gewesen war; weil

er alle diese kleinen Vorzüge schon einmal verloren hatte, und also wohl wußte, wie wenig man auf ihren Besitz rechnen darf. Dieser Alwil hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; er blieb aber immer standhaft dabei, und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner frühesten Jugend auf alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet war. Er arbeitete aber fleißig, und erwarb sich so viel, daß er nicht nur für sich selbst und seine Familie sorgen, sondern überdies noch vielen Menschen Gutes thun konnte. Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis pflegte er oft zu sagen: „Zwei Dinge haben mich nicht gereut, so lange ich denken kann: daß ich gearbeitet und Gott vertrauet habe!“

Aus Campe.

Die Elster, die Krähe und der Geier.

Die Elster und die Krähe lagen
Schon lange Zeit in Zwist:
Vom Schimpfen kam es oft zum Schlagen;
Bald siegte Macht, bald List.

Die Elster, die im letzten Streite
Mit Schmach den Kürzern zog,
Sah jüngst den Geier, der nach Beute,
Von Baum zu Baume flog.

„Herr Vetter,“ sprach sie, „wie ich sehe,
So bist du mißvergnügt;
Mir hüpft das Herz. Ich sah die Krähe,
Die in den Wochen liegt.

Verhöhnt sind wir, den Lästerzungen
Zum Trotz! Ha, Freund, sie lag,
Voll, wie der Mond, bei sieben Jungen,
Die schön sind, wie der Tag.“

Hier schied der Geier. Was er hörte,
Entflammte seine Wuth;

Zur Krähe flog er, und verzehrte
Die Mutter mit der Brut.
Glaubt nicht, wer Gutes von uns redet,
Sey immer unser Freund:
Wenn sich'rer Lob, als Lästern tödtet,
So lobt uns unser Feind.

Pfeffel.

Die Wespen im Honigtopfe.

Ein Schwarm Wespen war in einen Honigtopf gekrochen und ließ es sich allda wohl schmecken. Doch itzt, als sie wieder fort wollten, konnten sie nicht; denn die zähe Süßigkeit hatte Flügel und Füße unbrauchbar gemacht. Kläglich jammerten sie nun um ihr nahes Ende. Eine einzige hatte sich vorsichtig am Rande erhalten, weniger genossen, sich aber auch nicht gefangen. — „Ihr dauert mich, Schwestern," sprach sie, indem sie fortflog, „aber ihr hättet auch die Schwierigkeit des Herauskommens bedenken sollen; ehe ihr so tief euch hinein wagtet."

Der Weg zum sündhaften Vergnügen ist leicht; doch desto schwerer fällt es, von ihm sich loszureißen. Daran denke man vorher! denn nachher ist es zu spät und fruchtlos.

Meißner.

Deutsches Lied.

Daß ein deutscher Mann ich bin,
Deß erfreuet sich mein Sinn:
Denn ein ächter Deutscher ist
Immer auch ein guter Christ.

Daß ein guter Christ ich bin,
Deß erfreuet sich mein Sinn:
Denn in Noth und Ungemach

Folgen Glück und Ruh' ihm nach.
Und als Bruder zugethan
Ist ihm jeder gute Mann.
D'rum erfreuet sich mein Sinn,
Daß ein deutscher Mann ich bin.

J. M. Miller.

Die Henne mit den Küchlein und der Habicht.

Einst führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Tenne
Auf das Feld, und sorgenleer
Lief das Häuflein um sie her,
Und scharrte auf den gelben Sand
Voll Freuden, wenn's ein Körnlein fand.
Urplötzlich rief die Henne:
„O ihr Kindlein, kommt zur Tenne!
Hurtig eilet! denn ich seh'
Dort den Habicht in der Höh'."
Das Häuflein lief zum Scheunenthor'
Und schaute durch die Luft empor.
„O," rief darauf das Eine
Zu den Andern, „ist's das kleine
Pünktchen, das dort oben schwebt!
Und die Mutter d'rum erhebt
Solch Geschrei; was fällt ihr ein?
Ein Käfer scheint es kaum zu seyn."
Auf rauschendem Gefieder
Schwang d. Habicht sich hernieder
Auf die kleine bange Schaar.
Nun erst sah'n sie die Gefahr.
Die Mutter gluckte hier und dort;
Umsonst! er riß zwei Küchlein fort
Ihr lieben Kinder, fliehet,
Wenn die Mutter warnt! sie siehet
Heller die Gefahr von fern,
Und ihr sehet sie nicht gern.
Wenn ihr des Feindes Kralle seht,
Ihr Kinder, ach! dann ist's zu spät.

Krummacher.

Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eig'nen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie seyn möchten. Da kam der Sohn des Nachbars, ein muthwilliger Bube, in den Garten und lockte das Söhn-

lein des Landmanns also, daß sie hingingen und die Bäumchen insgesammt ihrer Früchte beraubten; ehe denn sie völlig gereift waren. Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da war er sehr bekümmert und rief: „Ach, warum hat man mir das gethan? böse Buben haben mir meine Freude verdorben." — Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: „Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben; nun habe ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe; mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe." — Da antwortete Jener: „Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren; du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und nur auf deiner Huth seyn." — Als aber Gotthold, denn so hieß der Knabe, zu Hause kam und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht wieder freundlich zu ihm aufzusehen; denn er dachte: „Wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? kann ich doch mich selber nicht anblicken; es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen." — Itzt trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kindlein herbei und freuten sich sehr und aßen. Gotthold aber verbarg sein Antlitz und weinte bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: „mein Kind, was weinst du?" Und Gotthold antwortete: „Ach, ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße; ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein And'rer erscheine, als ich bin und mich selber erkenne; lieber Vater, thue mir ferner nicht Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu seyn! laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn, siehe! ich habe die jungen Bäumchen beraubt." — Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an

sein Herz und sprach: „Ich vergebe dir mein Kind! gebe Gott, daß dieses das erste und letzte Mal sey, daß du Etwas zu verhehlen hast! dann soll es mir nicht leid seyn um die Bäumchen."

Krummacher.

Der Hollunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermochte es nicht; denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaums und, indem der Knabe über dem Bach schwebte, brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen braus'ten und schlugen über ihn zusammen. Dies sah ein Hirt von Ferne, lief hinzu und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich und schwamm lachend an's Ufer. — Da sprach der Hirt zu dem Jäger: „Ihr scheint euren Sohn wohl Manches gelehrt zu haben; Eines aber habt ihr vergessen: das Innere nämlich zu erforschen, bevor er dem Zutrauen sein Herz öffnet. Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde nicht der täuschenden Rinde getraut haben."

„Freund," erwiederte der Jäger, „ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt, und so kann ich ihn der Erfahrung vertrauen. Das Mißtrauen mag ihn die Zeit lehren. Aber er wird auch in der Versuchung aufrecht beharren; denn sein Auge ist hell, und seine Kraft ist geübt."

Krummacher.

Der Mann auf Carmel.

In einem Dörflein am Berge Carmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und

der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darniederlag, und heilte ihn von seinem Übel; oder er tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. Denn er kannte die verborgenen Kräfte heilsamer Kräutrr und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deshalb liebten ihn alle Menschen und baten ihn, einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher.

Aber siehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten und viele starben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker darniederlag, sendete man zu ihm, daß er heilen möchte und trösten, bei Tag und bei Nacht. Da ermattete sein Leib, und seine Seele war betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war, als die Kraft seiner Kunst und der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben. Denn ihm fehlte die Krone der Weisheit, die Demuth, also daß er sich selbst und seiner Kunst, nicht aber dem Herrn vertraute. Da führte ihn sein Geist hinaus auf das Gebirg Carmel, und er zweifelte in sich selber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wieder kehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte; den Siechen zum Trost und zur Labung. So ging er hinaus und sprach in seinem Herzen: die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin. Sie soll auch jetzt mich unterweisen! —

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob, als Salamon in seiner Herrlichkeit. Da sprach er: Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft nur sich selber, und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch mehr thun, als, unbeküm-

mert um Andere, sich in sich selber vollenden? — Ich will auf Carmel bleiben und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziel, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke. —

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blumen. Er aber schaute ihn an und sprach: Nein, du lehrest mich ein Anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Pallästen will ich eilen, um da von meiner Weisheit die süße Frucht der Lust und Freude zu ärndten! So wie über dem herrlichen Blumenkelch der Schmetterling, so soll über meine Kunst mein Leben sich ausbreiten! So sprach er und blickte in den Blumenkelch. Siehe! da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Zu schwer beladen mit dem zarten Blüthenstaub, hatte sie mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. Er sah es und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens — und der Purpur der Schaamröthe erfüllte seine Wangen. O ich kenne dich, rief er, Geist des Herrn in der Natur; verzeihe meinem Unmuth und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre ein treuer Zögling, zu dir und meinem heiligen Berufe zurück!

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und wandelte nun demüthig und mit heiterem Angesicht in das Dörflein und zu den Hütten der Leidenden.

Krummacher.

Leben und Tod.

Dorchen war ein frommes liebevolles Mädchen. Alle, die sie kannten, liebten sie, vor allen ihr Bruder Edmund, ein kleiner Knabe, und sie war ihm nicht minder zugethan von Herzen. Plötzlich wurde Dorchen krank, und Edmund war sehr bekümmert um ihrer Schmerzen willen. Denn es kam nicht in sein Herz, daß sie sterben könnte. Und er hatte niemals einen Todten gesehen, und wußte noch nicht, was Tod und Sterben sey.

Als nun Dorchen voll Schmerz auf dem Bettchen lag, gedachte Edmund, was sie erfreuen möge, und ging auf das Feld, Blumen zu suchen. Denn er wußte, sie liebte die Blumen.

Aber wähend er hinausging, war Dorchen gestorben, und man hatte ihr ein weißes Sterbekleid angelegt.

Da trat Edmund in das Kämmerlein, wo sie lag. Und er zeigte von fern die Blumen; aber das Mädchen sah sie nicht an. Da rief er; „Siehe Dorchen, was ich dir bringe!" Aber sie hört' es nicht. Nun trat Edmund näher und sah das Mädchen an und sprach: Sie schläft! ich will ihr die Blumen auf die Brust legen, damit sie sich freue, wenn sie erwacht. Dann wird sie sagen: Das hat Edmund gethan!

Also that er leise und lächelte. Darauf ging er zur Mutter und sprach: „Ich habe Dorchen Blumen gepflückt, solche die sie am meisten liebet vor allen. Aber sie schläft. Da hab' ich die Blumen auf ihre Brust geledt, damit sie sich freue, wann sie erwacht."

Die Mutter aber weinte und sprach: „Ja, sie schläft wohl, aber sie erwacht nicht wieder."

Da sagte Edmund: „Wenn sie schläft, wie sollte sie denn nicht erwachen?"

So sprach der Knabe. Aber die Mutter konnte ihm nicht antworten. Denn sie verhüllte ihr Haupt und verbarg ihre Thränen.

Der Knabe aber verwunderte sich deß und sprach: „Mutter, was weinest du?" Krummacher.

Der gereiste Gimpel.

Ein Gimpel kam von Reisen wieder
Und ließ sich in der Heimath schau'n;
Da überredet er die Brüder,
Ihr Nest auf Dächern anzubau'n.

„Mich," sprach er, „hat in fernen Ländern
Der Störche Bauart klug gemacht.
Wir müssen uns're Sitten ändern;
Denn sonst giebt Niemand auf uns Acht."
Die Gimpel ließen sich bekehren;
Ein Thor ahmt gern dem andern nach,
Und bauten lustig ihm zu Ehren
Ihr Nest hin auf ein Scheunendach.
Sie fingen meist schon an zu legen,
Als schnell darauf ein Wetter kam,
Und der herabgestürzte Regen
Die Nester alle mit sich nahm.
Beharre fein bei deiner Weise,
Die Uebung und Natur dich lehrt!
Ein Gimpel bleibt, wer trotz der Reise
An eines Gimpels Rath sich kehrt.

Michaelis.

Der Uhu und die Lerche.

Ein Uhu saß seit langer Zeit
Im Schatten einer hohlen Eiche,
Der höchsten in der Waldung Reiche,
Voll Gram's und öder Traurigkeit.
Hoch über ihm ließ sorgenfrei
Sich eine munt're Lerche hören
Und meldete der Sänger Chören:
Daß nun der Frühling nahe sey.
Ihr Lied dringt aus den heitern Lüften
In's grüne Thal, belebt die Triften.
Der Uhu horcht und ächzt dabei:
Daß er nicht auch so fröhlich sey.
Die Ungeduld ermuntert ihn,
Sich aus dem Neste zu bemühen.

Die scheue Lerche wollte fliehen;
Sie wollte fort, als er erschien;
Doch war der guten Lerche bange,
So dauerte die Angst nicht lange,
Da sie zu ihrem Trost vernahm:
Daß er in Frieden zu ihr kam.
Es schien dem Uhu zweifelsfrei,
Das Lerchenfleisch nicht viel zu taugen;
Er schwur bei seinen großen Augen,
Daß er itzt gar nicht hungrig sey.
„Die Neugier“ sprach er, „dich zu fragen,
Hat mich zu dir hieher getragen;
Sag' mir nur: was die Ursach' ist,
Daß du beständig fröhlich bist?“
„Monarch der Eulen,“ sagte sie,
„Wer stets gesunde Tage zählet,
Und fliegen kann, wohin er wählet,
Wie kann der trauern?“ „Fragst du wie?“
Fiel ihr der Uhu in die Rede,
„Du scheinst doch sonst nicht wenig blöde;
Denkst du denn niemals an den Tod,
Und was dir Herbst und Winter droht?“
„Ich denke,“ sprach sie, „wohl daran;
Allein der Tod ist unvermeidlich,
Die Herbst- und Winterzeit noch leidlich,
Und itzt geht ja der Frühling an.
Ich leb' indessen nach der Lehre,
Die ich von jenem Schäfer höre,
Der dort im Grünen vor uns liegt:
Ein Weiser lebt nie mißvergnügt.“
„Geh' hin, du kleine Närrin, — du!“ —
Fiel der Bescheid aus, — „das sind Lehren,
Die für die Lerchen nur gehören.“

Die Lerche flog dem Schäfer zu
Und schwirrte munter zu der Reise:
„Wer fröhlich seyn will, der sey weise!“
Merkt, Freunde, was die Lerche spricht,
Und kehrt euch an die Uhu nicht!

Lichtwer.

Der Riese und der Zwerg.

Es traf auf seinem Gange
Ein Ries' ein Zwerglein an
Und sprach: „Ich suchte lange
So was für meinen Zahn.
Dies ist ein selt'ner Bissen,
Der Lust zum Trunk erweckt
Und der, auf mein Gewissen!
Auch ohne Tunke schmeckt.“
„Herr,“ sagte hier der Kleine,
„Ich bin in deiner Hand;
Was hilft mir's, wenn ich weine?
Wer thut dir Widerstand?
Doch eh' ich armer Knabe
Dein Abendessen sey,
So stelle mir zur Gabe
Nur eine Bitte frei.
Und schwör', sie zu erfüllen!“
Er schwört; der Kleine spricht:
„So höre meinen Willen!
Ich bitte: friß mich nicht!“
Der Zwerg ging schon zurücke
Und eilte durch das Land;
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.
„Ach,“ schrie er, Wald u. Wiese,
Ihr Zeugen meiner Noth,
Hier schwur mir dieser Riese;
Hier giebt er mir den Tod!“
Der Ries', ein schlimmer Spötter,
Sprach: „Das bin ich gewohnt;“
Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

Lichtwer.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: „guten Tag,“ mein Bruder! „Unverschämter!“ war die Antworr.

„Und warum das?“ fuhr jener Esel fort. „Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich, mehr, als ein Esel?“

Lessing.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers.

„Welch ein Kopf," sagte der betrachtende Fuchs, „ohne Gehirn und mit einem offenen Munde! Sollte dies nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen seyn?"

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne! Lessing.

Die Esel.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. „Unser starker Rücken," sagten sie, „trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten, und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu seyn, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen! Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht seyn."

„Mein Geschöpf," antwortete Zeus ihrem Sprecher, „die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß euere natürliche Langsamkeit keine Faulheit ist, und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden; doch ich sinne, euer Schicksal zu erleichtern. Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil seyn; euere Haut soll sich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden."

„Zeus," schrieen die Esel, „du bist allezeit weise und gnädig!" Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Lessing.

Die Stadt- und die Landmaus.

Stadtmaus kam einst auf das Land,
Hier sich zu erfrischen.
Feldmaus eilte in der Noth,
Was sie hatte, Käs' und Brod
Freundlich aufzutischen.
„Liebe," sprach die Städterin,
Die die Kost beleckte:
„Gut genug! doch komm' zu mir
In die Stadt! da speisen wir
Kuchen und Konfekte."
Landmaus folgte gern zur Stadt,
Leckerkost zu suchen.
Sieh, der alte Herr im Haus
Feierte Geburttagsschmaus
Hoch bei Wein und Kuchen.
Und die Gäste schieden. — „Komm',
Freundin, komm' zu naschen!"
Stadtmaus sprach's und sprang voran
Auf den vollen Tisch, und dann
Lustig ging's an's Naschen.
„Wau, wau, wau!" Horch, Hundsgebell'!
Hausfrau ruft dem Koche:
„Mach' dem kranken Herren Thee!"
Mäuslein flieh'n vom Tisch', — o weh!
Schnell zurück zum Loche.
„Liebe Stadtmaus, lebe wohl!"
Landmaus spricht's und zittert.
„Käs' und Brod in Ruh' verzehrt,
Ist mir mehr, als Kuchen, werth,
Den bie Angst verbittert."

Halem.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
In's Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen. „O wie schön
Ist itzt die Gegend!" sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh, sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O, was für Anmuth haucht anitzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!"
„Ja," sagt' Irin, „sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist;
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl

Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O! bleib der Tugend immer treu.
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sey arbeitsam.
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um uns're Hütte grünen sah:
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag',
Vergangen unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch' Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da floßen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz,
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm. und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserberg's

Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meer's
Erschrack, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund; und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei in's Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen, sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach:
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein!
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — Itzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen seyn.
O Sohn! sey fromm und tugendhaft;
So wirst du glücklich seyn, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön."
Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins, und sprach: „Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost."
Und viele Thränen flossen ihm

Vom Aug'. Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wann ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Kleist.

Morgenlied.

Der junge Tag schwingt seine Rosenflügel
Um die Natur. — Die purpurrothen Hügel
Beglänzt der Morgensonne Strahl.
Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen,
Lobsingend steigt aus niedrigen Gesträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich erwache. — Frei von eitlen Sorgen
Sing' ich dem Gott, der jeden frühen Morgen
Allgütig auf mich niedersieht.
O du mein Schöpfer! sieh die Freudenzähre
In meinem Blick — sie fließt zu deiner Ehre
Und wird zum Wonnelied.

Gieb mir ein Herz, in dem der stille Friede
Der Unschuld herrscht, und laß mich niemals müde
In der Erfüllung meiner Pflichten seyn!
Mein redliches Bemüh'n um wahre Tugend
Siehst du, o Gott! — dir will ich meine Jugend,
Dir meine späten Jahre weih'n.

Verlaß mich nicht, wenn einst der Prüfung Leiden
Mich schrecken. — Halte mir die bess'ren Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor.
Getrost blickt dann mein Geist aus Labirinthen,
Durch die sich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor. Aus Campe.

An den Mond.

Wie schön kommt dort mit freundlich sanftem Lichte
Der volle Mond daher!
Wie wiegt im Silberglanz die Pappel und die Fichte
Die schlanken Aeste hin und her!

O welch ein Blick! O welch ein sanfter Schimmer!
Oft hab' ich dich geseh'n,
Du stiller, guter Mond: und doch bist du mir immer
So neu, so lieb, so wunderschön!

Wer lehrte dich so abgemessen gehen?
An keinem Ort zu früh,
An keinem Ort zu spät hat man dich je gesehen;
O Freund, verirrst du dich denn nie?

Der dich erschuf, muß wohl ein weises Wesen,
Muß wohl recht gütig seyn.
Du leuchtest freundlich ja dem undankbaren Bösen,
Nicht dem Erkenntlichen allein!

An dir, o Mond, will ich ein Beispiel nehmen,
Und milde seyn, wie du.
Ich will durch Liebe den, der mich nicht liebt, beschämen,
Und seyn der Förd'rer seiner Ruh.

Du wirst es seh'n von deinem Himmel oben,
Du holdes Licht bei Nacht;
Ich aber will indeß den hohen Schöpfer loben,
Der dich und mich so gut gemacht.

Aus Campe.

Die Reise durch's Leben.

Ein Wanderer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte. Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte. Wie er nun so unentschlossen dastand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, und fragte: wo er hin wollte? Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich sein Führer zu seyn, wenn er ihm folgen wollte. Aus seinen Augen leuchtete etwas Majestätisches und Liebevolles hervor, welches dem Wanderer sogleich ein solches Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie gingen also mit einander fort. Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön am Himmel; die Vögel sangen in der Luft; in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte von Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man nichts als eine reizende Ebene, außer wenn man gerade vor sich hin sah, so war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber wegen seiner weiten Entfernung kaum bemerken konnte. Ach wie schön, rief der Wanderer voll Entzücken aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln! „Siehst du in der Ferne jenen Hügel?" antwortete der Greis; „der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen."

„O der ist ja noch weit entfernt," sagte der Wanderer, „und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wohl so gar mühsam nicht seyn, weil er nur ein kleiner unbedeutender Hügel ist."

Als sie noch so sprachen, fing der Weg an, etwas unebener und rauher zu werden, als er im Anfange gewesen war. Anstatt daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt

oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen im tiefen Sande, und kam auf einem dürren steinichten Erdreiche wieder zum Vorschein. Die Sonne stieg höher herauf, und fing schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herabzuschießen. Indeß näherten sie sich dem Hügel. Dieser schien sich bei jedem Schritte zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt als einen hohen steilen Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte. Dieser fing nun an, kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sonnenhitze wohl unmöglich wäre, ihn zu übersteigen?

„Hier geht gleich ein Weg ab," sagte der Greis, „der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon Mancher hat mich hier verlassen und diesen Weg erwählet, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du auch gedenkest. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei; glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!" Der Wanderer trauete seinem Führer und folgte ihm. Wie sie an den Berg hinan kamen, war er wirklich nicht so schrecklich steil, als es ihnen vor kurzem noch geschienen hatte. Nichts desto weniger wollte der Wanderer alle Augenblicke ein wenig ausruhen; sein Führer aber sprach ihm Muth ein, und sagte:

„Sey nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel; bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden erstiegen haben!"

Wenn nun der Wanderer träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal, und wurde auf einmal wieder fröhlich und munter. Auf die Art erreichten sie bald den

Gipfel des Berges. Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herumzog, immer weiter von der rechten Straße abging, und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte. Nun dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihm von diesem Wege abgerathen hatte. Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehr Berge zeigten, wovon einer immer höher als der andere war.

„Laß dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken," sagte der Greis, „und denke, daß wir uns nur darin erquicken wollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weiter setzen können; denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen."

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen in's Thal hinab, setzten sich unter einen Baum, und labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

„So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit," sagte der Greis, „aber die Arbeit nach dem Genusse ist nicht weniger angenehm; darum laß uns aufstehen, und unsere Reise fortsetzen; denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen!"

Nun ging ihre Reise gut von Statten; auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein kleines anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten; am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, sobald die Sonne aufging, waren sie schon wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg. So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Ge-

danken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche gingen, nun immer näher kämen. Oft schien sich ihr Weg in unabsehlichen Krümmungen zu verlieren; allein ehe man es sich versah, lief er wieder schön und gerade vor ihnen über die Ebene hin. Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen; allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf, so daß sie ihn wider alles Vermuthen dennoch ganz bequem ersteigen konnten. Einmal aber gingen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke herab, welche alle Augenblicke herabzustürzen drohten. Der Wanderer fing an zu zagen; allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch; die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand. Nun setzte der Wanderer ein recht volles Zutrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durch's Feuer hätte mit ihm gehen sollen. Eines Tages war es so heiteres Wetter, und Alles so still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurückgelegt, und gingen nun auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirne trocknete.

Da blickte der Greis den Wanderer freundlich an, und sagte: „Sey getrost! unsere Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du dich versiehest, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen. Aber zittere nicht, wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich nur fest an mir, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurchführen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen!“

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das

dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen eröffnete. Allein der Wanderer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab. Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwanden, da konnte er seinen Führer fast nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihm; und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinem Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch. Plötzlich ging eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Diese Geschichte, Kinder! ist ein Bild des menschlichen Lebens. Sucht sie also auf euch anzuwenden. Ihr habt nun auch euere Wanderschaft durch dies Leben angetreten. Bis jetzt ist euer Weg noch immer so ziemlich eben und gebahnt gewesen. Ihr habt noch wenig Ungemach erlitten. Nun seyd ihr in einem Alter, wo ihr von den Wegen, die vor euch liegen, einen wählen, und euch entschließen müßt, ob ihr gute Menschen werden wollt, oder nicht. Fühlt ihr nicht Alle tief in eurer Seele den Wunsch, recht vergnügt und recht glücklich zu seyn? Glückseligkeit ist also wohl das Ziel, wornach ihr Alle strebt; dies ist die Stadt, welche ihr sucht, und der einzige Endzweck eurer Reise. Wenn ihr also dies Ziel verfehlen solltet, was würde euch dann wohl noch übrig bleiben, als Reue und Verzweiflung? Der einzige Weg aber, zu einer wahren Glückseligkeit zu gelangen, ist, daß ihr euch der Führung Gottes gänzlich überlaßt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, was ihr euch unter dieser Führung Gottes gedenken sollt? Gott führt euch nicht unmittelbar, wie der Greis den Wanderer; er hat euch aber euere gesunde Vernunft und seine heiligen Gebote gegeben; durch diese will er euch den rechten Weg zur Glückseligkeit leiten. Wenn ihr also vernünftig handelt, und die Ge-

bote Gottes aufs genaueste beobachtet; so überlaßt ihr euch eben dadurch der Führung Gottes. Dann müßt ihr aber nicht verlangen, daß euch Gott zur Belohnung dafür, daß ihr seine Gebote haltet, beständig soll auf Rosen gehen lassen. Ihr müßt vielmehr den Weg so nehmen, wie er nun einmal ist. Denn ein Wanderer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zu Gefallen, und damit er etwas bequemer gehen könne, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig könnt auch ihr begehren, daß die ganze Einrichtung der Welt verändert werden soll, damit ihr gar keine Widerwärtigkeit und nichts Unangenehmes im Leben zu ertragen hättet. Wenn ihr also jetzt gleich noch wenig Ungemach erlitten habt, so stellt euch doch ja nicht vor, daß ihr in eurem künftigen Leben gänzlich davon befreiet seyn werdet. Macht euch vielmehr schon früh auf die Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten gefaßt, damit ihr das Vertrauen auf Gott nicht fahren laßt, wenn sie unvermuthet über euch kommen. Wenn ihr oft glaubt, daß euch nichts fehle, und daß ihr vollkommen glücklich seyd; wenn die ganze Natur um euch lächelt, und Alles Freude athmet; so stellt euch dies Leben nicht zu reizend vor, sondern denkt an den kleinen Hügel, den der Wanderer in der Ferne erblickte, und welcher nach und nach, so wie sie ihm näher kamen, zu einem hohen Berge wurde. Murret also nicht wider Gott, wenn euer Weg durch dies Leben zuweilen etwas rauh und uneben werden sollte. Wenn ihr krank seyd, oder Schmerzen empfindet, so ertragt es standhaft und denkt, der Weg ist nun einmal nicht anders. Und wenn ihr euch dann bewußt seyd, daß ihr Gottes Gebote beobachtet, so seyd ihr auch gewiß, daß Gott es ist, der euch führt, und daß er den Weg zur Glückseligkeit gewiß besser weiß, als wir ihn wissen. Wenn ihr also nur fromm und fleißig seyd, so müßt ihr das Uebrige, was euere künftigen Schicksale anbetrifft, völlig Gott überlassen, und euch darüber weiter keine Gedanken machen. Auch wenn ihr etwas lernen sollt, wodurch

ihr euch künftig einmal euere Nahrung erwerbt, so stellt euch das ja nicht zu leicht und unbedeutend vor, und denkt an den kleinen Hügel, der immer größer wurde, je näher der Wanderer herankam. Stellt es euch aber auch nicht gar zu mühsam und schwer vor und denkt, daß der Berg, als sie ihn wirklich erstiegen, lange so steil nicht war, wie es ihnen noch vor kurzem geschienen hatte. Laßt also den Muth nicht sinken; denn sobald man eine Sache nur mit Freudigkeit anfängt, geht sie einem oft besser von Statten, als man es vermuthet hatte.

Laßt es euch aber auch gar nicht einfallen, euch von irgend einer nothwendigen Arbeit wegzuschleichen, und denkt an die Warnung des Greises, als er zu dem Wanderer sagte: Mancher ist schon um den Berg gegangen; allein er hat nie das Ziel seiner Wünsche erreicht, und ist nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte. Eben so wenig kann man auch anders zur wahren Glückseligkeit kommen, als wenn man erst die Mühseligkeiten des Lebens überstanden hat; und eben so wenig kann man auch jemals recht vergnügt seyn, als bis man erst seinen Pflichten ein Genüge geleistet hat. Auch müßt ihr euch, wenn ihr ein nothwendiges Geschäft vorhabt, nicht allzu oft ausruhen wollen, weil sonst vielleicht über dem Ausruhen die ganze Arbeit liegen bleiben möchte; sondern denkt immer, wie süß die Ruhe nach gethaner Arbeit ist! Macht nur, daß ihr mit einer Arbeit erst über die Hälfte fertig werdet; dann geht's schon wieder bergunter, und dann wird's euch schon leichter werden. Wenn ihr nun so muthig den Berg hinansteigt, und fleißig und arbeitsam seyd in eurer Jugend, dann denkt auch an das anmuthige Thal mit den schönen Früchten, wo ihr selbst noch auf der Wanderschaft für eure Mühe belohnt werden sollt. Wenn ihr jetzt in eurer Jugend fleißig seyd, so wird man euch in eurem reifern Alter wegen eurer Geschicklichkeit lieben und hochschätzen, und ihr werdet dann die Früchte eures Fleißes reichlich einernten. Scheuet also keine Mühe, wenn ihr in

der Welt glücklich werden wollt! Mühe und Freude, die von jeher Gefährten gewesen sind, geriethen einmal in einen Streit, und wollten sich von einander trennen. Die Mühe sagte: wozu soll mir die Freude dienen? Sie stört mich nur in meinem emsigsten Fleiße. Und die Freude sagte wieder: was habe ich mit der Mühe zu schaffen? Sie unterbricht nur meinen süßesten Genuß. Sie fingen also beide an, für sich zu leben. Es währte aber nicht lange, so rief die Mühe der Freude zu: ach, störe mich doch nur eine kleine Weile in meinem Fleiße, damit ich nicht unter meiner Arbeit darnieder sinke! Das will ich wohl thun, sagte die Freude, wenn auch du zur Dankbarkeit wieder meinen süßesten Genuß unterbrechen willst, damit ich seiner nicht überdrüssig werde; denn ich sehe doch wohl, daß wir Eine ohne die Andere, nicht leben können. Da versöhnten sie sich wieder mit einander; und seit der Zeit sind sie immer die vertrautesten Freunde gewesen, und wer sie aufnehmen will, muß sie beide aufnehmen, oder auf beide Verzicht thun, weil sie immer unzertrennlich sind. Aus Campe.

Das Kanarienvögellein.

Ein kleines Mädchen, Namens Karoline, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend und war sehr schön, gelb mit schwarzem Häubchen. Karoline aber gab ihm zu essen Saamen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker und täglich frisches klares Wasser. Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern, und eines Morgens, als Karoline ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig. Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier und weinte sehr. Die Mutter des Mädchens aber ging hin und kaufte ein and'res, das noch schöner war an Farben und eben so schön sang wie jenes, und that's in den Käfig.

Allein das Mädchen weinte noch lauter; als es das neue

Vögelchen sah. Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: „Mein liebes Kind, warum weinst du denn noch und bist so betrübt? deine Thränen werden das gestorb'ne Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein and'res, das nicht schlechter ist als jenes. Da sprach das Kind: „Ach liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt und nicht Alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte.“ „Liebe Lina,“ antwortete die Mutter, „du hast sein so sorgfältig gepflegt.“ „Ach nein!“ erwiederte das Kind, „ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabst, ihm nicht gebracht, sondern selbst aufgegessen.“

So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen. Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens; denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Natur in dem Herzen des Kindes. „Ach,“ sagte sie, „wie muß dem undankbaren Kinde zu Muth seyn am Grabe seiner Eltern?“ — Krummacher.

Winterlied.

Wie ruhest du so stille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo sind die Frühlingslieder,
Des Sommers bunt' Gefieder
Und dein beblümtes Festgewand?
Du schlummerst nun, entkleidet;
Kein Lamm, kein Schäflein weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vög'lein Lied verstummte;
Kein Bienlein mehr, das summte;
Doch bist du auch im Schlummer schön.
Die Zweig' und Aestlein schimmern,

Und tausend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
Die Decke dir gebreitet
Und dich so schön mit Reif geschmückt?
Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben;
Er schläft und schlummert nicht.
So schlumm're denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden,
Zu neuer Kraft und neuem Licht'!
Bald bei des Lenzes Wehen
Wirst du verjüngt erstehen,
Zum Leben, wunderbar.
Sein Odem schwebt hernieder;
Dann, Erde prangst du wieder
Mit einem Blumenkranz' im Haar.

Krummacher.

Der Fuchs und der Bär.

Kam einst ein Fuchs vom Dorfe her
Früh in der Morgenstunde
Und trug ein Huhn im Munde;
Sieh'! da begegnet ihm ein Bär.
„Ach, guten Morgen, gnäd'ger Herr!
Ich bringe hier ein Huhn für Sie;
Ihr Gnaden promeniren ziemlich früh;
Wo geht die Reise hin?“
„Was heißest du mich gnädig, Vieh?
Wer sagt dir's, daß ich's bin?“
„Sah' Dero Zahn: wenn ich es sagen darf,
Und Dero Zahn ist lang und scharf.“

Klaudius.

Abendlied.

Komm, stiller Abend, nieder
Auf uns're kleine Flur!
Dir tönen uns're Lieder.
Wie schön bist du, Natur!
Schon steigt die Abendröthe
Herab in's kühle Thal;
Bald glänzt die sanfterhöhte
Der Sonne letzten Strahl.

All--überall herrscht Schweigen;
Nur hier aus unserm Chor
Steigt unter grünen Zweigen
Ein Danklied noch empor.
Komm, lieber Abend, nieder
Auf uns're kleine Flur! —
Dir danken uns're Lieder,
Dir, — Vater der Natur.

Klaudius.

Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?
Giebt Gott mir nur gesundes Blut:
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing' aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen= und mein Abendlied.

So Mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt!
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und däucht mir doch so schön;
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt Keinen leer ausgeh'n.
Das Käferlein, das Vögellein
Darf sich ja auch des Mayen freu'n.

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald;

Und Vögel singen fern und nah,
Daß Alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh'.

Und wann die gold'ne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Wann Alles in der Blüthe steht,
Und Ähren trägt das Feld:
Dann denk' ich: alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis' ich Gott und lobe Gott,
Und schweb' im hohen Muth,
Und denk': es ist ein guter Gott;
Er meint's mit Menschen gut!
D'rum will ich immer dankbar seyn,
Und mich der Güte Gottes freu'n.

J. M. Miller.

Die Schildkröte und die Enten.

Eine Schildkröte am Ufer sah einst einen Zug wilder Enten, die im Begriffe standen, landeinwärts zu fliegen. „O, ihr Glücklichen," rief sie, „die ihr auch fremde Länder zu besuchen im Stande seyd; indeß ich immer bleiben muß, wo ich einmal bin!"

Zwei Enten hörten dies und sagten: „Wenn du nach andern Ländern so neugierig bist; so wollen wir den Dienst dir erweisen, dich mit uns zu nehmen. Fasse nur jenes lange, dünne Stäbchen in Mund! An ihm können wir dich dahin tragen."

Mit tausend Freuden ergriff die Schildkröte diesen Vorschlag. Die Enten nahmen jede das eine Ende des Stäbchens, und die Reise ging vor sich. Als man im nächsten Flecken dies wahrnahm, staunten verschiedene Bewohner, riefen: so etwas hätten sie noch nie gesehen, und hielten das Ganze für ein Wunderthier.

„Nicht doch" rief freudig die Schildkröte; „es ist nur" —

Mehr konnte sie nicht sprechen; denn nothwendig entging itzt das Holz ihr; sie stürzte herab und wurde zerschmettert, ein Opfer ihrer Neugier und mehr noch ihrer Schwatzhaftigkeit.

Unglücklich bist du, wenn du nicht bei Zeiten die Herrschaft über dich erlangst, entbehren und schweigen zu können. Neugier und Plauderhaftigkeit haben oft schon des Lebens schönstes Glück hier vernichtet. Meißner.

Wasserfahrtlied.

Das waren mir selige Tage,
Bewimpeltes Schiffchen, o trage
Noch einmal die Freunde u. mich.
O wieg' uns noch einmal behende
Von hinnen bis an der Welt Ende!
Zur Wiege erkiesen wir dich.
Wir fuhren u. fuhren auf Wellen,
Da sprangen im Wasser die hellen
Die silbernen Fischchen herauf.
Wir fuhren u. fuhren durch Auen,
Da ließen d. Blümchen sich schauen;
Da liefen die Lämmer zu Hauf'.
Wir scherzten im treibenden Nachen;
Wir gaben uns Manches zu lachen
Und hatten d. Spielens nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen;
Wir Alle begannen zu singen,
Ein Freund hielt den andern umfaßt.
Das waren mir selige Tage;
Mein trauter Gespiele, o sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schiffchen mir wieder;
Dann setz' ich mich neben dir nieder
Und schiffe durch's Leben mit dir.

Overbeck.

Der Knabe und die Datteln.

Ein Knabe aß, wie viele Knaben
Die Datteln für sein Leben gern
Und um des Guten Viel zu haben,
So pflanzt er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu

Und fragte: „Datteln pflanzest du?
O Kind, da mußt du lange warten;
Denn wisse! dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte.“
Karl, der sich dessen nicht versah,
Stand anfangs ganz betroffen da;
Doch bald mit fröhlichem Gesichte
Ruft er: „Das soll mich nicht verdrießen;
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis
Was itzt der Knabe pflanzt, genießen.“

Pfeffel.

Der Aufschub.

„Morgen, morgen, nur nicht heute!“
Sprechen immer träge Leute,
„Morgen! heute will ich ruh'n;
Morgen — jene Lehre fassen;
Morgen — diesen Fehler lassen;
Morgen dies und jenes thun!“
Und warum nicht heute? morgen
Kannst du schon f. Andres sorgen.
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was gescheh'n ist, ist geschehen.
Das nur kannst du übersehen;
Was gescheh'n kann, weißt du nicht.
Wer nicht fortgeht, geht zurücke.
Uns're schnellen Augenblicke
Gehen vor — nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hoffe, — nicht für mich.
Jeder Tag, — ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschrieb'nes Blatt.
Wohl denn! Morgen so wie heute
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That!

Weiße.

Der Luchs und der Maulwurf.

Der scharfsehende Luchs beklagte einst den blinden Maulwurf. „Kaum kann ich es begreifen, “sprach er, „wie du noch

so gelassen dein Elend ertragen kannst; ein Leben ohne Augen würde mich noch härter dünken als selbst der Tod."

"Ich danke dir für dein Mitleid," antwortete der Maulwurf; "aber vielleicht verdiene ich es nicht einmal ganz; was die Natur auf einer Seite mir entzog, das hat sie mir gütig auf der andern eingebracht. Mein Ohr ist scharf und warnt mich vor jedem noch ziemlich entfernten Feinde. Selbst itzt, ich kann mich irren, aber mich dünkt: ich höre den Tritt eines Menschen, der sich herbeischleicht; ich bitte dich, lieber Luchs! nimm dich in Acht!"

Eben wollte der Luchs den Maulwurf höhnisch auslachen; da zischte schon der Pfeil eines Jägers, und dieses auf seine Gesichtsschärfe so stolze Thier fiel, weil es den guten Rath des Maulwurfs verschmäht hatte.

Die Hand der Natur theilt ihre Gaben billig aus, und oft ist gerade der glücklich, der uns bedaurungswürdig scheint.

Meißner.

Der Igel und der Maulwurf.

Der Igel, als er spürte, daß der Winter nahe, bat den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er hier gegen die Kälte geschützt sey. Der Maulwurf war zufrieden. Doch kaum hatte der Igel den Einlaß erhalten; so machte er es sich bequem, spreitete sich aus, und sein Wirth stach sich alle Augenblicke bald hier bald da an des neuen Gast's Stacheln.

Itzt erst erkannte der arme Maulwurf seine Uebereilung, schwur hoch und theuer, daß dies ihm unerträglich sey, und bat den Igel, wieder hinauszugehen, weil seine kleine Wohnung unmöglich sie beide fassen könne. Aber der Igel lachte und sprach: "Wem es hier nicht gefällt, der weiche! ich für meine Person bin wohl zufrieden und bleibe."

Überlege ja erst mit Bedacht: Wen du in deine genauere

Gesellschaft aufnehmen willst! du könntest, wenn es ein Unverträglicher wäre, sonst bald mit deinem Schaden ihm Platz machen müssen. Meißner.

Das Bäumchen.

Ein Vater reiste über Meer in ein fernes Land. Bevor er jedoch von dannen zog, berief er all' seine Kindlein zusammen. Er selbst aber trug ein Bäumchen in seiner Hand, und sie pflanzten das Bäumchen gemeinschaftlich. Da sprach der Vater: „Wenn ihr dieses Bäumchen anseht, so gedenkt eures Vaters dann in der Ferne. Ehe es zum dritten Mal blüht, hoff' ich wieder bei euch zu seyn, so Gott will." Also sprach er und zog von dannen, und das Bäumchen blühte schön und lieblich das erste Jahr.

Als aber der Vater nun über das Meer fuhr, da erhob sich ein gewaltiger Sturm, und das Schiff scheiterte an Felsen, und der Vater ward in den Wellen begraben. Da weinten und trauerten die Kinder viel' Monden lang; doch vor Allem, wann das Bäumchen Knospen gewann und blühte, standen umher sie und weinten. Da trat ein kluger Mann, ein Freund des Entseelten, zu den Kindern und sprach: „Seht, das Bäumchen hat seine Bedeutung verloren und ist euch zum Schmerz itzt geworden; darum laßt mich es fortnehmen und anders wohin pflanzen, daß sein Anblick euch nicht ferner betrübe!"

Da antworteten die Kleinen alle einmüthiglich: „Ach, nein! laßt uns das Bäumchen! blüht uns auch nicht Freude auf ihm, sondern Thränen und Schmerz; so sind es ja Thränen der Liebe und Schmerzen kindlicher Sehnsucht; — ach, nein! nimm uns das Bäumchen nicht weg!"

Krummacher.

Der Schmetterling.

Der kleine Rudolph kam in wilder Freude aus dem Gar-

ten gesprungen und rief: Welch ein schönes Vögellein hab' ich gefangen! Es saß auf einer Blume, und seine Flügel glänzten wie lauter Gold und Silber und noch viel schöner! Da trat ich leise heran und griff darnach, da hatt' ich es sogleich! Nun will ich es aber auch recht gut bewahren und es soll mir nicht entkommen, und will ihm Milch und Brod zu essen geben. Also redete der kleine Rudolph.

Da sprach der Vater: „Nun Rudoli, so laß uns auch deinen Fang bewundern!"

Darauf griff der Knabe hastig in seinen Busen und zog einen schönen Sommervogel hervor. Aber siehe! Die Fittige des Vögelleins hatten ihren Glanz verloren; der bunte Flügelstaub klebte an den Fingern des Knaben, und die zarten Schwingen waren ganz zerzauset. Da seufzte der Knabe bitterlich und sprach: „O, wie ist das Ding so jämmerlich entstellt worden! Sieht es doch dem Vöglein nicht mehr ähnlich, das auf der Lilie saß! Pfui! wenn sie auch so zerbrechlich sind." So sprach der Knabe und warf den Schmetterling zürnend zur Erde.

Der Vater aber antwortete und sprach: „Wem zürnest du? ist es denn des Vögelleins Schuld, daß es so zart gebildet wurde? du hast es mit rauhen Händen angefaßt, darum verwelkte sein Flügelglanz und sein Blumenleben."

Krummacher.

Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem Andern, der auch ein Gärtner war und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Landen geboren und einheimisch nun auch in kälteren Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eigenen Namen, welche auszusprechen und zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. Sie gingen aber in den Garten und besahen die mannich-

faltigen Gewächse und redeten. Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, das ein sonderliches vor andern sey, genannt der Tulpenbaum; denn seine Blüthe sey den Tulpen ähnlich an Gestalt; es stamme aber aus fernen — fernen Landen, und sey nicht zu vergleichen allen übrigen Blumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maßen.

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu besitzen, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Geheges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und jener ging und sandte den Baum. Und als nun der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen; da ward der Gärtner voll Freude und erzählte allenthalben von seinem Baum' und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und all' seine Freunde meinten: der Baum müsse in der Blüthe von überschwänglich schöner Gestalt seyn, jede Blume von herrlich glänzender Farbe und mit feurigen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet' von tausend Farben; denn der Fremde hatte den Baum über die Maßen gerühmt.

So harrten sie, und die Tage und Stunden däuchten ihnen sehr lang, ehe er blühte und die Knospen sich öffneten. Endlich öffneten sich die Knospen. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht; denn sie glaubten: die Gestalt seiner Blüthe müsse eine andere seyn. Als sie aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sey, da achteten sie seiner Schönheit gar wenig; denn er blühte in bescheidner Schönheit und Einfalt; sondern sie wurden unwillig und zürnten sehr und brachen heimlich aus Scham und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab und zerstörten sie, damit sie nicht von Andern ihres Rühmens wegen verlacht würden.

Also begab sich diese Geschichte. — Sie lehrt aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maßen rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von

Natur ungenügsam und verlangt: das Gute soll das Beste und das Schöne das Schönste seyn, und wann er es nicht also findet, dann zürnt er und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist.

Krummacher.

Der Kanarienvogel.

Ein Vogel aus Kanaria
Ließ einst in deutscher Luft sich nieder;
Schnell war ein Schwarm von Vögeln da
Und musterte des Fremdlings Lieder.
Ich," sprach die Amsel, „sehe wohl,
Was fehlt; er singt nicht hohl genug; fein hohl, fein hohl!"
„Dies wollt' ich," sprach die Wachtel, „sagen;
Du hörst doch unser Einen schlagen."
„Schrei'n muß er," fiel ein Kibitz ein,
„Nicht wahr, ihr Freunde? ja recht schrei'n!"
Der Buchfink sprach: „Er schmettert mir zu lange;"
Der Hänfling: „Trill're nicht so sehr!"
Die Turteltaube: Girre mehr!
Schon ward dem Virtuosen bange;
Als ihn die Lerche, die das Waizenfeld verließ,
Zum Sitz' der Nachtigall, dem dunklen Busche, wies.
„Dort," rief sie, Vogel, „wohnt dein Richter".
Hört nicht auf schwatzendes Gelichter!

Michaelis.

Der Bär und der Elephant.

„Die unverständigen Menschen! sagte der Bär zu dem Elephanten; was fordern sie nicht Alles von uns bessern Thieren! ich muß nach der Musik tanzen, ich, der ernsthafte Bär; und sie wissen doch nur allzu wohl, daß sich solche Possen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachten sie sonst; wann ich tanze?"

„Ich tanze auch nach der Musik, versetzte der gelehrige Elephant,“ und glaube eben so ernsthaft und ehrwürdig zu seyn, als du; gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung blos war auf ihren Gesichtern zu lesen; glaube mir also, Bär! die Menschen lachen nicht darüber: daß du tanzest; sondern darüber: daß du dich so albern dazu anschickest. Lessing.

M e r o p s.

Ich muß dich doch Etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu; „man sagt: es gebe einen Vogel mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege; ist das wahr?“

„Ei, nicht doch!“ antwortete der Uhu; „das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops seyn, weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Angesicht zu verlieren.“ Lessing.

Der wilde Apfelbaum.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaums ließ ein Schwarm Bienen sich nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andern Bäume gegen sich verachtete. Da rief ihm ein Rosenstock zu: „Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! ist deine Frucht darum weniger herb? in diese treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagst! und dann erst wird der Mensch hier dich segnen.“ Lessing.

H e r b s t l i e d.

Der Sommer flieht
Und mit ihm zieht
Die Schaar der Freuden.
Wie blumenleer

Rings um mich her
 Sind Thal und Weiden!
Kein Wettgesang,
Kein Saitenklang
 Durchtönt die Wälder.
Ein rauher Wind,
Des Herbstes Kind,
 Durchsaust die Felder.
Der süße Schall
Der Nachtigall
 Ist schon verschmettert;
Der Rosenstrauch,
Durch Nordwinds Hauch
Entblüht, entblättert.
Die Flur ist todt,
Kein Abendroth
 Bringt mehr Vergnügen.
Nichts mehr ist schön,
Die Kranich' geh'n
 In weiten Zügen.
Durchschlumm're nur,
Beraubte Flur,
 Des Winters Länge!
Stehst du erwacht
In Frühlingspracht;
 Tönt ihr, Gesänge,
Und lobt den Herrn,
Der nah und fern
 Mit Reiz dich schmücket,
Den Herrn der Flur
Und der Natur
 Der gern beglücket!

Hölty.

Mailied.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün;
Die kleinen Maienglöckchen blüh'n,
 Und Schlüsselblumen — d'runter.
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
 Und malt sich täglich bunter.
D'rum komme, wem der Mai gefällt
Und freue sich der schönen Welt
 Und Gottes Vatergüte,
Der solche Pracht
Hervorgebracht,
 Den Baum und seine Blüthe!

Hölty.

Der Rabe Noha's.

Ängstlich blickte Noha umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete, bis die Wasser der Sündfluth fielen.

Kaum sahen der Berge Spitzen empor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer, sprach er, unter euch will der Bote seyn, ob unsere Rettung nahe ist?“

Da drängte sich vor Allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet: so flog er dahin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hing am Aase.

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten seine Federn. Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch Gedächtniß wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennt er nicht und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verlässet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht, entbehren muß er des schönsten Lohnes, des Dankes seiner Kinder.

Herder.

Die Taube Noha's.

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er aufs neue seine Schaaren um sich rief, um Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue, sprach Noha, „du wärest mir wohl eine Dienerin guter Botschaft: wie aber willst du deine Reise thun und dein Geschäft vollenden? Wie wenn dein Flügel ermattet, und dich der Sturm ergreift und wirft dich in trübe Wel-

sen des Todes? Auch scheuen deine Füße Schlamm und deine Zunge widert nur eine Speise."

"Wer, sprach die Taube, „giebt den Müden Kraft und Stärke den Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewiß eine Dienerin guter Botschaft." Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgend fand sie, wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Über ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündfluth; und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete sie und flog hinan und ließ sich demüthig am Fuße des Berges nieder. Ein schöner Öhlbaum blühete da: sie brach ein Blatt des Baumes, eilte gestärkt zurück und legte den Zweig auf des schlummernden Noha Brust.

Er erwachte und roch daran den Geruch des Paradieses. Da erquickte sich sein Herz: das grüne Friedensblatt erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft.

Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, sagt das Lied: ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieses, das sie auf ihre Wanderschaft erquickte.

Herder.

Der arme Mann.

Nimm's, armer Mann! und danke nicht,
Du durftest es wohl nehmen.
Dein schlechtes Kleid, dein bleich Gesicht,
Die sprachen zum Beschämen!
Gewiß, ich wurde roth, wie Gluth,
Als ich mit halbem Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke.

Du hast so wenig, armer Mann,
Und was dir ward, ist Leiden!
O sieh mich nur ein wenig an,
Ich kann von dir nicht scheiden.
Dein Auge hat wohl viel geweint,
Und viel gewacht, du Lieber!
Und deine Stirne, wie es scheint,
Wird alle Tage trüber.
Der Locken sind nur wenig mehr,
Und werden fallen müssen!
Ach, armer Mann! du zitterst sehr
An Händen und an Füßen!
Der kalte Winter nahet sich;
Mit Schnee und vielen Schrecken;
Da ist kein Pelz, kein Bett für dich,
Dich armen Mann zu decken.
Da ist für dich kein warmer Heerd,
Die krumme Hand zu laben!
Und bist vielleicht inwendig werth,
Ein goldnes Haus zu haben!
O Gott! wie wird mir im Gesicht!
Wie wird mir; daß ich bebe!
Nimm's, armer Mann! und zürne nicht,
Daß ich so wenig gebe!

Overbeck.

Fritzchens Danklied
nach überstandener Krankheit.

Du lieber Gott, wie gut bist du!
Du gibst uns viel Vergnügen!
Ich kann die Nacht in süßer Ruh'
Auf meinen Kissen liegen.

Vor kurzem noch war ich so krank,
Da konnt' ich gar nicht schlafen!
Ach, manches Kind ist noch wohl krank,
Und kann auch gar nicht schlafen.

Und manches krümmt sich wohl auf Stroh,
Voll Angst und voller Schmerzen:
Ich bin gesund — deß bin ich froh;
Kann wieder munter scherzen.

Froh dank' ich, Gott! froh dank' ich dir
Für alle, alle Freuden!
Ach, lieber Gott, wie wohl ist mir,
Wie wohl nach so viel Leiden!

Nun will ich auch mit heiterm Sinn
Mein ganzes Leben leben;
Und stets, so lang ich munter bin,
Für Gutes mich bestreben;

Overbeck.

Die Biene.

Kinder, geht zur Biene hin!
Seht die kleine Künstlerin;
Wie sie emsig sich bemüht
Und aus Allem Honig zieht!
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh',
Ist geschäftig spät und früh.
Und ich sollte müßig seyn?
Nein, ich will schon jung u. klein
Arbeitsamer seyn als sie;
Da mir Gott Verstand verlieh.

Meines Lebens schönste Zeit
Sey in froher Thätigkeit
Gott und meinem Glück geweiht!
Nicht zur trägen Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit;
Ich empfing aus seiner Hand
Leben, Kräfte und Verstand.
Nützlich brauchen will ich sie,
Immer thätig spät und früh;
Später Segen lohnt die Müh'.

Weiße.

Der junge Baum.

Das liebe junge Bäumchen hier
Ist, wie man sagt, gleich alt mit mir

Und trägt so jung und zart
Schon Früchte von der besten Art.
Es lohnt dem Gärtner, dessen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt.
Wie wird es ihn erfreu'n;
Wird es zum Baum' erwachsen seyn.
O, bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar itzt nur noch an Blüthen reich;
Doch giebt mir Gott Gedeih'n,
So will ich's auch an Früchten seyn.

Weiße.

Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwei Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sah'n die naseweisen Gäste —
Sie wuchsen nach gerad' heran —
Mit langen Hälsen aus dem Neste
Die Thäler unten lüstern an;
Die Alten fürchteten Gefahr, und zogen
Sie sorgsam in das Nest zurück.
Als beid' einmal aus Noth nach Futter flogen,
So wagt ein junger doch sein Glück;
Er flattert nach dem nächsten Hügel;
Doch er erreicht ihn nicht, denn ach!
Die noch ganz unversuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach.
Er stürzt und fällt die Brust sich morsch entzwei.
Die Mutter ist nicht weit, sie hört das Klaggeschrei,
Und fliegt mit Mutterangst herbei;

Doch schon verstummen seine Klagen;
Er öffnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als wollt' er sagen:
„Ihr Alten, hätt' ich euch geglaubt,
So wär' ich jetzt nicht so zerschlagen,
Und färbte nicht die Erde roth.“ —
Sie wollt' ihn d'rauf zum Neste tragen,
Allein jetzt war der Arme todt.
Was will dies Fabelchen wohl sagen?

Aus Campe.

Fritz, der Näscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt leider! Fritzchen gar zu viel.
Ihm that's im Erd- und Himbeersuchen
Von allen Jungen keiner nach;
Und traun! er wär' um ein Stück Kuchen
Geklettert auf das Rathhausdach.
Mit Diebstahl hätt' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert;
Allein im Punkt der Leckerbissen
War's doch nicht ganz so unversehrt.
Selbst ein Paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen hielt er für erlaubt;
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt.
Die Speisekammer zu bemausen
Stieg er in's Fenster einst hinein,
Da, dacht' er, giebt es was zu schmausen!
Da wird gewiß noch Torte seyn!

Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker
In einem ird'nen Näpfchen da.

Mit seinem nassen Finger düpfte
Der Leckermund das Näpfchen aus,
Und aus dem offnen Fenster schlüpfte
Der Dieb gleich einer Katz hinaus.

Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm', und ächzt und schrie;
Denn solch ein Brennen, solch ein Grimmen,
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Vergebens war's, um Hülfe flehen;
Sein Naschen bracht' ihn mörd'risch um.
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenikum.

Aus Campe.

Die Fischer.

Es wohnt' ein Mann von Haren
Vor etwa fünfzehn Jahren
Auf seinem Gute Wölbst;
Der hatte seine Freude
An seinen Söhnen; beide
Erzog der Vater selbst.

Er ließ, sie zu vergnügen,
Bald einen Drachen fliegen,
Bald ihnen, doch von fern,
Im Forst die Eber zeigen,
Und bald Raketen steigen
Bis an den nächsten Stern.

Auf einem Teich, der mitten
Im Garten lag, durchschnitten
Sie oft auf einem Kahn
Die kleinen krausen Fluthen,
Mit ihren Angelruthen
Den gier'gen Hecht zu fahn.

Dies Fischen und dies Wiegen
Im Kahn war ein Vergnügen,
Das gern sich Tag für Tag
Gemacht die Junker hätten,
Nur daß der Kahn an Ketten
Und einem Schlosse lag.

Als Herr und Frau von Haren
Einst in der Kirche waren
Und sich deß nicht versah'n;
Da suchten ihre Jungen

Den Schlüssel, ach! und sprungen
Damit fort nach dem Kahn.
Bei herzlich frohem Muthe
Schwebt' ihre Angelruthe
Nun mitten über'm Teich.
He! rief ein Hirt, der nahe
Am Zaun' stand und dies sahe,
Säh' jetzt der Vater euch!
Doch uns're Junker kehrten
Den Rücken ihm, und hörten
Die Warnung kaum mit an.
Jetzt zuckt die Schnur; o Freude!
O großer Fang für beide!
Ein Karpfen hängt daran.
Der Eine bückt sich über
Den Rand des Kahns; darüber
Wird ihm der Kopf zu schwer.
Der Bruder will nicht sinken
Ihn lassen; beid' ertrinken.
Folgt ihr den Eltern mehr!

Overbeck.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weise Nebel wunderbar.
Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.
Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht seh'n.
Wir stolze Menschenkinder

Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht Viel.
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel'.
Gott laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder froh und fröhlich seyn!
Woll'st endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und Gott!
So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder,
Kalt ist der Abendhauch;
Verschon' uns Gott mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch.

Claudius.

Die Rache des Redlichen.

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, fast vor Kälte starr, kam Semnon, der alte Fischer, aus dem entblätterten Haine zurück. Mühsam wankte er den beschneiten Pfad vor dem Hause Ithamar's, des Jägers vorbei, und wollte über die Brücke des Flusses nach seiner Hütte hinüber.

„Halt, Alter!“ rief aber der Jäger, und sprang wild

aus seiner Wohnung heraus: „Wo hast du das Holz her? Das Holz ist nicht dein! Du hast mir's entwendet!“

Semnon erschrack. „Jäger, ich habe nichts entwendet,“ stammelte er.

Ithamar. Lüge mir nicht vor, Alter! Gestern erst fällte ich Holz; d'runten im Walde liegt es: von diesem nahmst du's, her damit!

Semnon. Nein, Jäger! Ich hab's gesammelt, Reis für Reis, redlich und recht.

Ithamar. Du lügst, alter Graukopf! Her damit!

Semnon. Seht nur! Es sind ja lauter kleine dürre Reiser, die ich zusammentrug, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreuet fand.

Ithamar. Entwendet hast du's! Was will ich deiner Lügen?

Da riß er dem Greise ungestümm die Bürde vom Rücken, und warf sie über die Brücke hinab, dem Strom zum Spielen. „Nun ist der Streit zu Ende,“ sagte er höhnisch, und trabte wild in's Haus. Semnon sah ihm wehmüthig nach, und wankte nassen Blickes von dannen.

Nach einigen Tagen ward die Luft wärmer. Der Eißstoß ging. Da schwammen die Stücke mächtig heran, und bäumten sich krachend an den Jochen empor. Schollen zerborsten an Schollen, und Trümmer an Trümmern. Eisklöße sammelten sich sträubend zu Haufen und stemmten sich, und schwellten die Wasser des reißenden Strom's.

Da kam Chalisson, Ithamar's Sohn, aus der Stadt, und wollte über die Brücke wandern. Aber er bebte unschlüßig und erschrocken zurück, als er die Schauderscene sah. Semnon selbst, der eben in der Gegend einen Kahn zimmerte, mißrieth ihm, sein Leben in die Todesgefahr zu wagen. Ithamar sah's. „Komm hurtig herüber,“ rief er trotzig, „die Brücke wird eben nicht brechen: weiß Gott, zu was dich sonst der alte Haderer noch verleiten würde. Komm herüber!“

Chalisson lief. Stoß auf Stoß an die Brücke. Er wankte. Noch ein Stoß. Jetzt fiel er nieder. Nun wieder einer. Da sank die Brücke und stürzte in's Wasser, und der Knabe mit. Wie wüthete da der Vater drüben, wie jammerte Semnon der Greis herüben! Fürchterlich heulte im Fluß der Knabe, und schrie um Hülfe. An einem Balken eingeklemmt, halb vom Eise erdrückt, riß ihn der Strom hin. Untröstlich lief der Jäger am Gestade umher, stampfte den Boden, und schrie, und rang muthlos die Hände. Wie konnte er hoffen, daß der Fischer den Unglücklichen retten würde?

Aber Semnon mit den Silberhaaren sprang beherzt in seinen Kahn, und zwang ihn muthig durch die Schollen nud durch die Tannenbalken der Brücke; rieß den Knaben aus dem Strudel, und brachte ihn glücklich zum Vater an's Land.

„Hier geb' ich dir deinen Sohn zurück," sagte er liebreich mit einem Tone, der Wölfe selbst bezähmt hätte: „sieh, er ist frisch und gesund, nur ein wenig erschrocken." Ithamar getraute sich nicht, die Augen aufzuschlagen, und stand lange beschämt und stumm da. „Vergieb mir, redlicher Greis!" sprach er endlich zu sehr gerührt, und mit einem Strome von Zähren, die ihm wider Willen die rauhen Wangen herabstürzten: „Vergieb mir mein hartes Betragen!"

„Was soll ich dir vergeben?" erwiederte Semnon mit freundlicher Miene: „Hab' ich mich denn nicht eben genug an dir gerächet?"

Ithamar. Also war Wohlthun deine Rache, beleidigter Mann? Gott! rächet sich der Redliche so?

Bronner.

Ueber das Daseyn Gottes.

Es ist ein Gott, und seine Blitze theilen
Die Wolken. — Aristoteles

Und Moses sagt's. Sturmwinde heulen,
Westwinde säuseln es.
Daß einer ist, ist eine Völkerlehre.
Wir waren Thon in seiner Hand.
Es ist ein Gott; wenn keiner wäre,
So wäre keine Linse Sand;
Kein König hätte Heldenehre,
Kein Bauer eine Furche Land.
Der Staub, der seines Seyns im Aether nicht genießet,
Soll Seele seyn; will er es, so geschieht's.
Will der Allmächtige, so fließet
Der Ocean in Nichts,
In Nichts, aus dem heraus zum Seyn er ihn geladen;
Er spricht, — und tausend Sonnen glüh'n,
Und tausend Geister denken. — Myriaden
Bewohnter Erden, singet ihn!
Und ist ein Mensch, — ein dummer, dessen Stimme
Nicht mit erschallt, ein Hottentott,
Ein Kannibal; so singet nicht im Grimme
Des Zornes ihm: „Es ist ein Gott." —
„Es ist ein Gott," singt ihm in sanften Tönen!
„Ein Gott ist:" singet ihm; er sieht
Ihn endlich doch im Guten und im Schönen
Und in dem Sohn', den er erzieht.
Und wird der dumme Hottentott
Dann endlich auch: „ein Gott ist," — sagen
Und klug zu werden, Vieles fragen
Und fragen: „Was ist Gott?" —
Dann, glaub' ich, wird ein Weiser sagen:
„Gott ist der Schöpfer aller Dinge, —
Der Sonne dort, des Grases hier,
Zwar unbegreiflich mir und dir;
Werth aber, daß ihn Jeder singe."

Gleim.

Lied des Hirten.

Ich bin ein Hirt und will es bleiben;
  Was Besser's könnt' ich doch nicht seyn.
Die Wissenschaft, das Vieh zu treiben
  Und seines Lebens sich zu freu'n,
Hat vor der Wissenschaft, zu kriegen,
  Viel Vortheil; denn mein stilles Feld,
Mein leises Gehen, mein Vergnügen
  Und meine Ruhe hat kein Held.
Ein Held muß auf der Wache stehen.
  Kein Wolf ist mehr auf unsrer Flur.
Seitdem kann ich spatzieren gehen;
  Wer Vieh treibt, der spatzieret nur.
Seitdem blick' ich zu jener Ferne
  Des blauen Himmels ruhig auf,
Bewund're, — zähle seine Sterne;
  Der Gott der Hirten geht darauf
Und blickt herab auf seine Hirten
  Und sieht auch mich: so denk' ich dann
Und stimme dann dem Gott der Hirten
  Ein armes stilles Loblied an
Und denke dann: wenn er es höret;
  Dann blickt er gnädig niederwärts,
Und hört er's nicht; ei nun, so nähret
  Mit guter Andacht sich mein Herz.
Sing' ihn, mein Herz! Du Gott der Hirten,
  Vortrefflich bist du; du bist groß;
Erhaben bist du, Gott der Hirten,
  Für einen Himmlischen zu groß,
Der tief in dir und deinen Werken,
  Voll heiliger Betrachtung, still
Dich bittet, seinen Blick zu stärken
  Und immer tiefer sehen will

Und tiefer sieht und nicht ergründet:
  Wie groß du bist, auch ich, — auch ich,
Den noch sein Gott an Erde bindet,
  O du mein Gott, — ich sehe dich.
Ich sehe dich; in deinen Sternen,
  Du Gott der Sterne, seh' ich dich, —
In deinen Tiefen, stillen Fernen,
  Auf deinen Wolken seh' ich dich.
Ich sehe dich; — auf deiner Erde,
  Du Gott der Hirten seh' ich dich.
Ich sehe dich bei meiner Heerde,
  Bei meinem Lämmchen seh' ich dich.
Auf diesen Blumen, die es mähet,
  Vernehm' ich deinen stillen Gang,
Den Gang, den deine Gottheit gehet,
  Den geh' ich fröhlich mit Gesang,
Und will mit Lobgesang ihn gehen,
  So lang ein Odem in mir ist,
Und dich in deinen Werken sehen
  Und zeugen: wie so groß du bist!
Auf allen meinen Hirtengängen
  Allgegenwärtig Großer, mir,
Seh' ich dich, gnädig den Gesängen
  Des Himmels dort, der Erde hier,
Und allen deinen Segen geben,
  Du, dieses Lebens guter Hirt,
Und glaube, daß aus diesem Leben
  Ein ewig Leben keimen wird. Gleim.

Lied des Säemannes.

Diesen Samen segne Gott:
  Daß er auch in dieser Erde
Keim' und unser täglich Brod
  Unter Gottes Augen werde!

Einfach streuen wir ihn aus;
Zehnfach giebt ihn Gott uns wieder,
Und in unser Gotteshaus
Geh'n wir singend Freudenlieder.
Dieses hoff' ich: unser Gott
Lebt und merkt auf uns're Bitte,
Giebt uns unser täglich Brod,
Giebt es uns in uns're Hütte.
Gnädig gieb es, bitten wir,
Unserm armen Erdenleben!
Vater, Lob und Dank dafür
Wollen wir im Himmel geben!
Denn im Himmel erst wird ganz
Unser Gott sich offenbaren;
Wann wir seh'n in seinem Glanz,
Was wir sind u. was wir waren:
Geister dann und Körper itzt,
Welche sich von Erde nähren,
Alt und schwach und abgenützt;
Ach, daß wir im Himmel wären!
Uns're Seelenkraft vermehrt,
Unsern Geist zu Gott erhöhet,
Wollten wir, von ihm verklärt,
Ernten, was wir hier gesäet!
Ernten, Vater, wollten wir
Unter deinem Angesichte,
Dort im Himmel so wie hier,
Alle deines Segens Früchte!

Gleim.

Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas; achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; Silber war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt und so den stillen Schlaf erwartet: so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe geheiligt; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan und erwartete gelassen und froh den Schlummer im Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatte er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie: wer mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne, und das lassen die Götter nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saß er oft oder im sonnenreichen Vorhause, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeit und den

Reichthum des Feldes, oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf und hörte die Geschichtchen der Nachbarschaft und von dem Fremdlinge die Neuigkeiten und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten dann um ihn her; er schlichtete ihre kleinen Zwiste und lehrte sie gütig seyn und nachgebend und mitleidig gegen den Menschen und gegen das kleinste Thier, und unter die mannichfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischte er immer süßtreffenden Unterricht. Er selbst machte ihnen ihr Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen: „Mach' uns dies und mach' uns das!" und wann's fertig war, küßten sie ihn und hüpften in frohem Gewühl um ihn her. Auf Schilf lehrte er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen und blies ihnen vor, wie man den Schafen zur Weide und von der Weide bläst, lehrte sie viele Lieder; die Kleinen mußten sie singen, die Größern sie mit der Flöte begleiten, oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann saßen sie aufmerksam an der Erde oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhause an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stand allein bei ihm, — ein schöner Jüngling! itzt hatte er dreizehn Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldenen Locken wallte sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen Andern Gutes zu thun und dem, der in Noth ist, beizustehen, und daß kein Vergnügen dem gleiche, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat. „Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch." Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter. Mit Entzücken sah es der Greis. „Du weinst, mein Sohn," so sagte er und sah mit freundlichem Blicke ihm in's Gesicht; „aber gewiß! nicht meine Reden allein können dies; in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen diese Stärke giebt."

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen; aber neue quollen immer nach. „Ach,“ sagte er, „ich fühl's, ich fühl' es ganz; nichts ist süßer, als Andern Gutes thun.“

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: „Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ich's; dich rührt etwas mehr als das, was ich dir sagte.“

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts. „Sind,“ so sprach er, „deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wange zu gießen?“

„Ich sehe, mein Sohn,“ sagte Menalkas, „ich sehe, daß du mir was verhehlest, zum ersten Mal vielleicht, das deinen Busen schwellt und schon auf deiner Zunge sitzt.“

Alexis weinte und sprach: „O, so will ich dir Alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg; nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns, d'rum wollt' ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mich's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freude unsers Lebens ist. Eines unserer Schafe hatte sich verirrt; ich suchte es in dem Gebirge und vernahm eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter und legte sie auf den dürren Boden hin. „Weiter,“ so sprach er, „vermag ich nicht zu gehen; mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irre ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen, und kein Baum und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter, um mich her seh' ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter können meine schwankenden Kniee nicht. Doch ihr Götter, ich murre nicht; denn immer habt ihr geholfen.“ So sagte er und kraftlos legte er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte zu unserer Hütte, raffte einen Korb voll

gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größte Flasche voll Milch und so schnell ich konnte, lief ich in's Gebirge zurück und fand den Mann noch, den itzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise, leise schlich ich mich zu ihm hin und stellte mein Körbchen neben ihn und die Flasche voll Milch, und still schlich ich in's Gebüsche zurück. Aber bald da erwachte der Mann; er sah auf seine Bürde hin und sprach: „Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! nun will ich's versuchen, dich weiter zu schleppen; hast du doch so sanft mir zum Pfühle gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre, vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt.“ Itzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben, da erblickte er Flasche und Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. „Götter! was seh' ich!“ so rief er, „ach, mir Hungrigem träumet von Speise, und wann ich erwache, ist's nichts mehr; doch nein, Götter, ich wache, ich wache!“ Itzt langte er nach den Früchten. „Ich wache, o welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut diese Wunder? Das Erste aus dieser Flasche gieße ich dir aus, und diese beiden, die größten dieser Früchte, weihe ich dir. Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt!“ So sprach er, setzte sich hin und mit Entzücken und mit Freudethränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. „Oder,“ so sagte er, „haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen herbeigeführt; o, warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke? Segnet ihn, ihr Götter! segnet den Redlichen, die Seinigen! segnet, o segnet Alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehme ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen und mit Freudethränen mit mir den unbekannten Wohlthäter segnen!“ — Itzt ging er; o ich weinte vor Freude. Aber ich

lief durch's Gebüsche den Weg ihm vor und setzte mich an einen Bord hin, wo er vorbei mußte. Er kam, er grüßte mich und sprach: „Höre, mein Sohn, sage! hast du Niemand auf diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte?“ — „Nein, Niemand habe ich in diesem Gebüsche gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte.“ „Aber sage mir!“ so fragte ich, „wie kamst du in diese Wildniß? übel hast du gewiß dich verirrt; denn hier führt keine Straße.“ „Übel,“ so erwiederte er, „übel hab' ich mich verirrt, mein Sohn! und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet; so wär' ich vor Hunger und vor Durst im Gebirge gestorben.“ „So laß mich nun den Weg dir weisen! gieb deine Bürde mir zu tragen! so folgst du mir leichter.“ — Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir, und so führt' ich ihn auf die Straße. Und sieh! das ist es nun, was itzt noch mich vor Freude weinen läßt. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kommt, wie sanfter Sonnenschein. O, wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!“

Und der Greis umarmte den schönen Knaben voll der süßesten Freude. „O,“ so sprach er, „froh und ruhig geh' ich in's Grab; laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurücke.“

Geßner.

Der Geizhals.

Ein Geizhals fiel in einen Fluß, der tief
Und reißend war. Ein Fischer, der das Leben
Ihm retten wollte, sprang hinein und rief:
Er möchte nur die Hand ihm geben;
Allein der Geizhals sprach, indem er untersank:
„Ich kann nichts geben und ertrank.“

Blumauer.

Der Esel.

„Nun, bist du fertig Hanns?“ rief Pächter Veit,
„Frisch, führ' den Esel vor! 's ist hohe Zeit,
Der Markt geht an; vier Stunden sind bis Halle.“
„Gleich, Vater! gleich!“ erwiedert aus dem Stalle
Der munt're Hanns; „seht, Röschen ist so gut,
Und schlingt ein Band mir um den Sonntagshut.
Da bin ich! Gelt? Der Esel wird gefallen!
Das herrliche Geschirr, die blanken Schnallen,
Der rothe Zaum! Was sagt ihr, Vater?“ — „Hum!
Hanns weiß den Rummel;“ ja, Hanns ist nicht dumm!“
„Du bist ein wack'rer Junge, Hännschen! höre:
Wenn nur der Esel gleich zu Markte wäre!
Wie er da vor uns steht, so schmuck, Potzstern!
Ein Thaler fünf stieg er im Preise gern.
Allein die Sonnengluth, der Sand, die Steine!
Gib Acht, er schleppt dir auf dem Markt die Beine,
Als käm er von der Mühl'. Mir fällt was ein.
Wie wär' es, Hanns, wir trügen ihn hinein?
Alt wie er ist, wird er sich gern bequemen.
Mein Rath ist der, ihn huckepack zu nehmen.“
Gesagt, gethan! Sie binden ihn, und schon
Beginnt die Procession.. —
Hilf Himmel! welch ein Lärm! In dichten Haufen
Kommt Alt und Jung im Dorf herbeigelaufen;
Muthwill'ge Buben gaffen und juchhei'n.
Und schreien laut: „Ihr Leute, von den drei'n
Mag noch der Mittelste der Klügste seyn;“
Beschämt winkt Hanns mit einem Seitenblicke
Dem alten Veit. Man löst des Esels Stricke;
Er ijaht laut und guckt sich albern um,
Als spräch er: hm! was schiert um's Publikum
Sich unser eins! Ihr ungezognen Knaben,

Ich wollt', ihr müßtet anstatt meiner traben,
Ihr Laffen, ihr! D'rauf schreitet er gemach
Von dannen, Veit und Hanns folgt hinten nach.
Da schmaucht vor seiner Thür' der Schenkwirth Fritze
Sein Pfeifchen just. Er springt vom Schemmelsitze,
Wie er sie sieht, lautlachend auf und schreit:
„Was, Henker, seh' ich? hört, Gevatter Veit!
Ist es nicht richtig unter eu'rer Mütze?
Ihr geht zu Fuß in solcher Sonnenhitze,
Und euer Esel dort trabt leer?" „Mein Sir!
Spricht Veit, „Herr Wirth, Ihr habt nicht Unrecht!
Besteig' den Sattel, Hanns, du sollst ihn reiten;
Und Peitsch' und Zaum gieb mir, ich will ihn leiten."
Der Sohn gehorcht; der Vater geht zu Fuß.
Hart vor dem Dorf trifft der Diakonus
Des Kirchspiels sie, und schreit: „Gerechter Himmel!
O du verkehrte Welt! Ihr junger Lümmel,
Schämt ihr euch nicht? da sitzt ihr groß und breit
Im Sattel, und der alte Vater Veit
Keucht neben her im heißen Sand zu Fuß!"
Der gute Hanns, erschrocken vor dem Gruße,
Springt flugs herab; der Vater steigt hinauf,
Und so verfolgen beide ihren Lauf.
Nach einer Pause spricht Veit zu dem Knaben:
„Hanns, treib die Füße an! wir müssen traben,
Sonst wird's zu spät." Veit trabt: ein Dirnenschwarm
Kommt just daher; „Ach daß sich Gott erbarm!
Das arme Kind! Ich dächte doch, ich scheute
Mich vor der Welt. Da seh' nur ein's, ihr Leute,
Was es für Eltern gibt! seht nur, da trabt
Der alte Kauz gemächlich wie ein Abt,
Auf seiner langeöhrten Rosinante
So, mir nichts, dir nichts, fort, als rannte

Ein Hund beiher! Ihr Rabenvater, Ihr!
So setzt das Kind doch vor Euch hin auf's Thier!"
Voll Unmuth faßt der Vater Hanns bei'm Schopfe,
Und setzt ihn vor sich, hart am Sattelknopfe.
Da kommt des Wegs im schwarzen Schulornat
Der Cantor loci, schüttelt die Perücke,
Und spricht mit gravität'schem Blicke;
"Gott grüße euch! Quid video? Ei, ei!
Welch eine unerhörte Reiterei!
Ei, ei es sagt die Schrift, Gevatter Pächter:
Auch seines Viehs erbarmt sich ein Gerechter.
Der große Bube, und dazu im Trab!
Hast du nicht Füße, Lümmel? Steig' hinab!"
Jetzt packt die Ungeduld Veit bei den Ohren.
"Ei Blitz und Hagel! laßt mich ungeschoren,
Herr Kantor! seht, ich bin ein armer Tropf;
Allein von heut an folg' ich meinem Kopf.
Die Welt ist voll von tadelsücht'gen Thoren;
Wer Allen folgen will, der ist verloren."
Und hiermit spornet Veit sein Eselein,
Und trabt zum Stadtthor wohlgemuth hinein.
Veit hatte Recht. Der größte Narr von Allen
Ist der, der allen Narren will gefallen.

Falk.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah,
Da hieß es: „Petz ist wieder da!"
Der Bär erzählte d'rauf, was er in fremden Landen

Für Abentheuer ausgestanden,
Was er geseh'n, gehört, gethan,
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf Polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sah'n,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt wie er zu geh'n,
So konnten sie kaum aufrecht steh'n,
Und Mancher fiel der Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer seh'n.
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort," schrien Alle, „fort mit dir!
Du Narr, willst klüger seyn als wir?"
Man zwang den Petz, davon zu laufen.
Sey nicht geschickt! man wird dich wenig hassen;
Weil dir dann Jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend seh'n zu lassen!
Wahr ist's; man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht! bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen. Gellert.

Der Reisende.

Ein Wand'rer bat den Gott der Götter,
Den Zeus bei ungestümmem Wetter
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen.
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt' es heute seyn.

Der Wand'rer setzt mit bitt'rer Klage:
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die sau're Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet
Und schnell ihm stillzusteh'n gebietet;
So oft ertönt ein Lästerwort.
Ein naher Wald soll ihn beschirmen.
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgeh'n;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
Sieht fern er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen steh'n.
Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.
„O Thor!" läßt Zeus sich zornig hören,
„Wird dich der nahe Pfeil nun lehren:
Ob ich dem Sturm' zu viel erlaubt?
Hätt' dir ich Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt."

Gellert.

Die Höhle von Castl:ton.

Hundert und siebenzig Meilen von London hatte ich nun zurückgelegt; als ich eine der höchsten Anhöhen, die vor mir lagen, erstiegen hatte und nun auf einmal unter mir ein reizendes Thal erblickte, das mit Flüssen und Bächen durchschnitten und rund umher von Bergen eingeschlossen war. In die-

sem Thale nun lag Castleton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häusern, das von einem alten Schlosse, dessen Ruinen hier noch zu sehen sind, seinen Namen hat, der eigentlich aus Castle Town zusammengezogen ist.

Ein schmaler Weg, der sich von der Seite des Berges hinunterschlängelte, führte mich in das Thal hinab, bis ich eine Herberge fand, in der ich geschwind mein Mittagsmahl hielt und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voller Bewunderung und Erstaunen über die die entsetzliche Höhe des steilen Felsen, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsche bewachsen, oben die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Öffnung zum Eingange in die Höhle, wo Alles stockfinster ist; wenn man auf einmal von der hellen Mittagssonne hinunterblickt.

Indem ich so voll Verwunderung dastand, bemerkte ich im dunklen Eingange der Höhle einen Mann von wildem und rauhem Ansehen, der mich fragte: ob ich die Höhle sehen wollte, wobei seine harte Stimme in der Höhle einen starken Widerhall gab.

Als ich dies bejahte, fragte er mich weiter: ob ich auch über die Flüsse gesetzt seyn wollte, und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Geld, die ich dafür bezahlen müßte.

Dieser Mann hatte mit seinem schwarzen struppichten Haare und schmutzigen zerrissenen Anzuge ein so wildes schaudermäßiges Ansehen, das seine Stimme und seine Fragen noch vermehrten: daß die sonderbare Täuschung, worin man beim Anblick' dieser Höhle versetzt wird, schon hier ihren Anfang nahm.

Da ich mich zu seiner Forderung verstanden hatte, sagte er: ich sollte ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite im Eingange der Höhle lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Ortes spielten.

Der Weg ging etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Öffnung bei'm Eingange hinein fiel, allmählig in Dämmerung verlor. Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren; welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hin und her zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirdischen Bewohner der Höhle am Werketage Seile verfertigen. Ich glaubte hier das Rad des Irion und die unaufhörliche Arbeit der Danaiden zu sehen.

So wie wir tiefer hinabgingen, schien die Öffnung, wodurch das Tagslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen, wie durch eine kleine Spalte, hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die sich durch die Dämmerung an das Gewölbe der Höhle empor wälzten.

Dies allmählige Zunehmen der Dunkelheit erweckt eine süße Melancholie, indem man den sanften Abhang der Höhle hinuntergeht, als wäre ohne Schmerz und ohne Gram der Lebensfaden abgeschnitten und wandelte man nun so ruhig dem stillen Lande zu, wo keine Qual mehr ist.

Endlich schloß sich das hohe Gewölbe des Felsen, wie sich der Himmel an die Erde zu schließen scheint; als wir an eine kleine Pforte kamen, wo uns eine alte Frau aus einer der Hütten zwei Lichter brachte, von denen Jeder von uns beiden eines in die Hand nahm.

Mein Führer eröffnete nun die Pforte, welche die schwache Dämmerung vollends ausschloß, die vorher noch übrig war, und uns in das Innerste dieses nächtlichen Tempels führte, dessen Vorhof wir bis itzt nur betreten hatten.

Hier war der Fels so niedrig, daß wir uns einige Schritte tief bücken mußten, um hindurch zu kommen. Aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunklen Scheine unserer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes übersehen konnte, wogegen die erste ungeheure Öffnung, durch welche wir nun schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betracht kam.

Nachdem wir hier eine ganze Stunde wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel auf einem ebenen sandigen Erdreiche gewandert waren, senkte sich endlich der Fels allmählig wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Flusse, der bei dem Flimmern unserer Lichter mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Wiederschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt, in welchem Stroh lag. Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen und mich ganz ausgestreckt darin niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flusses der Fels beinahe das Wasser berühren würde. Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib in's Wasser und zog das Boot nach sich.

Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und so wie das Boot fortrückte, senkte sich der Fels wie eine dunkelgraue Wolke immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote wie in einem beklommenen Sarge lag, bis wir durch diese fürchterliche Enge kamen und sich der Fels auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer wieder aussetzte.

Unser Weg wurde nun bald auf einmal weit und hoch, und dann wieder plötzlich niedrig und enge. An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge großer und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten. Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen konnte. Über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern, weil kein Boot zum Überfahren da war.

Von da aus gingen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, das sich in die Länge vor uns hin erstreckte und uns zuletzt bis ganz an's Ende der Höhle führte. Der Weg, den wir längs dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingingen, war naß und schlüpfrig und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor dem andern fortsetzen konnte.

Dessenungeachtet aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirdischen Ufer hin und ergötzte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten; als es auf einmal wie eine Musik von Ferne in meine Ohren ertönte.

Ich blieb voller Verwunderung stehen und fragte meinen Führer: was dies bedeute, worauf er mir antwortete, daß ich es bald sehen würde. Allein so wie wir fortgingen, verloren sich die harmonischen Töne; das Geräusch wurde schwächer und löste sich in ein sanftes Rieseln wie von herabfallenden Regentropfen auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen oben aus einem Felsen wie aus einer dicken Wolke herabströmen sah, dessen Tropfen, die itzt im Scheine unserer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursacht hatten.

Dies war nämlich ein Staubbach, der sich von oben durch die Adern des Felsen in dies Gewölbe herunter goß.

Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe herangehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen ausgelöscht werden konnten und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben.

Wir setzten also unsern Weg längs dem Ufer des schmalen Gewässers fort und sahen oft an den Seiten solche weite Öffnungen in der Felswand, welche wieder neuen Höhlen ähnlich waren, die wir aber alle vorbeigingen, bis mich mein Führer auf eine der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir itzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruhten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirdische Tempel, an den keine Menschenhand gelegt war, schien mir in dem Augenblicke an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur die Majestät des Schöpfees enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle dieses Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unserer Reise. Unser getreues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Fels noch zum letzten Male wölbt und dann wieder niedersteigt; bis er mit der Fluth zusammenstößt, die hier einen kleinen halben Cirkel macht und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter setzen kann.

Mein Führer sprang hier hienein, schwamm einige Schritte unter dem Wasser und dem Felsen hin und kam ganz benetzt zurück, um mir zu zeigen, daß es unmöglich sey, weiter zu kommen; wenn dieser Fels nicht etwa einmal mit Pulver gesprengt, und vielleicht eine zweite Höhle hier eröffnet wird.

Itzt, glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder

zurücknehmen; allein ich sollte noch mehr Beschwerlichkeiten erdulden und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Öffnung einer hohen Felsenwand folgte. Hier fragte er mich erst: ob ich mich entschließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte, und, als ich dies bejah'te, sagte er mir: ich sollte ihm nur folgen, mit der Warnung: mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen im nassen Sande durch die Öffnung zwischen dem Felsen fort, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurchzuwinden.

Als wir diesen beschwerlichen Durchmarsch vollendet hatten, sah ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war: daß er sich oben in den höchsten Felsen wie in einer Wolke zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrich, daß ich sogleich hinstürzte, als ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand und sagte: ich sollte ihm nur folgen; weil er schon wüßte, festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in dem Felsen verliert; stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir: ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte; bis ich endlich, nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern emporzusteigen schien.

Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick' ergötzt hatte, kam mein Führer und brachte mich den steilen schlüpfrigen Hügel auf seinen Schultern glücklich wieder hinunter. Als ich nun am Abgrunde stand; stieg er hinauf und ließ sein Licht oben durch eine kleine Öffnung in dem Felsen herunterschimmern; indem ich das meinige mit der Hand verdeckte, und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht durch dicke Wolken ein Stern herunterglänzte, ein Anblick, der Alles an Schönheit übertraf, was ich geseh'n hatte.

Nun war unsre Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück.

Wir betraten auf's neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten, hörten auf's neue den Regenguß, sanft rieselnd in der Nähe, und melodisch tönend in der Ferne und kehrten über die stillen Flüsse und durch den weiten Raum der Höhle wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslicht' Abschied nahmen, das wir nun nach einer langen Dunkelheit, wieder begrüßten.

Und, ehe noch mein Führer das Pförtchen eröffnete, sagte er: itzt würde ich einen Anblick haben, der alle die vorigen an Schönheit weit übertreffen würde. Ich fand, daß er Recht hatte; denn, indem er die Pforte erst halb eröffnete, war es mir wirklich, als thäte ich einen Blick in's Elysium, in einem solchen wunderbaren erquickenden Dämmerlicht' zeigten sich alle Gegenstände.

Der Tag schien allmählig anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sah man zuerst wieder den Rauch der Hütten und dann die Hütten selber, und, wie wir wieder höher hinaufstiegen, sah'n wir noch die Knaben bei dem abgehauenen Stamme spielen; bis endlich die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Öffnung der

Höhle schimmerten und gerade, indem wir hinausstiegen, die Sonne im Westen untersank.

Moritz.

Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr;
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab' im Dorf' umher.
Sein Haupt, mit weißem Haar' geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.
Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein;
Man lud zu jedem Fest' ihn ein;
Man gab ihm stets den schönsten Kranz,
Beim Hochzeitreih'n und Erndtetanz';
Denn Martin war so sanft, so gut
Und scheuchte nicht den frohen Muth.
Das Pfingstfest kam; die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht;
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Mondenschein';
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräbern sich.
Die Nacht war schön; ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhof's stille Flur
Und lispelte mit sanftem Hauch'
Im thaubeglänzten Rosenstrauch',
Der, frischgepflanzt von lieber Hand,
Am Grabe eines Jünglings stand.
Der alte Martin seufzte schwer;
Er sah empor zum Sternenheer'
Und fiel auf's Grab, wo Anne schlief,

Voll heißer Andacht hin und rief:
„Ach, lieber Gott, ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!
All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein
Und möcht' auch gern dort oben seyn.
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch?
Ich bin ja alt und lebenssatt;
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt;
Mein zitternd' Haupt ist silberweiß,
Was hilft dir, Herr, der matte Greis?
Ach, nimm ihn auf und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!“
Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor;
Der winkt Erhörung seinem Fleh'n
Und hieß den Todesengel geh'n,
Daß er bereitete sein Grab
Und nahm ihm ab den Pilgerstab.
Der Engel wehte Trost und Ruh
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand
Und reicht ihm seine kalte Hand;
Er sprach zu Martin: „Küsse mich!“
Da küßt' ihn Martin und erblich.

Mahlmann.

Die Traube.

Mit einer wunderschönen Traube,
Des kleinen Gärtchens Frucht, kam einst ein Bauersmann

Am Hofe seines Fürsten an,
Bot sie ihm dar und sprach: „Erlaube,
Daß ich dir bringe, was ich kann.
Viel ist es nicht. Die Wahrheit zu gestehen,
Nehm' ich die Traube nur zum Vorwand, dich zu sehen;
Und dir gehört sie ja von Rechteswegen zu;
So selten ist die Frucht, als Könige wie du."
Ein Lob, das so natürlich fließet,
Noch mehr das volle Herz, aus dem es sich ergießet,
Entzückt den Fürsten: Liebevoll
Dankt er für das Geschenk, und fürstlich im Erwiedern,
Befiehlt er gleich, daß man dem Biedern
Zweihundert Thaler zahlen soll.
Der Bauer kehrt, die Taschen voll,
Zurück, erzählt den Vorfall seinen Brüdern,
Die melden ihn dem Pfarrer, und der dem Edelmann.
Der Junker hört ihn lüstern an.
„Was?" bricht er aus, „so viel für eine Traube?
Der König ist ein braver Mann!
Nun sollt ihr seh'n, wie ich ihn schraube!"
Er wählt aus seinem Stall das schönste Roß,
Setzt sich darauf und reitet vor das Schloß.
Vom Fenster sieht der Fürst ihn traben,
Und lobet laut das edle Pferd.
„Hältst du es, Herr, der Ehre werth,
In deinem Marstall es zu haben?
Gebiete, so gehört es dir!
Zu hoher Gnade halt ich's mir!"
Der König spricht: „Ich danke dir!
Allein womit kann ich die Gabe dir vergelten?
Ha, meine Traube, holt sie mir!
Sieh, welche Frucht! in ihrer Art so selten,
Als dieser Gaul in seiner! Nimm sie dir!"

Nikolai.

Der Ochs und der Esel.

Ochs und Esel zankten sich
Bei'm Spaziergang um die Wette:
Wer am meisten Weisheit hätte;
Keiner siegte, keiner wich.
Endlich kam man überein:
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Zwist entscheiden sollte,
Und was konnte klüger seyn?
Beide treten tiefgebückt
Vor des Thierbeherschers Throne,
Der mit einem ed'len Hohne
Auf dies Paar hinnieder blickt.
Endlich spricht die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
„Ihr seyd alle Beide Narren."
Jeder gafft ihn an und geht.

Pfeffel.

Der Leichnam.

Ein zweiter Don Quixot, in dessen Kopf
Es mächtig spukte, kam einst auf die Grille,
Er wäre todt. Schon lag der arme Tropf
Zwei Tage lang in feierlicher Stille
Auf seinem Kanapee. Man fasset ihn bei'm Schopf,
Er sinket welk zurück; man schreit ihm in die Ohren,
Man kneipt ihm in das Kinn, man spritzt ihm in's Gesicht;
Umsonst! er hört und fühlet nicht.
„Hier," sprach zuletzt der Arzt, „ist meine Kunst verloren;
Man scharre nur den armen Junker ein,
Die Todten kann ich nicht erwecken."
Der Tischler bringt den schwarzgebeizten Schrein,

Er wird hinein gelegt, und keine Spur von Schrecken,
Drückt sich in seinen Zügen aus.
Ein Bauer, der ihm Zinsen bringen wollte,
Kam ungewarnt in's Sterbehaus:
Er kniete vor den Sarg; das Paternoster rollte,
Durch seine braune Hand, nun dreht er das Gesicht:
„Gott hab ihn selig," sprach er zu'm Husaren,
Der Marschallsdienste that, „groß ist der Schade nicht,
Denn ach! seit mehr als sieben Jahren
War ja der gute Herr ein Narr."
Jetzt regt der Leichnam sich, die blauen Lippen beben:
„Ha, Schurke!" rief er aus, (der Kerl war bleich und starr)
„Wär' ich nicht todt, bei meinem Leben,
Ich würde dir fünfhundert Prügel geben."

Pfeffel.

Der frohe Bauer.

So glücklich, so vergnügt als ich
Sind, wahrlich! nicht auf Erden
Die Reichen. Ach, ich grämte mich;
Sollt' ich ein Reicher werden.
Gold schätzen reiche Thoren nur;
Wer wird sie d'rum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur;
Die, die gewährt mit Freuden.
So oft ich früh von jener Höh',
Befreit von allen Sorgen,
Des Himmels Segen überseh',
An einem schönen Morgen,
Im Hain', bei mildem Sonnenstrahl'
Die Vögel höre singen,
Und vor mir im beblümten Thal'
Froh meine Schäfchen springen;

So oft ruf' ich: „O Gott, wie gut
Sind alle deine Werke!
Dem Reichen giebst du Geld und Gut;
Mir giebst du Muth und Stärke."
Und dann wird mir's so hell im Sinn',
So hell! ich kann's nicht sagen.
Ich eile fort zur Arbeit hin
Und wollte Berge tragen.
Noch nie hat mir ein schwüler Tag
Kraft oder Muth benommen;
Er sey, so heiß er immer mag!
Muß doch der Abend kommen.
Und kommt er dann; o welche Lust:
Wann Frau und Kinder springen,
Voll Freuden, sich mir um die Brust,
Mir um die Kniee schlingen;
Wann, Lieb und Unschuld im Gesicht',
Sich Alle zu mir setzen
Und an dem süßen Milchgericht'
Recht königlich ergötzen!
Dann fühl' ich's ganz und sags oft laut,
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Acker baut,
Als König oder Kaiser.

Stamford.

An meine Geschwister.

Wir wollen unser Leben lang
Uns süßen Freuden weihen!
Der Wiese Duft, der Waldgesang,
Soll immer uns erfreuen!
Uns grünen Saaten, Trift und Hain,

Uns rauschen Wasserfälle,
Uns mahlt des Himmels Wiederschein
Roth, weiß und blau die Quelle.
Aus Blumenkelchen lächelt uns
Der süße Blick der Freude!
Wir sehen ihn und freuen uns,
Wie Lämmer auf der Weide!
Es danket unser frohe Blick
Dem Gott, der uns in's Leben
Gerufen und so manches Glück
Aus Vaterhuld gegeben!
So wallen wir auf sanfter Bahn
Der Freude stets entgegen,
Uns lächelt mancher gute Mann
Und gibt uns seinen Segen,
Auch ist der Freunde Zahl nicht klein,
Die gern sich an uns schließen.
Wie selig ist's ein Mensch zu seyn
Und Freundschaft zu genießen!
O, daß wir alle Hand in Hand
Durch's Leben könnten gehen,
Und unser liebes Vaterland
Mit Thränen wiedersehen!
Und an dem Ziele noch zugleich
(So wolle Gott es lenken!)
Mit Ruhe, reifen Früchten gleich,
Das Haupt zur Erde senken!

Stolberg.

Der Garten des Lebens.

Der Garten des Lebens
Ist lieblich und schön,
Dort keimen und sprossen
Auf lachenden Höh'n
In Tagen des Lenzes
Der Blüthen so viel;

Da treiben die Weste
Manch fröhliches Spiel.
Ihr Spiel in den Wellen
Des Grases ist schön.
O, sieh', wie die Blumen
Im Winde sich dreh'n!
Sie wiegen die Wipfel,
Die Kelche so blau,
Und schüttreln vom Gipfel,
Vom Kelche den Thau.
Und Quellen der Freude,
So lieblich und hehr,
Durchwässern den Garten
Und rieseln einher.
Sie tanzen in Bächen
Durch Blüthen dahin,
Durch Blüthen des Mayes
Und murmeln und flieh'n.
Doch währt es nicht ewig;
Der Frühling entflieht;
Die Blumen sind all', eh'
Wir wähnten, verblüht.
Das duftende Veilchen,
Es duftet nicht lang,
Und welkt es; dann klopfet
Das Herz uns so bang.
Noch blühet der Garten;
Noch säuselt der Wind
In Zweigen und Blüthen
So kühl und so lind
Und führet in Kreisen
Den Mayduft umher;
Noch blühet der Garten
So lieblich und hehr.
Wir wallen den Garten
Hinab und hinan:
Noch rinnt uns die Quelle,
Die gestern uns rann.
Weg, Sorgen und Bangen,
Das Unkraut, forthin;
So lange die Blumen
Des Lenzes uns blüh'n!
Und fallen sie unter
Des Wallenden Tritt,
Die duftenden Blumen,
So fallen wir mit.
Die Erde, der einstens
Das Veilchen entsproß,
Die öffnet auch uns dann
Den kühligen Schooß.

Salis.

Der Rheinfall bei Schafhausen.

Als wir bei dem Schlosse Laufen ankamen, und auf die erste Laube geführt wurden, wo man dieß Schauspiel der Natur übersieht, erstaunten wir, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter unserer Erwartung war. Wir sahen Ströme von weißem, schäumen-

dem Wasser quer durch's ganze Bett des Flusses herabfallen, und hörten ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die so viel Geschrei über das, was wir anjetzo vor uns sahen, machen konnten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheines auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabstiegen, die an den Rand, und man kann sagen, in den Katarakt selbst hineingebaut ist, da hörten und sahen wir Dinge, die unsere Ohren nie gehört, unsere Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge aussprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern, oder Hörern nicht einmal Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsre Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrei selbst vor dem Donnern des Wasserfalles nicht würden gehört worden seyn. Als ich mich von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen gränzenden Erstaunen erholt hatte, und das, was ich sah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte; versuchte ich es von dem erhabenen Schauspiele, das mich so tief gerührt hatte, eine schwache Zeichnung in Worten zn entwerfen. Allein ich unterlag bald diesen ersten Versuchen. Denn gerade die, jede andere sichtbare Bewegung und selbst die Schnelligkeit unserer Gedanken übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen hinabgeschleudert würdn; die unglaubliche Kraft, womit diese Wellen die aus ihrem schon Jahrtausende geschlagenen Bett hervorragenden Felsen zersprengen und sich selbst zernichten zu wollen scheinen; die unendliche Mannichfaltigkeit von ganz

nenen Tönen, Getösen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder herausstrudeln; gerade dieses, was am meisten Bewunderung und Erstaunen hervorbringt, läßt sich weder durch Worte noch durch Zeichnungen, und durch diese noch weniger als durch jene ausdrücken. Schon eine halbe Stunde vor dem Falle, nämlich von der prächtigen Rheinbrücke bei Schafhausen wird das Bett des Rheines so abschüssig, und der Fluß selbst so reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich eine Höhe von etwa 75 Schuh an einer steilen aber unebenen Felsenwand herunterschießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Fluße wieder vereinigen, steigen zwei Felsen hervor, unter welchen der zweite der größte, der erste aber, den man von der Zürcher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen größtentheils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede ihn von neuem ergreifende Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nämlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wiederum in vier Absätze zerlegen. Bei'm ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkeren sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bett des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hineinsähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben, und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drei übrigen Fälle sind weniger hoch; allein die Wuth der

Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestalten und Wälzungen eben so mannichfaltig, als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen werden. Als wir den Wasserfall von den interessantesten Seiten betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur oberen Laube hinauf, entschlossen uns aber sogleich, uns an das andere Ufer des Rheines übersetzen zu lassen. Wir kletterten einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flußes, der von seinem kräftigen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Wir erreichten glücklich das andere Ufer, und übersahen nun freilich die ganze Breite und alle Abtheilungen des Wasserfalls mit einem Blick; allein dies Schauspiel war doch mehr neu und seltsam, als groß und Bewunderung erregend, indem man schon zu weit entfernt ist, als daß man die Kraft und Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Auf der Rückfahrt sahen wir die Majestät des ganzen Falls viel besser, als an dem Ufer, das wir zuletzt verlassen hatten. Die ganze Szene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung Alles uns viel näher gebracht, und sowohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken, als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem abstürzenden Wasser sieht, sehr erhoben wurden. Regenbogen sahen wir nicht; allein diese entbehrte ich am ehesten, weil man sie eben so gut bei künstlichen Cascaden, und doch bei keinem Wasserfall so schön und prächtig, als am Himmel selbst sehen kann. Auf der Rückfahrt schien es uns immer,

Wir kämen dem Wasserfall viel näher, als wir ihm bei der Abfahrt vom Zürcher Ufer gewesen: eine Täuschung, die unstreitig daher entstand, weil wir das ganze furchtbare Schauspiel jetzt gerade vor Augen hatten.

Meiners.

Täglich zu singen.

Ich danke Gott, und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz habe!
Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen,
Und Abends unter'm Sternenheer
Und lieben Mond kann gehen;
Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheeret hatte, Amen!
Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.
Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.
Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und Vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.
Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;

Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.
Und die sind doch bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
D'rum will ich mich nicht groß kastey'n
Des vielen Geldes wegen.
Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich 'darf zum Leben.
Er giebt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben!

Claudius.

Auf den Wechsel der Jahrszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr:
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen den Menschen sie dar!

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Hier grünen die Bäume, dort Reben,
Dort Saaten auf lachender Flur.

Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift, was ihm der Frühling gebar;
Zu mindern der Sonnenglut Plagen
Bringt kühlende Früchte er dar!

Des Jahres gewonnenen Segen
Genießet die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur;
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder;
Sein Eislauf ergötzet uns nur.

D'rum lieb' ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr:
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Overbeck.

Der Pfau und der Kranich.

Mit einem Kranich' zankte sich
Ein stolzer Pfau. „Wie?“ sprach er, „dich
Willst du doch nicht mit mir vergleichen?
Du mußt mir ja in Allem weichen.
Sieh' nur einmal! mein buntes Kleid
Weckt aller andern Vögel Neid.
Mein langer, spiegelvoller Schwanz
Und meines Halses Wunderglanz
Macht mich zu dieses Hofes Zier;
Doch du? was hast du denn an dir,
Das mir den Vorzug streitig macht?
Du geh'st einher in Bauerntracht,
In einem alten, grauen Kittel,
Hast keinen Rang und keine Titel.“
Der Kranich sprach: „Da hast du Recht;
Mein Rang ist klein; mein Rock ist schlecht;
Doch hab' ich hier zwei gute Flügel.
Hoch über Land und Meer und Hügel
Schwing' ich mich auf, beseh' die Welt,
Und welches Land mir dann gefällt,
Nach diesem steuert mein Gefieder;
Wenn ich es will, laß' ich mich nieder,
Find' aller Orten meinen Herd
Und esse, was mein Herz begehrt;
Da du hingegen stets in Wust
Auf deinem Hofe leben mußt,

Und, wenn du dich zum Flug' ermannst,
Kaum auf die Scheune fliegen kannst.
D'rum sieh' mich so gering nicht an!
Nicht immer macht das Kleid den Mann.

Zachariä.

Die Fliegen.

„Was mag wohl in der Schale seyn?
Gift oder Zucker? Wer will's wagen?
Wer fliegt von uns zuerst hienein?"
Spricht eine Fliege zu der andern. „Ich will's wagen,"
Ruft eine. „Welche Kost! ich kann es euch nicht sagen:
Wie süß! verlangt ihr es so gut, wie ich;
So flieg't herbei, hier ist genug für euch und mich."
Sie thun es. „Welch Gericht! das ist Ambrosia!"
So heißt es itzt; bald aber hier und da:
„O weh, o weh; wie wird mir? Falsche, das ist Gift.
Du mordest uns, Verfluchte." „Flucht mir nicht! mich trifft
Ein gleiches Schicksal. Ach, daß keine sich
Mir wiedersetzte, keine klüger war als ich!"
Sie sprach's; fiel todt dahin mit ihr der ganze Haufen.
Man muß nicht mit Gefahr, sich kurze Lust erkaufen.

Willamow.

Lied der Wanderschaft.

Auf nehm't die Stäbe frisch zur Hand
Steck't Lebensmittel ein,
Wir wandern nun durch Stadt und Land
Und wollen fröhlich seyn!
Gesellschaftliche Fröhlichkeit
Bei eintrachtvollem Sinn'
Verkürzt uns unsern Weg und streut
Vergnügen vor uns hin.
Ein guter Pilger wird nicht matt,

Wie auch der Weg sich zeigt;
Er trinkt mit Maß und ißt sich satt:
So wird der Weg ihm leicht.
Des Lebens Reise geht auch so
Auf sehr ungleicher Bahn;
Bald unmuthvoll bald wieder froh,
Berg ab und Berg hinan:
Itzt von der Sonne Wärme, Pracht
Geschmeichelt und erquickt,
Und dann von wilder Stürme Nacht
Umgeben und gedrückt.
Der Träge zaudert, steht und zagt,
Geht mehr zurück als fort
Und kommt, stets wartend, bis es tagt,
Nie zum gewünschten Ort.
Der rasche Wand'rer eilt doch fort
Im kühnen, leichten Lauf,
Verlacht den Sturm, klimmt hier und dort
Die Felsen ab und auf.
Frisch d'rum, geliebte Brüder, auf!
Heb't muthig Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
Und Arbeit zum Genuß.

Weiße.

Der Pfau und die Krähe.

Zu einem Pfau sprach eine Krähe:
„Was magst du dich so in der Sonne dreh'n?
Wenn einmal nur dein Aug' auf deine Füße sähe;
So würde dir der Stolz vergeh'n,
Mit welchem du die Federspiegel
Des Schweifes auseinander spannst."
„Besieh," versetzt der Pfau, „doch deinen grauen Flügel;

Wenn du vor dir dich sehen kannst!
Das, was dein Aug' an Andern sahe,
Wird Andern nicht an dir entgeh'n.
Wir steh'n uns selber viel zu nahe,
Um unsre Fehler selbst zu seh'n.

Tiedge.

Nach einem Gewitter.

Mit Jovis Donnerschlägen
Gab die Wolke Gottes Segen,
Und der Fluren süßer Duft
Wallt nun lieblich durch die Luft.
Und die Wolke steht, umzogen
Von des Friedens hellem Bogen,
Unter dem der Blitz noch spielt,
Der des Tages Gluth gekühlt.
Und die Sonn' am blauen Himmel,
Rings umschwebt vom Glanzgewimmel,
Und das grüne Waizenthal,
Überströmt vom milden Strahl'.
Und auf lichtem Beete funkeln
Mohnen, Rosen und Ranunkeln;
Bienen suchen Honigseim,
Sumsen goldgeflügelt heim.
Alle Kreaturen loben
Wachteln unten, Lerchen oben,
Und die Heerd' am Bache springt,
Und der frohe Landmann singt.

Voß.

Des Herbstes Segen.

Wohl ist der Herbst ein Ehrenmann;
Er bringt uns tausend Freuden;

Auch Nas' und Auge lockt er an
Und überspinnt Thal ab, Berg an
Das Feld mit bunter Seide.
Schon lange lüstert unser Gaum'
Aus seinem Korb' zu naschen.
Wann reift doch Apfel, Pfirsch' und Pflaum'?
Oft seh'n und hören wir im Traum',
Wie's niederrauscht, und haschen.
Schau't auf und jubelt hoch im Tanz'!
Wie sich die Bäume färben
Gelb, roth und blau im bunten Glanz'!
Er kommt, er kommt im Asterkranz',
Der Herbst mit vollen Körben.
Von Früchten regnet's rund herum,
Und was nur geh'n kann, sammelt;
Der Eine läuft den Andern um
Und schreit und macht den Rücken krumm,
Und Alles schmaus't und dammelt.
Was blinkt von jener Mauer her,
So gelb und schwarz im Laube?
Die Leiter an! wie voll, wie schwer!
An Trauben drängt sich Beer an Beer,
An Ranken Traub' an Traube.
Was rauscht und klappert dort und kracht?
Da hagelt's Nüss' hernieder.
Frisch ausgehüls't und aufgemacht!
Wie euch der Kern entgegenlacht!
Erst schmeck't; dann schüttelt wieder!
Der Baum dort mit gestütztem Ast'
Will auch so gerne geben.
Den Apfelbrecher her in Hast,
Und nehm't behend ihm seine Last,
Im Winter was zu leben!

Am Abend prang', o Herbst, zur Schau
Dein Oper auf dem Tische,
Ein hoher Pyramidenbaum
Von edler Frucht, gelb, roth und blau
In lachendem Gemische!
Komm, Herbstorkan, und stürme du
Das Laub von Bäumen nieder!
Wir machen dir das Pförtchen zu,
Und essen unser Obst in Ruh'
Und trinken klaren Cyder.

Voß.

Die Freundschaft.

Leander und Selin, zwei Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend sehr verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sah'n;
Das Ufer floh und bald erblickten sie
Ringsum nur Luft und See. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederschein geruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel,
Als schnell die Wellen sich empörten.
Ein reißender Orkan erwacht und schlug
Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu flieh'n;
Das kleinste Stück vom Schiff wird itzt sein Schiff.
Den beiden Freunden wird ein Brett zu Theil;
Allein es war zu leicht für seine Last.
„Wir sinken!" sprach Selin; „das Brett erträgt
Uns beide nicht! o Freund, leb' ewig wohl!

Du mußt erhalten seyn, an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär' mir das Leben doch nur eine Qual."
"Nein," sprach Leander, "nein, ich sterb', o Freund!"
Allein Selin verließ zu schnell das Brett,
Und übergab getrost dem nassen Grab'
Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über Alles wacht, sah seine Treu'
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trug's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leandern schon daselbst. O wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie beide fühlten! Sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander spricht:
„O allzutreuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! ich hab'
Um dich des Todes Angst zehnfach gefühlt.
Was du that'st, wollt' ich thun; denn ohne dich
Wünscht' ich das Leben nicht." „Geliebtester!
Was wär' ich ohne dich?" versetzt Selin.
„Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
Komm laß uns ihn, der uns vom Tod' befreit,
Verehren und ihm ganz das Leben weih'n."
Sie knieten weinend an das Ufer hin
Und dankten dem, der sie errettete;
Und ihre Regung drang die Wolken durch.
Leander theilte mit Selin, der arm
An Gütern und nur reich an Tugend war,
All' seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries;
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
Und lange waren sie das Wohl der Welt.

Kleist.

Die Wespe und der Knabe.

Eine kühne Wespe stach
Hännschen, als es Aepfel brach,
In die Hand, eh' er es dachte.
Hännschen, der erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß er sie
Auf der Flucht noch veste machte.
„Gnade!" rief die Thäterin,
„Weil ich gar nicht strafbar bin,
Willst du Blutschuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geschenkt,
Und ich muß gezwungen schaden."
„Mußt du?" fragt der kleine Mann.
„Ja, da ich's nicht ändern kann."
„Eben d'rum," versetzt der Knabe,
„Weil dir das unmöglich fällt,
Schaff' ich dich auch aus der Welt,
Daß man Friede vor dir habe."

Lichtwer.

Lenzlied.

Der Schnee zerrinnt
Der Lenz beginnt;
Die Blüthen keimen
Auf Gartenbäumen,
Und Vogelschall
Tönt überall.
Pflückt einen Kranz
Und haltet Tanz,
Wo Luft und Auen
Den Saal euch bauen,
Wo junge May'n
Euch Kühlung streu'n!

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Wo wir des Mayen
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt!
D'rum werdet froh!
Gott will es so;
Der uns dies Leben
Zur Lust gegeben.
Genieß't der Zeit,
In Fröhlichkeit!

Hölty.

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß' Mäuschen war einmal
Aus einer großen Mäusezahl
Das einz'ge seiner Art.
Sein Fellchen war dem Atlaß' gleich,
So glatt, so schimmernd und so weich;
Es selbst war klein und zart.
„Kind," sprach die Mutter einst zu ihr,
„Noch kennst du nicht das Ungethüm,
Die Katze, unsern Feind.
Sie paßt auf uns in finst'rer Nacht,
Dein Fell ist weiß; nimm dich in Acht!
Mein Rath ist gut gemeint.
Auch vor der Eule hüte dich!
Dir fehlt Erfahrung: wie man sich
Gefahren klug entzieht."
Mein Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
„O, Mutter, sorg' für mich nur nicht!
Ich weiß schon, wie man flieht."
Nun ging es einstens auf den Schmaus
Des Abends ohne Mutter aus
Und tanzte frisch und keck;
Doch, da es wieder heimwärts ging;
Da kam die Eule schnell und fing
Mein weißes Mäuschen weg.
„Ach," rief's „wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath gehört;
So litt' ich nicht den Tod!"
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst; die Eule speiste sie,
Zu ihrem Abendbrod.

Bertuch.

An die Frühlingssonne

O liebe Sonne sey gegrüßt!
Hier hab' ich lange dich vermißt!

Nun schenkest du zum ersten Mal
Mir wieder deinen sanften Strahl.
Ich grüße dich, du schönes Licht,
Mit heiterm frohem Angesicht;
Du gießest reinen frohen Sinn,
Auf Alles, was da lebet, hin.
Du bist ein Wesen heiß und rein;
So soll auch meine Seele seyn,
Von heißer Menschenlieb' entbrannt,
Von aller Bosheit abgewandt.
Du bist mit Klarheit angethan,
Und wandelst immer rechte Bahn:
Wohl mir, wenn ich, wie du, im Licht
Der Wahrheit geh', dann strauchl' ich nicht.
Du legst dich nimmer auszuruh'n,
Kommst immer wieder wohlzuthun;
Du achtest weder Stand noch Glück,
Auf Bös' und Gute strahlt dein Blick.
Heil dir, o Licht voll Lieb' und Macht,
Du Bild von dem, der dich gemacht,
Ich bin dein Ebenbild, wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu'.
O würd' ich von dir allezeit
Befunden wacker und bereit!
Dann dürft' ich deinen hellen Strahl
Willkommen heißen allemal.
Dann dürft' ich nie zur Erde seh'n,
Und weg aus deinem Lichte geh'n;
Denn unwerth deiner früh und spat
Ist, wer kein gut Gewissen hat.

Aus Campe.

Idas. Mykon.

„Sey mir gegrüßt, Mykon, du lieblicher Sänger! Wenn ich dich sehe; dann hüpft mir das Herz vor Freude. Seit du auf dem Steine bei'm Brunnen mir das Frühlingslied sang'st; seitdem hab' ich dich nicht gesehen.“

„Sey mir gegrüßt, Idas, du lieblicher Flötenspieler! laß uns einen kühlen Ort suchen und in dem Schatten uns lagern!“

„Wir wollen auf diese Anhöhe geh'n, wo die große Eiche des Palemon steht! sie beschattet weit umher, und die kühlen Winde flattern da immer. Indeß können meine Ziegen an der jähen Wand klettern und vom Gesträuch' reißen. Sieh: wie die große Eiche die starken Aeste umher trägt und kühlen Schatten ausstreut! Laß hier bei den wilden Rosengebüschen uns lagern! die sanften Winde sollen mit unsern Haaren spielen! Mykon, dies ist mir ein heiliger Ort! O Palemon, diese Eiche bleibt deiner Redlichkeit heiliges Denkmal. Palemon hatte eine kleine Heerde; er opferte dem Pan viele Schafe. „O Pan,“ bat er, „laß meine Heerde sich mehren! so kann ich mit meinem armen Nachbar sie theilen.“ Und Pan machte, daß die Heerde in einem Jahr' um die Hälfte sich mehrte, und Palemon gab dem armen Nachbar die Hälfte der ganzen Heerde. Da opfert' er dem Pan auf diesem Hügel und pflanzt' eine Eiche und sprach: „O Pan, immer sey dieser Tag mir heilig, an dem mein Wunsch sich erfüllte! seg'ne die Eiche, die ich hier pflanzte! sie sey mir ein heiliges Denkmal! alle Jahre will ich dann in ihrem Schatten dir opfern!“ — Mykon, soll ich dir das Lied singen, das ich immer unter dieser Eiche singe?“

„Wenn du mir das Lied singest; dann will ich diese neunstimmige Flöte dir schenken; ich selbst habe die Rohre mit langer Wahl am Ufer geschnitten und mit wohlriechendem Wachs vereint.“

Idas sang itzt: „Die ihr euch über mir wölbt, starke Aeste, ihr streut mit eu'rem Schatten ein heiliges Entzücken auf mich; ihr Winde, wenn ihr mich kühlt; dann ist's, als rauscht' eine Gottheit unsichtbar neben mir hin; ihr Ziegen und ihr Schafe, schonet, — o schonet und reißt den jungen Epheu nicht vom weißen Stamme, daß er empor schleiche

und grüne Kränze flechte rings um den weißen Stamm! kein Donnerkeil, kein reißender Wind soll dir schaden, hoher Baum! die Götter wollen's: du sollst der Redlichkeit Denkmal seyn! hoch steht sein Wipfel empor; es siehet ihn fernher der Hirt, weist ihn ermahnend dem Sohn', es sieht ihn die zärtliche Mutter und sagt Palemon's Geschichte dem horchenden Kind' auf dem Schooß'; o pflanz't der Redlichkeit so manch' Denkmal, ihr Hirten, daß wir einst voll heiligen Entzückens in dunklen Hainen einhergeheh'n!"

So sang Idas; er hatte schon lange geschwiegen, und Mykon saß noch, wie horchend. "Ach, Idas, mich entzückt der thauende Morgen; der kommende Frühling entzückt mich, noch mehr des Redlichen Thaten." So sprach Mykon und gab ihm die neunstimmige Flöte.

Geßner.

Lied eines Schiffenden nach überstandenem Sturme.

Blau und gülden ist der Himmel,
Still und ruhig Wind und Meer,
Und im scherzenden Gewimmel
Spielen Fische um mich her.
Unser Herz ist ruhig wieder,
Froh, als wären wir zu Haus;
Und es schallen uns're Lieder
In das hohe Meer hinaus.
Noch vor wenigen Minuten,
Da der wilde Sturmwind blies,
Glaubten wir in Meeresfluthen
Unsern Untergang gewiß.
Schreckliche Orkane heulten
Durch die düstre Wetternacht;
Rothe Flammenblitze theilten
Himmel, Wogen und die Nacht.

Jetzt empor gehoben flogen
Wir hinauf in hohe Luft,
Wurden jetzt hinabgezogen
In des Meeres tiefste Gruft.
Donner rollten, schwarze Fluthen
Bäumten kühn sich himmelan;
Kindlich flehten wir den guten
Starken Gott um Rettung an.
Und es schwiegen Sturm u. Wetter,
Und es schwand die düstre Nacht.
Jauchzend danken wir dem Retter
Dessen Auge uns bewacht.
Groß, wie seiner Himmel Pfade,
Zahllos, wie der Sterne Heer,
Ist des Weltenschöpfers Gnade

Unergründlich, wie das Meer!
Walle, rother Wimpel, walle!
Über uns in Gottes Hand,
Von dem hohen Maste schalle
Bald der Ruf des Wächters: Land!

Mühlpfort.

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser wurde einmal gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste wäre?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Eben dieser Thales grüßte einmal einen Mann, der ihm begegnete, sehr höflich. Der Mann aber ging stolz vorüber, und dankte ihm nicht einmal.

Die Freunde des Thales meinten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf wäre, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten.

Aber Thales fragte sie: ist es mir schimpflich, daß ich höflicher, als jener bin? Aus Campe.

Reiselied.

Auf, nehmt die Stäb' in eure Hand,
Die Pilgertaschen um!
Mit euch zieh' Unschuld über's Land,
Und Freud', ihr Eigenthum!

Die jugendliche Fröhlichkeit
Mit eintrachtsvollem Sinn
Bereitet euch den Weg und streut
Jetzt Rosen vor euch hin.

Schaut um euch, die Natur, wie schön
Glänzt sie jetzt überall,

In vollen Feldern, reichen Höh'n,
In Wiesen, Wald und Thal!
Hier blickt ein Dorf aus Bäumen vor,
Die reicher Segen beugt,
Da dort ein stolzer Thurm empor
In blauer Ferne steigt.
Hier strömt ein fischereicher Fluß,
Dort spiegeln helle Seen.
Und schaut der Menschen Kunst! sein Fuß
Kann sicher sie begeh'n.
Wohin sich euer Auge dreht,
Seht ihr des Landmanns Schweiß,
Für uns auch thut er, was ihr seht,
O segnet seinen Fleiß!
Ein guter Pilger wird nicht matt,
Zeigt sich der Weg oft wild;
Geduld und Muth bahnt euch den Pfad,
Und er wird wieder mild.
Des Lebens Reise geht auch so
Auf sanft und rauher Bahn!
Bald unmuthsvoll, bald wieder froh,
Berg ab und Berg hinan;
Jetzt von der Sonne Wärm' und Pracht
Geschmeichelt und erquickt,
Und jetzt von wilder Stürme Nacht
Verfinstert und gedrückt.
Der Träge zaudert, steht und zagt,
Geht mehr zurück, als fort,
Und kommt, stets wartend, bis es tagt,
Nie an gewünschten Ort.
Allein der Muth'ge reißet sich
Fort, fort in kühnem Trab;
Verlacht den Sturm, den Dornenstich,
Klimmt Felsen auf und ab.

Und dringt dann in den Tempel ein,
Allwo Zufriedenheit
Und Glück in ew'gem Sonnenschein
Ihm Siegeskränze beut.

Frisch dann, ihr muntern Brüder, auf!
Hebt muthig Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
Und Arbeit zum Genuß.

Schall.

Abendlied
nach zurückgelegter Reise.

Vollendet, Brüder, ist der Lauf!
Erreicht der Reise Ziel!
Groß war des Tages Last, doch auch
Der Freuden waren viel.

Jetzt lagert euch zum Pilgerschmauß,
Laßt ruhen Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
Und Arbeit zum Genuß.

Ha! dieser Trunk und dieses Obst
Soll kühlen unser Blut!
Soll wiederbringen unsre Kraft
Und geben neuen Muth!

Zwar ist, was ihr hier vor euch seht,
Nicht, was der Schlemmer preist,
Doch mehr noch, als der Mensch bedarf,
Und als ihm Gott verheißt.

Sah't ihr, wie heut' am Silberbach
Der braune Schnitter saß,
Und froh bei Milch und schwarzem Brod
Der Arbeit Last vergaß?

Was ihm — ihr saht's — Erquickung gab,
Genüg' uns Allen hier!

Denn, Brüder, Menschen Menschen sind —
Und wohl uns, sind auch wir!
Der Schlemmer nur braucht köstlich Brod
Und theuren Perserwein,
Und lächerlicher Künste viel,
Um einmal satt zu seyn.
Dafür fehlt ihm, was unser ist,
Gesundheit, Kraft und Muth;
Gefühl für Freundschaft und Natur,
Und jedes wahre Gut.
Nicht kann er kämpfen unsern Kampf!
Nicht siegen unsern Sieg!
Den Kampf mit dieses Lebens Müh',
Den Sieg im Lasterkrieg.
Nicht kann er fühlen, so wie wir,
Der Söpfung große Pracht!
Nicht öffnen seine Brust, wie wir,
Vor Gottes Güt' und Macht!
Denn Weichlichkeit entnervt den Leib,
Zerstört des Lebens Glück;
Und schreckt von jeder großen That
Den kranken Geist zurück.
Genießt denn, Brüder, was ihr seht!
Gewinn ist's, mäßig seyn.
Genießt und mischet frohen Dank
Und lauter Freuden drein!
Dann gehen wir zu unser'm Freund,
Der thät'ge Menschen liebt,
Zum Schlaf in uns're Kammer ein,
Die sich're Ruh umgiebt;
Und schlafen eine süße Nacht,
Nach mühevollem Lauf;
Und Morgen wachen wir vergnügt
Zu neuer Arbeit auf!

Schall.

Die Fischer.

Auf einem Teich, der mitten
Im Garten lag, durchschnitten
Zwei Knaben oft im Kahn'
Die kleinen, krausen Fluthen,
Mit ihren Angelruthen,
Den gier'gen Hecht zu fah'n.
Dies Fischen und dies Wiegen
Macht ihnen solch Vorgnügen,
Daß gern sie Tag für Tag
Sich d'ran erlustigt hätten;
Nur daß der Kahn an Ketten
Und einem Schlosse lag.
Doch als einst ausgefahren
Nun beide Eltern waren
Und nicht sich deß vrrsah'n;
Da suchen froh die Knaben
Den Schlüssel sich und traben
Damit fort nach dem Kahn'.
Bei hochvergnügtem Muthe,
Schwebt ihre Angelruthe
Nun mitten überm Teich'.
„He,“ rief ein Hirt, der nahe
Dem Zaun stand und dies sahe,
„Säh' itzt der Vater euch!“
Doch unsre Junker kehrten
Den Rücken ihm und hörten
Die Warnung kaum mit an.
Itzt zuckt die Schnur; o Freude!
Ein großer Fang für Beide,
Ein Karpfen hängt daran.
Der eine bückt sich über
Den Rand des Kahn's; darüber
Wird ihm der Kopf zu schwer.
Der Bruder will nicht sinken
Ihn lassen; Beid' ertrinken.
Folgt ihr der Warnung mehr!

Göckingk.

Der Fischer und der Schatz.

Ein Fischer, der mit seinen Netzen
Brod und Zufriedenheit gewann,
That einen schweren Zug. Voll Mitleid und Entsetzen
Trifft er im untern Garn' itzt einen Todten an.
„Der soll,“ sprach er, „von mir den letzten Dienst erhalten,
Vielleicht, daß in der Todesnacht
Dies seinen Schatten ruhig macht,
Wie der um's Leben kam, so kann ich selbst erkalten.“
Er trug ihn fort an einen sichern Platz,
Den nicht die hohe Fluth erreichte;

Hier grub er tief und schwitzt' und keuchte
Und fand im Graben — einen Schatz.
Der Schickung Hand ist stets bereit,
Der Tugend Werke zu vergelten.
Sie sorgt mit gleicher Wachsamkeit
Für jeden Menschen wie für Welten.

Hagedorn.

Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackersmann fand eine Schlange,
Die fast erstarrt vor Kälte war.
Sein Arm entrieß sie der Gefahr,
Und ihrem nahen Untergange.
Er nahm sie mit sich in sein Haus,
Und sucht ihr einen Winkel aus'
Wo noch ein Rest von Reisern glühte.
Doch als ihr Frost und Noth entwich,
Erholte, regt' und hub sie sich,
Und lohnte dem mit Biß und Stich,
Den ihre Rettung so bemühte.
Betrog'ne Huld und Zärtlichkeit,
Die Frevlern blindlings Hülfe beut!
Hier folgt der Schade stets der Güte.

Hagedorn.

Gesundheit und ein gut Gewissen.

Viel hat die Welt, was wir nicht missen;
Versagt es weislich das Geschick.
Gesundheit und ein gut Gewissen,
Sie einzig gründen unser Glück.
Gesundheit und ein gut Gewissen
Steh'n freundlich her um unsern Herd;

Sie würzen uns der Nothdurft Bissen;
Sie geben unsrer Fülle Werth.
Gesundheit und ein gut Gewissen
Erleichtern uns des Lebens Müh';
Sie polstern Abends uns das Kissen;
Sie wecken uns zur Arbeit früh.
Was ist es, was in Hindernissen
Gekränkten Recht und Sieg verschafft? —
Gesundheit und ein gut Gewissen;
Sie rüsten uns mit Muth und Kraft.
Und wär' uns jedes Gut entrissen;
Getrost! — uns machen wieder reich
Gesundheit und ein gut Gewissen;
Durch sie nur sind wir Alle gleich.
Laßt sie uns pflegen, wie wir müssen!
Dann scheidet, winkt des Grabes Ruh',
Gesundheit spät; ein gut Gewissen
Drückt sanft des Müden Auge zu.

Halem.

Eulenspiegel und der Fuhrmann.

Eulenspiegel ging eines Tages über Feld. Unterwegs begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigten Straße seine Pferde über die Gebühr antrieb, daß sie laufen mußten. „Kann ich," fragte er im Vorbeijagen, „wohl noch vor Abend zur Stadt kommen?"

Eulenspiegel antwortete: „Wenn ihr langsam fahrt."

Der Kerl ist wohl nicht klug, dachte der Fuhrmann, und trieb seine Pferde nur noch mehr an.

Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück, und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Straße an, und zwar in großer Verlegenheit. Von dem Jagen auf steinigtem Boden war ihm ein Rad gebrochen. Er konnte al-

so mit seinem Wagen nicht aus der Stelle, und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. „Sagte ich's euch nicht,“ sprach Eulenspiegel, „daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet?“

Dieser Eulenspiegel hatte unter Andern die sonderbare Gewohnheit, daß er lachte, so oft sein Weg bergan ging, und hingegen weinte, so oft er den Berg auf der andern Seite wieder hinabstieg. Warum mochte er das wohl thun?

„Wenn ich bergan steige,“ sagte er, „so denke ich an das angenehme Thal, in welches ich auf der andern Seite wieder hinuntergehen werde, und freue mich schon zum voraus darauf. Wenn ich aber bergunter gehe, so denke ich daran, daß mir bald wieder ein neuer Berg in den Weg kommen wird, den ich hinaufsteigen muß, und stelle mir schon zum voraus die Mühe vor, die mir das machen wird; und — setzte er hinzu, es wäre gut, wenn die Menschen bei dem Glück und Unglück ihres Lebens es eben so machten, so würden sie im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt werden.

Aus Campe.

Das Kameel und die Katze.

Katze. Willkommen, Bruder!

Kameel. Wie? dein Bruder? Ich?

Katze. Nun ja doch; sieh nur, zieret mich
Ein Buckel nicht so schön, als dich?

Kameel. Mag seyn, doch kann der deinige auch tragen,
was meiner trägt?

Katze. Das sollst du mich nicht zweimal fragen!
Nur her damit! ich werd' es spielend tragen.

Kameel. Bedenke, Thor, mein Pack ist fast für mich zu schwer.

Katze. O welch Gerede! Doch nur her,
Nur her damit!

Kameel. Es sey! tritt näh'r;
Da ist's!

Katze. O weh mir! Welche Bürde!
Ich bin zerquetscht!

Kameel. Schon recht; wer nach der Würde
Der Großen strebt, der fühl' auch ihre Bürde!

Aus Campe.

Die beiden Hunde.

Spitz und Spatz.

Zwei Hunde dienten einem Herrn, aber sie waren von ungleicher Gemüthsart. Spitz, der Hofhund, war gutwillig und freundlich; Spatz aber, der Schoßhund, unfreundlich und neidisch.

Spitz konnte sich recht herzlich freuen, wenn sein Herr dem Spatz liebkosete; aber Spatz fing allemal an zu knurren, so oft sein armer Hausfreund es wagte, zu des Herrn Füßen auf allen Vieren hinzukriechen, um ihm auch eine Liebkosung abzugewinnen. Bekam Spatz ein Stückchen Fleisch, so wedelte Spitz mit dem Schwanze, und freuete sich so sehr darüber, als wenn er's selbst bekommen hätte. Wurde hingegen Spitzen einmal ein Knochen zugeworfen, so fing der Spatz ein Geschrei an, als wenn das Haus in Feuer stände; da denn der gutherzige Spitz den Knochen gemeiniglich im Stiche ließ und, um Zank zu vermeiden, nach seiner Hütte schlich.

Dem Herrn, der dies einigemal bemerkt hatte, wollte das gar nicht gefallen an dem Spatz. Eines Tages, da er bei Tische saß, warf er zu gleicher Zeit beiden etwas vor, dem Spatz ein Stück Fleisch und dem Spitz einen Knochen. Kaum sah der neidische Spatz, daß sein Gefährte auch was bekommen hatte, als er sein Fleisch unwillig hinwarf, und auf Spitzen zusprang, um ihm den Knochen wegzunehmen. Dieser ließ es

geschehen, und wollte schon wieder nach seiner Hütte gehen. Aber der Herr rief ihn zurück, gab ihm das Stück Fleisch, welches Spatz hingeworfen hatte, und sagte: „Friß, mein guter Hund; es ist billig, daß du dies bekommest, weil dir jenes genommen ist. Spatz machte große Augen. „Und,“ fuhr der Herr fort, „weil du so gutherzig und nachgebend bist, der da aber so neidisch und unfreundlich ist, so sollst du künftig Haushund und jener Hofhund seyn. Fort mit ihm an die Kette!“

Gesagt, gethan. Spatz wurde angekettet, und Spitz blieb im Hause. Da sah man nun recht, was für ein Unterschied zwischen einem guten und bösen Herzen ist. So oft der gute Spitz einen Leckerbissen bekam, entzog er ihn seinem eigenen Munde, und brachte ihn zu Spatzens Hütte, wedelte mit dem Schwanze, und nöthigte ihn, davon zu essen. Auch erbot er sich von freien Stücken, ihm des Nachts Gesellschaft zu leisten in seiner Hütte, und ihn zu wärmen, daß er nicht frieren möchte. Aber der neidische und tückische Spatz wollte nichts anrühren von dem, was er ihm brachte, und wies sein freundliches Anerbieten mit Knurren ab. Was geschah? — Neid und Aerger über Spitzens Glück zogen ihm die Auszehrung zu, an der er sterben mußte.

Aus Campe.

Das Lied vom Vater.

Der Vater, der im Himmel wohnt,
Hat diese weite Welt
Für uns gebaut, und Sonn' und Mond
Gar herrlich aufgestellt:
Hat grüne Felder angelegt,
Und weislich hingesä't,
Was Obst und Korn und Blumen trägt,
Und was die Sense mäht.
Er sieht herunter Nacht und Tag

Auf seine Kinder all,
Er warnt und lockt im Donnerschlag,
Und in der Nachtigall.
Er schuf durch seinen Liebeshauch
Nach seinem Ebenbild
Auf Erden gute Väter auch,
Mit Herzen fromm und mild.
Die bau'n im großen Gotteshaus
Sich ihre Hütten an,
Und schmücken sie den Kindern aus,
So gut ein jeder kann.
Die ziehen Bäum' und Blumen auf,
Umzäunen grünes Feld,
Und tragen mancherlei zu Hauf
In ihre kleine Welt.
Denn nimmer ist der Väter Brust
Von treuen Sorgen leer;
Das Sorgen wird zu lauter Lust
Und kommt von oben her.
Gott, dessen Licht auf Meer und Land
Uns Allen fröhlich scheint,
Der hat durch solch ein Herzensband
Uns allzumal vereint.
Der gab den Vaternamen sich,
Daß uns von seiner Treu
Der Namen schönster ewiglich,
Ein heilig Zeugniß sey.

Jakobi.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur glaubte sie eher zu einem Schwane als zu dem, was sie war, geboren zu seyn.

Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdige Ansehen eines Vogels des Apoll hat. Doch vergebens! — er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans blieb, ohne ein Schwan zu werden.

Lessing.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbarn hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich, und ihm zurief: „Sey mir gesegnet Vogel des Jupiter!“ — „Für wen siehst du mich an?“ fragte der Rabe. — „Für wen ich dich ansehe?“ erwiederte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?“

Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas Anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler! Lessing.

Das junge Roß.

Ein junges, muth'ges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los
Und floh davon zur grünen Weide,
O, welche Freude!
Der Lenz und Sommer strich
Im frohen Müßiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn;
Es lebte itzt und freute sich;
Allein der Winter nahm die Freude
Der grünen Weide!
Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt ein rauher Nord.
Das Pferd entfloh von Ort zu Ort
Und fand kein Dach, kein Futter mehr;
Itzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.
„Ich Thor," rief es, „ach, ach!
Hätt' ich, bestimmt zur Thätigkeit,
Das Bischen Arbeit nicht gescheut;
Itzt hätt' ich Hafer, Heu und Dach. —
Wie schändlich, für so kurze Freuden
Soviel zu leiden!

Löwen.

Der Fall des Reichenbachs.

Dieser merkwürdige Fall ist ungefähr eine kleine Stunde von Meyringen, dem Hauptflecken des Haßlilandes entfernt, und um ihn recht zu sehen, muß man einen beträchtlichen Theil des Berges, den man an einer andern Seite herabgestiegen ist,

wieder hinan klettern. Der Zugang ist äußerst beschwerlich, und wenn man nicht vorsichtig ist, selbst gefährlich. Die Anhöhe nämlich, die man hinansteigen muß, und die ganz mit schönem Grase bekleidet war, ist nicht nur steil, sondern auch schlüpfrig, und gegen das tiefe Bett des Baches abhängig. Als wir dem Fall auf einige hundert Schritte nahe kamen, wurde der Staubregen schon mit einer solchen Gewalt und so dichte auf uns zugetrieben, daß wir kaum mehr vor uns hinsehen konnten. Wir rückten ihm nichts destoweniger bis auf vierzig oder dreißig Schritt entgegen; näher mochte ich aber doch nicht hinzugehen, ungeachtet unser Führer uns sagte, daß man bis an den Rand des Kessels hinabsteigen könne. Wir mußten uns schon auf dem Platze, wo wir standen, fast jede Minute umkehren, wenn wir es aushalten wollten; und ich konnte also leicht schließen, daß man, wenn man den ganzen furchtbaren Fall in einem engen Behälter über sich hätte, den Gebrauch aller seiner Sinne verlieren, und viel weniger, als auf unserm Standpunkte würde sehen können. Als ich den ganzen Sturz vor Augen hatte, vergaß ich Schneeberge, Gletscher, Lawinen und selbst den Rheinfall, der, von allen merkwürdigen Seiten betrachtet, mit dem Fall des Reichenbachs nicht verglichen werden kann. Noch nie habe ich ein solch betäubendes Erstaunen empfunden, nie ist meine Einbildungskraft durch irgend einen Gegenstand so ausgefüllt, und mein Verstand so heftig und anhaltend angespannt worden, als durch dieses bewundernswürdige, und fast möchte ich sagen, einzige Schauspiel. Ungeachtet wir vom Reichenbach bis nach Meyringen eine Stunde zubrachten, und unterweges manches Merkwürdige antrafen, so waren doch meine Sinne wie bezaubert, alle meine Kräfte gleichsam gefesselt, und ich hörte und dachte nichts als den Fall des Reichenbachs. Noch jetzt ist meine Phantasie in so heftiger Arbeit, daß ich vielleicht nach einer Stunde Mühe haben werde, sie loszureißen, und in einige Ruhe zu bringen.

Der Reichenbach entspringt auf einer der höchsten Alpen, womit das obere Haßlithal eingefaßt ist, und nimmt in seinem Laufe alle Quellen der übrigen Alpen und die Wasser aller Gletscher auf. Schon einige Stunden vor seinem Falle wird er eben so wüthend, als die Lütschinen, und wälzt Felsenstücke und abgerissene Bäume, die von den steilen Abhängen der Berge in ihn hineinfallen, mit unwiderstehlicher Gewalt fort. Beim Falle selbst bricht er zwischen zwei Felswänden in einer schiefen Richtung hervor, und stürzt sich in ein unsichtbares Felsenbecken, das die Natur selbst zu seiner Aufnahme hingearbeitet zu haben scheint. Aus diesem Becken reißt er sich wieder mit einer solchen unglaublichen Kraft und Geschwindigkeit, mit einem so fürchterlichen Ungestüm und Reichthum von Wasser heraus, daß ich nicht begreifen kann, wie man die Vorzüge des Reichenbachs vor allen andern Wasserfällen bisher hat übersehen können. Freilich ist das Bett des Rheins viel breiter, und die ganze Masse seiner Wasser größer, als die des Reichenbachs, allein die Breite eines fallenden Wasserstroms trägt nur wenig zur Verstärkung des Eindrucks bei, und die größere Masse von Wasser ist beim Rhein mehr vertheilt, oder nirgends so zusammengedrängt, als beim Reichenbach. Den Fall des letztern hört man in der Entfernung von mehr als einer Stunde ganz deutlich, und fast in eben der Entfernung kann man den Stoß einer jeden herabschießenden Welle oder Wassersäule, und die furchtbaren Schläge der Felsstücke hören, die mit den Wellen in das Becken, und aus diesen an die nahen Felswände geworfen werden. In der Nähe ist sein Brüllen stärker, als das des heftigsten Donners, und so angreifend, daß man gewiß in wenigen Minuten ganz betäubt werden würde. Er erregt durch seinen Sturz einen eben so heftigen Luftstrom, als wir den Tag vorher an der Mündung des untern Grindelwaldgletschers empfunden hatten. Wir mußten einigemale alle unsere Kräfte zusammennehmen, um uns gegen die Anfälle dieses

Sturmwindes zu erhalten, der bald durchdringend kalt, bald aber so heiß war, daß man hätte ersticken mögen. Der Reichenbach wirft nicht blos Welle über Welle her, sondern ehe noch die erste den Abgrund erreicht, stürzt eine zweite, dritte, vierte hervor, und reißt alle diejenigen, über welche sie sich herwälzt, und mit denen sie eine einzige ungeheure Säule bildet, mit zerstörender Kraft in die gräßliche Tiefe hinab. Fast jede herabschießende Fluth oder Welle spritzt nach allen Seiten und Richtungen milchweiße Ströme mit einer Heftigkeit aus, als wenn sie durch den Druck einer gewaltigen Maschine hervorgetrieben würden. Die Höhe des Falls läßt sich nicht gut bestimmen, weil der Abgrund, in welchen der Bach sich verliert, stets mit dicken fast undurchdringlichen Wolken bedeckt ist. Ich schätze sie aber auf hundert fünfzig bis zweihundert Fuß, und würde sie noch höher angeben, wenn es gewiß wäre, daß der Staubbach von einer Höhe von neunhundert Schuhen herabfalle. Die Staubwolken, welche der Reichenbach ohne Unterlaß bildet, sind viel dicker, steigen viel höher, und werden unzertrennt viel weiter fortgetragen, als beim Rheinfall. Des heftigen Sturms ungeachtet, der von dem Bache herweht, erheben sie sich senkrecht hoch über sein Bett empor, und ziehen, so weit das Auge reicht, dem Strom des Baches nach. Sie feuchten in einem Umfange von einigen hundert Schritten den Wiesengrund so sehr an, daß man sich dem Fall unmöglich nähern kann, ohne nasse Füße zu bekommen. Eben deßwegen, weil sich vom Reichenbache ungleich mehrere und dichtere Nebel empor heben, zeigt er auch bei hellem Sonnenschein ganz andere, und ohne Vergleichung prächtigere Phänomene, als alle andere berühmte Wasserfälle. Wenn nämlich der Kranz von Wolken, womit er beständig umringt ist, von der hohen Mittagssonne erleuchtet wird, so bildet er nicht blos einen oder mehrere Regenbogen, sondern Feuerströme, indem alle Dünste mit den Farben des Regenbogens glänzen.

Meiners.

Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.

Der arme Bertram, ein Taglöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren. Zum Unglück fiel eine theuere Zeit ein, und das liebe Brod kostete nun noch einmal so viel, als vorher. Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungrigen Kinder mit trocknem Brode zu sättigen. Darüber war er nun unaussprechlich betrübt. Er rief seine Kleinen zu sich, und sprach zu ihnen, indem die Thränen ihm über die Wangen flossen. „Meine herzliebe Kinder, das Brod ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr braucht, um euch ganz satt zu essen. Seht, für ein einziges solches Brötchen muß ich alles Geld hingeben, was ich den ganzen Tag über verdient habe. Ihr müßt also zufrieden seyn, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile. Es wird freilich nicht genug seyn, daß ihr satt davon werdet, aber es wird doch zureichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet.“

Mehr konnte der arme Mann nicht sagen: er sah gen Himmel und weinte. Seine Kinder weinten auch, und jedes dachte bei sich selbst: ach, du lieber Gott, hilf doch uns armen Kindern; hilf doch unserm armen alten Vater, und laß uns doch nicht verhungern! Der Vater theilte jetzt das Brödchen in sechs gleiche Theile und reichte sie den Kindern. Aber eins von ihnen, das Gottlilb hieß, wollte sein Stückchen nicht nehmen, sondern sagte: „Ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin. Eßt ihr mein Stückchen, oder theilt es unter die andern aus.“

„Armer Junge! und was fehlt dir denn?“ antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm. „Ich bin krank,“ sagte Gottlieb, „recht krank; ich will mich nur auf mein Strohbette legen.“ Und so legte er sich nieder.

Der bekümmerte Vater ging am andern Morgen hin zum Arzte, und bat ihn: er möchte doch so mitleidig seyn, und zu seinem kranken Kinde geh'n, um ihm zu helfen. Der Arzt, der ein frommer Mann war, that das gleich, ungeachtet er wohl wußte, daß er nichts dafür bekommen würde. Er besah den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls, aber konnte aus seiner Krankheit doch nicht recht klug werden. Indeß wollte er ihm doch etwas verschreiben. „Thun sie das nicht, lieber Herr," sagte Gottlieb; „denn ich würde es doch nicht einnehmen."

Nicht einnehmen? antwortete der Arzt; und warum nicht?"

G. Fragen Sie mich nicht, lieber Herr; ich kann's Ihnen ja doch nicht sagen.

A. Und warum nicht? Gottlieb! Gottlieb! du scheinst mir ein unartiger Junge zu seyn!

G. Lieber Herr Doktor, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

A. Gut! ich will dich nicht zwingen, aber ich werde es deinem Vater sagen, der mag sehen.

G. Ach, um Gottes Willen nicht! Bester Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

A. Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nicht einnehmen willst.

G. Ach, lieber Gott! so muß ich's Ihnen denn wohl sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen.

Der Arzt hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm: „Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kann bei dieser theuren Zeit täglich nichts als ein einziges Brödchen verdienen. Das will er immer unter uns vertheilen; und da kriegt jeder nur ein Stückchen, und er selbst nimmt wohl

gar nichts davon. Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine armen Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollte ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen möchten. Sehen Sie, deßwegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte. Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!"

Der Arzt trocknete sich die Augen, und sagte: "Aber hungert dich denn nicht, mein liebes Kind?"

G. Ach ja, mich hungert wohl recht sehr; aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine Brüder hungern sehen muß.

A. Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest!

G. Ich weiß wohl, lieber Herr; aber ich will auch gerne sterben: so hat doch mein Vater für ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin dann bei dem lieben Gott und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinen Geschwistern zu essen gebe.

Der rechtschaffene Arzt war außer sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte. Er nahm es in seine Arme, drückte es fest an seine Brust, und sagte:

"Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben! unser aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen sorgen. Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bei dir."

Er lief darauf nach Hause, bepackte einen Bedienten mit allerhand Speisen, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb und zu seinen hungrigen Geschwistern. Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle aßen bis sie satt waren.

Das war einmal ein Anblick für den guten Arzt! Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb: er sollte unbekümmert seyn; er wollte ferner für sie sorgen. Das that denn auch der rechtschaffene Mann wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon satt werden konnten. Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so. Der Eine schickte ihnen

Speise, der Andere Geld, der Dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie gebrauchten. Sogar der Fürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für seine Geschwister hatte thun wollen, und freute sich sehr darüber. Er ließ den Bertram zu sich holen, und sagte: „Ihr habt einen wackern Sohn! daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater seyn müßt. Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahr in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlet werden sollen. Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden; und wenn sie dann etwas Rechts werden gelernt haben, so nehme ich es über mich, sie zu versorgen.“

Bertram ging gerührt nach Hause, und dankte Gott auf seinen Knieen, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben habe. Aus Campe.

Der schadenfrohe Kater, und der unschuldig leidende Pudel.

Ein boshafter Kater, Namens Murner, fand ein abscheuliches Vergnügen daran, einem ehrlichen Pudel, so oft er konnte, Verdruß zu machen. Wurde das Essen aufgetragen; hurtig sprang er auf den Tisch, mausete in der Geschwindigkeit das Erste das Beste, was er aölangen konnte, ließ ein Stück davon neben dem Pudel fallen, und sprang zum offenen Fenster hinaus. Wenn dann die Bedienten wieder hinein kamen, und das Stück hingeworfener Speise bei dem Pudel liegen sahen: so hielten sie ihn für den Dieb, und der unschuldige arme Pudel bekam Schläge.

Ein andermal, wenn Murner wieder mit dem Pudel allein im Zimmer war, warf er ein Glas oder eine Tasse, oder was sonst eben für ein zerbrechliches Gefäß da war, neben dem Pudel zu Boden und ergriff, wie gewöhnlich, die Flucht.

Der Pudel wurde dann abermals für den Thäter gehalten, und erbärmlich gepeitscht.

Dieser trug sein Leiden mit Geduld; denn, dachte er, meine Unschuld wird doch endlich einmal an den Tag kommen. Eines Tages lag er im Sonnenscheine nicht weit vom Hühnerstalle. Nahe dabei hatte man eine Falle aufgestellt, um den Marder zu fangen, der Tags vorher ein Paar Hühner geraubt hatte. In der Falle lag ein todtes Huhn, um den Marder anzulocken. Murner, der eben wieder auf neue Bubenstücke sann, sah dieses Huhn; und gleich faßte er den Anschlag, dem armen Pudel wieder neue Schläge zuzuziehen. „Ich will das Huhn wegnehmen,“ dachte er, „und in aller Stille mir gütlich damit thun; des dummen Pudels Rücken wird es dann entgelten müssen.“ Leise schlich er hin, um seinen Vorsatz auszuführen. Aber kaum berührte er mit seinen diebischen Pfoten das Huhn, als die Falle niederfiel, und ihm den Rücken zerschmetterte. Auf sein Geschrei kamen Leute herbeigelaufen, die ihn aber schon todt fanden.

Da gerieth Jeder gleich von selbst auf die Vermuthung, daß ebendieser Kater auch wohl alle die übrigen Schelmereien verübt hätte, für welche der unschuldige Pudel die Strafe habe leiden müssen. Und weil es sich wirklich nachher fand, daß seit dem Tode des Katers dergleichen nicht wieder geschah: so gewannen alle Leute den guten Pudel lieb, und belohnten ihn für Alles, was er unverdienter Weise gelitten hatte, reichlich.

Aus Campe.

Der treue Hund.

Kinder, auch die Thiere sind erkenntlich gegen ihre Wohlthäter; wie vielmehr müssen wir es seyn! Sie lieben ihre Herren, sind ihnen treu und ergeben; doch eine Thierart mehr, als die andere. Vornehmlich zeichnen sich hierin die Hunde

vor allen andern aus. Das könnt ihr aus folgender traurigen Geschichte seh'n.

Ein Kaufmann machte einst eine Reise zu Pferde, und sein treuer Pudel begleitete ihn zu Fuß. Die Absicht dieser Reise war, von einem etwas entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die da Jemand dem Kaufmanne schuldig war. Er empfing das Geld, und ritt vergnügt zurück nach Hause. Unterwegs fiel der Mantelsack, wohin er den Geldbeutel gesteckt hatte, von dem Pferde herab zur Erde, weil er nicht fest genug war angeschnallt gewesen. Der Kaufmann, der in Gedanken saß, merkte nichts davon; wohl aber merkte es sein treuer Pudel. Er versuchte, ob er den Mantelsack mit den Zähnen aufheben und seinem Herrn nachtragen könnte; aber er war ihm zu schwer. Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde auf, und bellte so laut und so unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte. Er gebot ihm zu schweigen; aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche; aber vergebens! Das treue Thier fuhr fort zu bellen und zu heulen und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn er seinen Herrn mit Gewalt herunterziehen wollte; und da ihn dieser durch mehr Peitschenschläge abwehrte: fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beißen zu verstehen zu geben, daß es umkehren sollte. Der Kaufmann erschrack und glaubte, daß er toll geworden sey. Er liebte den Hund und es schmerzte ihn, sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, ihn todt schießen zu müssen. Lange bemühete er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen; aber da Alles nicht helfen wollte, ergriff er endlich die Pistole, zielte und drückte mit weggewandten Augen los. Der gute Pudel stürzte, erholte sich aber wieder und kroch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn. Dieser konnte den Anblick nicht ertragen; gab dem Pferde die Sporen, und jagte davon.

Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwohl nicht enthalten, zurückzusehen, ob das arme Thier wohl schon todt sey. Aber indem er sich auf dem Pferde umdrehte, bemerkte er den Verlust seines Mantelsacks. Wie ein Stein fiel es ihm da plötzlich auf's Herz, daß das wohl die Ursache seyn möchte, warum der Hund so sehr gebellt habe. „Ich Grausamer!" rief er aus und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Pudels, als wegen des Geldes besorgt. Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sah aus der blutigen Spur, daß er weiter zurück müsse gekrochen seyn. Voll Bekümmerniß folgte er dieser Spur: und — o wer vermag seine Betrübniß auszusprechen, da er das arme treue Thier neben dem Geldbeutel liegen fand, zu dem er zurückgekrochen war! Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob er noch zu retten seyn möchte? Aber ach! der sterbende Hund leckte ihm liebevoll die Hand und verschied.

Aus Campe.

Lob des Landlebens.

Rühmt immer eu're große Stadt,
Und laßt ihr Lob erschallen!
Mein liebes kleines Dörfchen hat
Mir dennoch mehr gefallen.
Dort muß ich ganze Tage lang
Im öden Zimmer sitzen;
Hier kann ich frei und ohne Zwang
Die schönen Tage nützen.
Am frühen Morgen kann ich gleich
In meinen Garten hüpfen;
Und nach den Vögeln im Gesträuch,
Ihr Nest zu suchen schlüpfen.
Wenn ich ein Röschen offen sah,

Wie pflegt' ich dann zu springen,
Und es mit Freuden der Mama
Zum Morgengruß zu bringen!
Sie nahm es freundlich, küßte mich
Für meine kleine Mühe,
Und sah mich an und freute sich,
Daß ich nicht minder blühe.
Da ging ich immer Hand in Hand
Mit meiner Schwester Kätchen;
Der gleichet doch im weiten Land'
Und in der Stadt kein Mädchen.
Sanft, wie ein Mayentag, ist sie,
Geschäftig wie ein Bienchen.
Sie fütterte des Morgens früh
Im Hühnerhof die Hühnchen.
Ein Lämmchen, weißer als der Schnee,
Folgt' ihr am rothen Bändchen,
Wohin sie ging; und aß den Klee
Aus ihrem weißen Händchen.
Die Blumen wuchsen schöner, die
Mir unser Gärtner schenkte,
Wenn die geliebte Schwester sie
An meiner Seite tränkte.
An's kleine Schmerlenbächlein ging
Sie oft mit mir zum Fischen,
Und ließ, wenn ich ein Fischchen fing,
Mitleidig es entwischen.
Da zürnt' ich manchesmal mit ihr,
Doch war es gleich vorüber,
Und nach dem Schmollen hatten wir
Einander desto lieber.
Nun muß ich, wie ein Vögellein,
Getrennt von seinen Lieben
Im goldnen Käfigt eingesperrt,

Mich Tag und Nacht betrüben.
O dürft' ich, liebes Dörfchen, dich
Nur einmal wieder sehen;
Gewiß die Städter sollten mich
So bald nicht wieder sehen!

Overbeck.

Der Affe und der Bär.

Ein Aff' und Bär, zwei nahe Vettern,
Gleich groß, gleich näschig und gleich alt,
Auch gleich geschickt im kühnen Klettern,
Durchstrichen eifrig Feld und Wald,
Um ihrer Magen Zorn zu stillen.
Der Bär ging langsam, traurig, krumm,
Gleich einem Schuldner, und fing Grillen!
Der Affe sah sich munter um:
Der Hunger macht ihm leichte Glieder;
Ein Luftsprung kostet ihm nicht viel.
Jetzt sieht er auf, jetzt vor sich nieder;
Ein Affe lebt und stirbt im Spiel.
„Was nützen diese Fleischergänge?"
Rief hier der Affe mit Verdruß:
„Wenn ich auf einen Baum mich schwänge,
Darauf sich Alles zeigen muß:
So dürften wir nicht länger suchen."
Sofort bemerkt' er einen Baum,
Die Königin der hohen Buchen;
Er stieg hinauf, man sah ihn kaum.
Drauf setzt' er sich, beroch das Wetter,
Guckt' endlich nieder in den Wald,
„O Vetter," schrie er, „lieber Vetter,
Du bist ja wie ein Zwerg gestalt!
Was ist dir immer widerfahren?

Du bist kaum einer Erbse groß,
Da wir sonst gleicher Länge waren."
„O Vetterchen, dich hör' ich bloß,"
Antwortete der Bär erbittert;
Und nun ward das Gezänke scharf,
Bis, da sie endlich ausgewittert,
Der Affe sich herunterwarf.
„Wie nun? rief Petz," so bald er unten;
„Wie nun?" versetzt der Pavian;
„Warst du denn oben?" „Und du unten?"
Sie sahen sich verwundernd an.
„Du bist ein Bär" „Und du ein Affe,"
Fiel Aff' und Bär einander ein;
„Hier ist nichts, das uns Nutzen schaffe,
Die Buche muß bezaubert seyn."
Wenn du einmal an Ehren steigst,
Und deinen Freunden und Verwandten,
Die dich als ihres Gleichen kannten,
Ein fremdes, stolzes Antlitz zeigst:
so geh' in dich, und untersuche
Der Fabel Sinn, er weist auf dich;
D'rum glaube mir nur sicherlich,
Du bist das Aeffchen auf der Buche!

Aus Campe.

Der Wandersmann und die Sonnenuhr.

Bei einer Sonnenuhr blieb einst ein Wand'rer steh'n,
Die Morgensonne schien; die Uhr wies auf halb achte.
Der Mann sprach: „Es ist früh, ich will bis Mittag geh'n."
Indem er sich darauf bedachte,
So kam ein dickes Wolkenheer;
Die Sonne ward verhüllt. Der Wandersmann sah wieder

Nach seiner Sonnenuhr, und rieb die Augenlieder:
Die Uhr wies keine Stunde mehr.
„O, sprach er, falsches Ding, das an das Glück sich bindet!
Hinweg mit einem solchen Freund,
Der mir so lange dient, als mir die Sonne scheint,
Und wenn sie nicht mehr scheint, verschwindet!"

Aus Campe

Der Schoßhund, Haushund und Schäferhund.

Der Schoßhund.

Wie kannst du doch so elend leben,
Armsel'ges Thier. Auf schlechtem Stroh
Schläfst du im härtsten Frost. Ich läge schon nicht so!
Mir kann oft kaum mein Kissen Wärme geben,
Und mag're Knochen, trock'nes Brod,
Das wär' nun vollends gar mein Tod.

Der Haushund.

O solltest du nur müssen;
Du würdest dich wohl d'rein zu schicken wissen;
Gewohnheit macht mein Elend leicht.

Der Schäferhund.

Was Elend? — du hast nicht zu klagen,
Dir wird dein Fraß doch ordentlich gereicht;
Du kannst an kräft'gen Knochen nagen;
Des Nachts liegst du bedeckt im sanften Schlaf;
Wenn ich in Kälte Sturm und Regen,
Auf freiem Feld' mich auf die Erde legen
Und Nacht um Nacht für jedes Schaf
Die Wache halten muß; denn naht ein Wolf den Heerden,
So muß durch mich mit ihm der Streit geführet werden.
Und was wird mir für meine saure Pflicht?
Nur hartes Brod, das ist mein tägliches Gericht.
Nun sagt: ob ihr nicht recht dem Glück im Schoße sitzet?

Jedoch ich kenn' die Menschen schon;
Je saurer man sich's macht, je mehr man ihnen nützet,
Um desto schlechter ist der Lohn. Willamov.

Cephis.

„Sey mir gegrüßt, Philint! sey mir gegrüßt!
Gesegnet sey der Tag, der dich mir schenkt!
O tugendhafter Greis, wie lange schon
Hab' ich dich nicht geseh'n! Das Alter hat
Seitdem dein Haupt noch mehr mit Schnee bestreut.
Komm, labe dich mit mir im Schatten! — komm!
Der Weinstock winkt uns dort; dort winkt uns auch
Der süße Feigenbaum. Erquicke dich
An ihren Früchten, die die Jahrszeit reift!"
So sagte Cephis, als Philint einmal
In seinen Garten kam. — Sie gingen hin.
Der arme kranke Greis erquickte sich
Und pries den Feigenbaum und dessen Frucht.
„Der Baum sey dein, Philint!" sprach Cephis, „ihn
Bedeck' ich künftig nur für dich; wann Frost
Die Erde drückt; für dich soll hier er blüh'n
Und tragen süße Frucht." — Allein Philint
Starb bald; ihm trug der Baum nicht süße Frucht,
Und Cephis weint' um ihn und wünscht' sich, arm
Zu sterben und so fromm wie er, — begrub
Ihn unter seinen Baum, baut' ihm ein Grab,
Mit Rosen und Cypressen rund umkränzt.
Dort hört' er oft seitdem im Mondesschein
Ein heilig Rauschen in des Baumes Laub;
Ein süß' Gelispel drang vom Grab herauf,
Das ihm zu danken schien, und Überfluß
Von Obst und Trauben wuchs ihm jährlich; denn
Der Himmel segnet gern ein frommes Herz.

Kleist.

Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug seinen dicken Wanst lautkrächzend über Land
Und rief, als er von Regenschauern
Ein Bächlein angeschwollen fand,
Dem nächsten Ackersmann: „Mein Lieber,
Kommt her und huckt mich da hinüber!“
Der sprang herbei im schnellsten Lauf.
„Hochedler Herr! gleich will ich ihnen
Zum Leibroß unterthänig dienen;“
Und lud den Aktenreiter auf.
Als aber mitten in dem Bach
Der sattelfeste Rundbauch sprach:
„Ich will's euch danken, lieber Alter;
Werd' ich nur wiederum Gerichtsverwalter;“
Da stand sein Träger still und fragte: „Was sagt er?
Ist er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?
„Ach!“ seufzte d'rauf der Ritter tief und schwer,
„Wißt ihr's noch nicht? — ich bin entsetzt vor wenig Tagen.“
Patsch! warf den dummen, dumen Veit
Der Bauer ab und lief und höhnt' ihn: „Laßt mir's sagen,
Wann ihr Gerichtsverwalter wieder seyd!
Alsdann will ich euch weiter tragen.“ Langbein.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgeseh'n,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise
Und grüßten ihren Freund. Wie's nun so pflegt zu geh'n,
So hieß es allemal: „Uns freut's von ganzer Seele,
Dich hier zu seh'n, und nun erzähle!“
Was wardda nicht erzählt? „Hört“, sprach er einst, „ihr wißt,

Wie weit es bis zum Laude der Huronen ist.
Eilfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft am Tisch bis in die späte Nacht;
Der Tisch wird nie gedeckt, der Mund nie naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Im Kampf zwei Heere steh'n; sollt auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall droh'n;
Sie blieben unbeweglich sitzen;
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebroch'ner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann;
Ob sie die Augen schon darüber arg verkehren.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus meiner Seele kommen werden,
Die ich an ihnen sah. Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich!"
„Allein was ist ihr Zweck?" so fragten hier die Freunde,
„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?"
„Ach nein." „So suchen sie der Weisen Stein?" „Ihr irrt."
„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?"
„Auch nicht." Bereuen sie vielleicht die alten Sünden?"
„Das ist es Alles nicht." „So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen
Noch seh'n; was thun sie denn?" „Sie spielen!"

Lichtwer.

Der Hausherr und die Katzen.

Thier' und Menschen schliefen feste,

Selbst der Hausprophete schwieg;
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.
In dem Vorsaal' eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.
Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizusteh'n.
Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern', lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus' erwacht.
Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal' herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Tassen um,
Stolpert über ein'ge Spähne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr
Und zerbricht zwei Reihen Zähne. —
Blinder Eifer schadet nur.

Lichtwer.

Der Hirsch, der sich im Wasser sieht.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Am Spiegel einer klaren Quelle.
„Wie prächtig! auf derselben Stelle,
Wo Königskronen steh'n! und wie so stolz, so frei!
Auch ist mein ganzer Leib vollkommen, nur allein
Die Beine nicht, die sollten stärker seyn!

Und als er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch' ein Jägerhorn erschallen.
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erschrickt und flieht. Nun aber hilft ihm nicht
Das prächtige Geweih dem nahen Tod entflieh'n,
Nicht sein vollkomm'ner Leib, die Beine retten ihn!
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch's weite Feld und fliegen in den Wald.
Hier aber halten ihn im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los und flucht darauf;
Lobt seine Beine nun und lernet noch im Flieh'n
Das Nützliche dem Schönen vorzuzieh'n.

Gleim.

Der Widehopf und die Nachtigall.

Der grauen Nachtigall pries sein gekröntes Haupt
Ein schöner Widehopf. „Mein Weibchen," sprach er, „glaubt,
Du wärest häßlich gegen mich!"
„Das könnte seyn!" erwiederte
Die Nachtigall und flog
Auf einen hohen Baum und sang.
Die Wand'rer alle blieben steh'n,
Und sagten: „Wie so schön!
Ach welch ein Klang!"
Das hört der Widehopf, flog neidisch hin und her,
Doch keiner sprach: wie schön ist er!
Denn für die kleine Philomele
War Alles Ohr.
Man zieht doch eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

Gleim.

Morgenlied.

Es flieht die Nacht,
Ich bin erwacht
Und seh' den Morgen glühen,
Nun siegt das Licht,
Der Nebel bricht,
Die düstern Schatten fliehen.
Allweit und breit
Hielt Dunkelheit
Und Schlaf die Welt umfangen;
Und sieh! es tagt;
Die Welt erwacht;
Es glüh'n des Himmels Wangen.
O Gott, durch dich
Erwacht' auch ich,
Von süßem Labeschlummer!
Von dir bewacht,
Entfloh die Nacht
Ohn' allen Harm und Kummer.

Was von dir kommt,
O Vater, frommt,
Ist lauter Lieb und Segen.
Der Finsterniß
Rufst du; gewiß,
Auch Finsterniß ist Segen.
O ich empfand,
Wie deine Hand
Mich väterlich bedeckte!
Und deine Kraft,
Die Alles schafft,
Ist's, die mich wieder weckte.
Ach, lehre mich
In Allem dich,
Du großer Vater finden!
Und, daß du da
Und dort mir nah,
Das schütze mich vor Sünden!

Aus Campe.

Der Hund des Armen.

Ein großer Mann, der in Paris lange auf vornehmem Fuß gelebt hatte, gerieth durch Unglücksfälle auf einmal in die tiefste Dürftigkeit. Er sah sich also genöthiget, sich aus der großen Welt zurückzuziehen und sich in einem entfernten Theile dieser unermeßlichen Stadt in die Einsamkeit zu begeben. Hier hatte er nichts, als was ihm die Almosenkasse der Kirche zuwarf. Er bekam wöchentlich so viel Brod, als für einen Menschen zureicht, dennoch mußte er zuletzt mehr begehren. Hierauf ließ ihn der Pfarrer vor sich fordern. — Er kam. „Leben Sie für sich allein?" fragte der Pfarrer. — „Mit wem sollte

ich denn noch leben? Ich bin unglücklich; daß ich's bin, das sehen Sie; denn ich bitte Sie ja um Almosen, und bin von der ganzen Welt verlassen." „Nun," versetzte der Pfarrer, „wenn Sie allein leben, warum verlangen Sie denn mehr Brot, als für Sie allein nöthig ist?"

Der arme Mann gerieth über diese Frage in große Verlegenheit und mußte endlich gestehen, daß er einen Hund hätte.

Der Pfarrer bat ihn, zu bedenken, daß er nur der Austheiler des Brots für Arme wäre; es wäre also nothwendig, daß er den Hund abschaffte.

„Ach, ehrwürdiger Herr," sagte der Unglückliche mit Thränen in den Augen, „wenn ich den Hund nicht mehr haben darf, wer wird mich dann lieben?"

Der gute Pfarrer empfand inniges Mitleiden, griff nach seiner Börse und gab sie mit diesen Worten: „Da, nehmen Sie; Brot kann ich Ihnen nur für Ihre Person, aber das, was mein ist, auch für Ihren Freund geben."

Aus Campe.

Der Jüngling und der Greis.

„Wie fang' ich's an, um mich empor zu schwingen?"
Fragt' einst ein Jüngling einen Greis.
„Der Mittel," hub der an, „um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, soviel ich weiß.
Sey tapfer! Mancher ist gestiegen;
Weil er, entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh' und von Vergnügen
Und durstig nach der Ehre war.
Sey weise, Sohn! — den Niedrigsten auf Erden
Ist's oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu Beidem macht man sich durch Müh' und Fleiß geschickt;
Dies sind die Mittel großer Seelen."

„Doch die sind schwer; ich will dir's nicht verhehlen;
Ich hatte leichtere gehofft."
„Gut," sprach der Greis, „willst du ein leichter' wählen,
So sey ein Narr! — auch Narren steigen oft."

Gellert.

Der Hund.

Phylar, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylar, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.
Alle Nachbarn gaben Rath;
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.
Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylar zu besuchen, rannten.
Pantalon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde;
„O," erseufzt er, „bitt're Stunde,
O, wer hätte das gemeint!"
„Ach," rief Phylar, „Pantalon,
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?

Hätt' ich nur nichts eingenommen;
Wär' ich wohl davon gekommen.
Sterb' ich Ärmster so geschwind;
O, so kannst du sicher schreien:
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.
Wie zufrieden schlief ich ein;
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.
Liebst du mich und bist mir treu;
O, so hole sie herbei!
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantalon,
Hab' ich mir noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir nichts davon!"
Pantalon war fort gerannt,
Brachte treulich, was er fand.
Phylax roch bei schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: „Laß mir Alles liegen!
Sterb' ich; so sollst du es kriegen;
Aber Bruder, eher nicht.
Sollt' ich nur so glücklich seyn
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich, doch ich mag's nicht sagen,

Wo ich mir es hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich dir, bei meinem Leben!
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst." — Hier starb der Hund.
Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zwei Blicke wirft er auf den Sarg.
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit,
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Schätze zu erwerben.
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Gellert.

Daphnis und Chloe.

Früh am Morgen trat Daphnis aus der Hütte und fand Chloe, seine kleinere Schwester beschäftigt, aus Blumen Kränze zu winden. Thau glänzte auf allen und zu dem Thau fielen ihre Thränen. „Liebe Chloe, was sollen diese Kränze? du weinst, ach!" „Weinst du doch selbst, mein Lieber. Aber ach! sollten wir nicht weinen? Sah'st du, wie traurig uns're Mutter bei uns vorüber ging; wie sie uns die Hände drückte und schluchzte und ihr thränenvolles Auge verbarg?"

„Ich sah es. Ach, unser Vater, er muß wohl mehr krank seyn als er gestern war."

„Ach, mein Bruder, mein Bruder! er stirbt; ach wie er uns lieb hat! wie er uns küßt! wie er uns herzt! wenn wir thun, was er gern hat und was den guten Göttern gefällt." „Ach liebe, liebe Schwester, wie traurig Alles ist! umsonst liebkost mich mein kleines Schaf; fast, ach! vergeß' ich, ihm seine Speise zu geben; umsonst flatrert meine Taube auf meine Schulter und schnäbelt mich um meine Lippen und um mein

Kinn. Nichts, nichts macht mir Freude; ach, unser Vater, sollte er sterben; ich stürbe auch.“ „Ach, unser Vater! weißt du noch? fünf Tage sind's nun; seit er uns Beide auf seinem Schoß hielt und weinte.“ „Ach Chloe, wie er uns auf die Erde stellte; wie er erblaßte!“ „Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder; mir ist übel, sehr übel;“ und da wankt er zu seinem Bette; seitdem ist er krank, ach, immer kränker. „Sieh': was ich vorhabe, Bruder! Früh ging ich aus der Hütte, um frische Blumen zu brechen und diese Kränze zu machen; dann geh' ich zu der Bildsäule des Pan; denn immer sagen unser Vater und unsre Mutter: Die Götter sind gütig und hören gern fromme Gebete; ich will geh'n und diese Kränze ihm opfern; und siehst du es hier im Käfigt? das liebste, was ich habe, mein Vögelchen, will ich ihm auch opfern.“ Ach, meine liebe Schwester, ich will mitgeh'n; warte, nur zwei Augenblicke warte! ich will mein Körbchen, voll der schönsten Früchte, holen und meine Taube; die will ich auch zum Opfer bringen.“ Er lief und kam bald zurück und sie gingen zu der Säule des Pan, die nicht weit unter Fichten auf einem Hügel stand. Itzt knieten sie vor ihm hin, und so flehten sie zu dem Gotte: „Pan, du gütiger Schützer unsrer Triften, höre, hör' unser Fleh'n! wir sind die Kinder des kranken Menalkas; höre, o hör' unser Fleh'n.

Höre, hör' unser Fleh'n, guter Pan! nimm an unser kleines Opfer, wie Kinder es geben können! diese Kränze leg' ich vor dich hin; könnt' ich's erreichen; um deine Schläfe und deine Schultern würd' ich sie winden; rette, o rette, gütiger Pan, unsern Vater und schenke ihn uns armen Kindern wieder! Diese Früchte bring' ich dir, die süßesten, die ich habe; nimm, ach, nimm sie gütig an! die beste Ziege würd ich dir geopfert haben; wäre sie nicht stärker, als ich, Kind, bin; aber bin ich größer; dann opf're ich dir alle Jahre zwei, daß du unsern Vater uns schenktest; laß unsern besten Vater

gesund werden! Dieses Vögelchen will ich dir opfern, gütiger Pan; es ist unter Allem, was ich habe, das Liebste; sieh! es fliegt auf meine Hand, um Speise zu haben; aber opfern will ich's dir, guter Pan. Und diese Taube würg' ich dir; sieh! sie will spielen und freundlich thun; aber opfern will ich sie, guter Pan, daß du den Vater uns schenkest; höre, o hör' unser Fleh'n!"

Die Kinder wollten itzt würgen mit kleinen zitternden Händen; aber eine freundliche Stimme rief: „Gern hören die Götter die Gebete der Unschuld; würget eu're Freude nicht, Kinderchen! euer Vater ist gesund."

Und er war gesund. Entzückt über die Frömmigkeit der Kinder gingen sie selbiges Tages noch Alle, dem Pan zu opfern; und Menalkas erlebte in vollem Segen seine Enkel.

Geßner.

Der Kuckuk und die Lerche.

Den Kuckuk fragt die Lerche:
„Wie kommt es, sage mir!
Daß die gereisten Störche
Nicht klüger sind, als wir?"
„Sie sollen uns beweisen,"
Erwiedert er und lacht,
„Daß nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht.

Hagedorn.

Der Wettstreit.

Wind u. Sonne machten Wette,
Wer die meisten Kräfte hätte,
Einen armen Wandersmann
Seiner Kleider zu berauben.
Wind begann;
Doch sein Schnauben
Half ihm nichts, der Wandersmann
Zog den Mantel dichter an.
Wind verzweifelt nun und ruht,
Und ein lieber Sonnenschein
Füllt mit milder, sanfter Gluth
Wanderers Gebein.
Hüllt er nun sich tiefer ein?
Nein. —
Ab wirft nun er sein Gewand,
Und die Sonne überwand.
Uebermacht, Vernunftgewalt
Macht und läßt uns kalt;
Warme Bruderliebe, —
Wer, der kalt ihr bliebe?

Herder.

Preis der Gesundheit.

Wir sind gesund. — Das ist so gut,
Das ist so dankenswerth.
Wer auf dem Krankenbette ruht,
Fühlt erst, was er entbehrt.
Wie Mancher lebt durch's ganze Jahr
Nicht einen frohen Tag!
Das ist ein Leben, ja fürwahr!
Das man nicht neiden mag.
Was hilft uns vieles Geld und Gut;
Was Hoheit, Macht und Ruhm;
Fehlt uns Gesuudheit, froher Muth,
Das schönste Eigenthum?
Wie thöricht ist, wer diesen Schatz
Nicht stets mit Sorgfalt ehrt
Und auf des Leichtsinns Tummelplatz'
Voll Uebermuth zerstört!
Ach, siecher Leib macht siechen Geist;
Sie steh'n zu eng im Bund'.
Wenn jenen Krankheit niederreißt;
Bleibt dieser nicht gesund.
Und was ist Daseyn ohne Kraft?
Ein Irren in der Nacht,
Ein Leben, das nur Elend schafft,
Und Andern Kummer macht.
D'rum danke doch ein Jeder Gott
Für der Gesundheit Glück
Und bebe vor dem frechen Spott'
Der Leidenden zurück.

Göckingk.

Die beiden Affen.

Auf einem dichtbewachs'nen Hügel,
Wo von der strengen Mittagsgluth
Einst eine reisende Gesellschaft ausgeruht,
Seh'n unter einem Baum zwei Affen einen Spiegel.
Haas, der nicht wußte, was es war,
Besah den Fund an allen Orten.
„Ei," rief er endlich, „das ist Morten;
Du bist getroffen auf ein Haar.
Sieh" rief er und sah sich im Glase,
„Sieh doch einmal die stumpfe Nase,
Das haarige Gesicht! wie ähnlich! ha,
Leibhaftig, Bruder, stehst du da!"
„Ei, laß doch sehn!" sprach Morten; „Hanns, wie kannst du lügen!
Ist hier ein Zug von meinen Zügen?
Die Nas ist platt, die Augen klein;
Dein ganz Gesicht stimmt überein.
Dies Bild, nach allem Recht, ist dein;
Doch willst du mir's zum Angedenken
Der alten Freundschaft gütig schenken;
So nehm ich's dankbar an. Trennt dich der Tod von mir;
So hab' ich doch ein Bild von dir."
Was hilft es, Thoren zu bekriegen?
Der ärgste Thor sucht allemal,
Voll Wahn zu seinen eig'nen Zügen
Ein brüderlich Original.
So oft ich auf den Schauplatz wand're;
Hör' ich von Keinem: „das war ich."
Ein Luchs ist Jeder gegen and're;
Ein Maulwurf aber gegen sich.

Michaelis.

Endzweck der Schöpfung.

Für wen schuf Gottes Güte
Wohl diese Welt so schön?
Für wen ist Frucht und Blüthe
In Thälern und auf Höh'n?
Für wen ist Freud' und Wonne
Hier wo das Echo schallt?
Für wen bestrahlt die Sonne
Die Felder und den Wald?
Für wen tönt das Getümmel
Der Heerden auf der Au'?
Für wen wölbt sich der Himmel
So heiter und so blau?
Für wen sind jene Gründe
So lieblich anzuseh'n?
Für wen weh'n kühle Winde?
Für wen ist Alles schön?
Uns gab Gott ein Vermögen,
Die Schönheit einzuseh'n,
Uns Menschen, seinen Segen,
Zu fühlen, zu versteh'n.
Uns sollte diese Wonne
Ein Ruf der Liebe seyn:
Mit jeder Morgensonne
Ihm unser Herz zu weih'n.

Gleim.

Der Fischreiger.

Am Ufer eines Baches ging
Ein Reiger auf und ab auf langen dürren Beinen
Mit langem Hals, an dem ein langer Schnabel hing.

Des Bach's Gewässer floß auf harten Kieselsteinen
Bergab mit angenehmem Schall'
Durchsichtig wie Krystall.
Die Fische waren guter Dinge
Und thaten tausend frohe Sprünge
Zum warmen Sonnenstrahl.
Herr Reiger, wie so faul! Schnappst du denn nicht einmal
Mit deinem langen Schnabel zu,
Zu holen einen Hecht? Du Fauler wartest du
Auf einen Karpfen? Ei, wie wird es dich gereu'n!
Wann du wirst schnappen wollen, wird kein Hecht mehr seyn!
Wie ernsthaft steht er da! wie still!
Wie dreht er seinen Hals, den er nicht brauchen will!
Freund von gesunder Mäßigkeit,
Besinnt er sich und denkt: es ist noch Zeit;
Stets essen ist gemeiner Vögel Weise.
Bald aber hungert ihn, und nun sieht er sich um
Nach Karpfen oder Hecht;
Allein verschwunden ist das ganze Fischgeschlecht;
Nur Schleyen schwimmen noch; allein er ist nicht dumm;
Er hat Geschmack; Schley ist gemeine Speise
Für eines Reigers Mund; er läßt sie ziehn,
Und immer mehr noch hungert ihn.
Er geht vom Ufer ab und wadet in den Bach.
Gründlinge trifft er an; fragt aber nichts darnach.
„Gründlinge fressen Reiger nicht;
Darnach den Schnabel aufzuthun,
Das wär' ein Schimpf für einen Leckermund."
Er sagt' es, und es geht, was Fisch ist, auf den Grund;
Nicht einer läßt sich seh'n; ei, Leckermund, wie nun?
Nachdem er lang gesucht, geschnappt,
Wird mit genauer Noth ein Frosch von ihm ertappt.

Gleim.

Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit.

Der junge Robert wartete mit seinem Kahn am Ufer des Hafens zu Marseille, ob nicht Jemand kommen würde, um sich für ein Trinkgeld von ihm fahren zu lassen. Ein Unbekannter kam und setzte sich hinein; wollte aber gleich wieder aussteigen und sagte zu Robert, den er nicht für einen Schiffer hielt, weil der Herr des Schiffes nicht da wäre, so wollte er in einen andern Kahn steigen. „Dieser gehört mir," sagte Robert; „wollen Sie aus dem Hafen hinausfahren?" „Nein," antwortete der Unbekannte, „es bleibt nur noch eine Stunde Tag; ich wollte nur einige mal in dem Hafen auf und ab schiffen, um der Kühlung und des schönen Abends zu genießen. Aber Sie sehen ja gar nicht aus, wie ein Schiffer, und haben auch eine ganz andere Sprache."

Rob. Sie haben Recht; ich bin auch nicht von diesem Stande, und treibe dies Handwerk nur an Sonntagen und Festtagen, um desto mehr Geld zu verdienen.

Unbek. Fi! welch ein Geiz für Ihr Alter! den hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet.

Rob. Ach! wenn Sie wüßten, warum ich so sehr wünsche, viel Geld zu verdienen, so würden Sie mir keine so schlechte Gemüthsart zutrauen.

Unbek. Es kann seyn, daß ich Ihnen Unrecht that; aber Sie hätten sich auch deutlicher ausdrücken müssen. Lassen Sie uns unsere Lustfahrt machen; Sie sollen mir unterdeß Ihre Geschichte erzählen. — Nun wohl, mein Freund, so sagen Sie mir denn, was haben Sie für Bekümmernisse? Sie haben mich sehr geneigt gemacht, Theil daran zu nehmen.

Rob. Ich habe nur einen Kummer, lieber Herr, nämlich den, daß mein guter Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis jetzt daraus erlösen konnte.

Unbek. Wie? In Gefangenschaft? Erzählen Sie doch.

Rob. Er hatte sich ein kleines Kapital erworben. Dafür kaufte er sich einen Antheil an der Ladung eines Schiffes,

das nach Smyrna segeln sollte. Er wollte bei dem Verkaufe dieser Waaren selbst zugegen seyn, und fuhr also mit ab.

Allein das Schiff wurde unterwegs von einem Seeräuber weggenommen, und nach Tetuan in dem Lande Fetz auf der afrikanischen Küste, gebracht. Da muß nun mein armer Vater mit seinen Reisegefährten in der Sklaverei leben. Man fordert 2000 Thaler für seine Befreiung; aber, lieber Gott! wo hätten wir so viel Geld hernehmen sollen? Indessen arbeiten meine Mutter und meine Schwestern Tag und Nacht, um mit der Zeit so viel zu verdienen. Ich mache es eben so bei meinem Herrn als Juwelierer und überdas suche ich, wie Sie sehen, die Feiertage noch besonders zu nützen. Wir leben so sparsam, als es nur immer möglich ist; nur ein einziges kleines Zimmer dient uns armen Unglücklichen zur Wohnung. Ich war anfangs gesonnen, selbst hinzureisen und meinen Vater dadurch loszukaufen, daß ich mich statt seiner zum Sklaven anböte. Aber meine Mutter, die meine Absicht, ich weiß nicht wie, erfuhr, versicherte, daß sie gar nicht ausführbar sey, und ließ allen Schiffsherrn, die nach der Levante fahren, verbieten, mich an Bord zu nehmen.

Unbek. Bekommen Sie denn auch wohl zuweilen Nachricht von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie man ihm in seiner Sklaverei begegnet?

Rob. Sein Herr ist Aufseher über die Gärten des Königs; man begegnet ihm sehr gelinde und die Arbeiten, zu welchen man ihn gebraucht, sind nicht über sein Vermögen. Aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeit zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von einer geliebten Gattin und drei Kindern, die er immer sehr zärtlich liebte.

Unbek. Und was für einen Namen führt Ihr Vater zu Tetuan?

Rob. Er hat seinen Namen nicht verändert; er nennt sich noch Robert, wie zu Marseille.

Unbek. So! so! — Robert also, bei dem Aufseher der königlichen Gärten?

Rob. Ja, mein Herr.

Unbek. Ihr Unglück rührt mich; Ihre Gesinnungen scheinen ein besseres Schicksal zu verdienen. Auch getraue ich mir, es Ihnen zu versprechen; setzen Sie nur Ihre Zuversicht auf Gott.

Der Unbekannte schwieg und saß die ganze Zeit über, wie im tiefsten Nachdenken, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Da es dunkel ward, ließ er sich wieder an's Land setzen, drückte beim Aussteigen dem jungen Robert seinen Geldbeutel in die Hand, und lief so eilig davon, daß dieser ihm nicht einmal danken konnte. In dem Geldbeutel fanden sich sechszehn Pistolen und zehn Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese außerordentliche Freigebigkeit! Er lief des andern Tages die ganze Stadt durch, um seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm zu danken; aber umsonst! er war nirgends zu finden. Die Familie fuhr indeß fort, unermüdet zu arbeiten, um, wo möglich, die nöthige Summe zusammenzubringen. Eines Tages, da sie eben in Begriff waren, ein sparsames Mittagsmahl, das aus Brod und trocknen Früchten bestand, zu sich zu nehmen, sahen sie auf einmal — wie groß war ihr Erstaunen! — ihren lieben Vater Robert, sehr wohl gekleidet, in's Zimmer treten. Er überfiel sie mitten in ihrem Kummer und Elende.

„Ach, meine Frau! Ach, meine lieben Kinder!" rief er aus, und stürzte Jedem um den Hals. „Wie ist es euch möglich gewesen, mich so bald zu befreien, und zwar auf die Art, wie ihr es gethan habt?" „Seht, wie ihr mich ausgestattet habt! und denn noch die fünfzig Pistolen, die man mir auszahlte, als ich ins Schiff stieg, wo meine Ueberfahrt und meine Kost schon vorher bezahlt waren! Um Gottes Willen, sagt mir, wie ist es möglich gewesen, daß ihr so viel verdientet in der äußersten Dürftigkeit, worin ich euch sehe?"

Das Erstaunen der Mutter nahm ihr anfangs die Kraft zu antworten; sie konnte nur ihren Mann umarmen und in Freudethränen zerfließen. Die Töchter thaten eben dasselbe.

Der junge Robert aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Er hatte Sinne und Sprache verloren und fiel endlich ohnmächtig nieder. Nach und nach ward die Mutter ihrer Sprache wieder mächtig; sie umarmte noch einmal ihren Mann und sagte, indem sie auf ihren Sohn zeigte: „Sieh da deinen Befreier! Wir brauchten 2000 Rthlr. zu deiner Befreiung; erst etwas über die Hälfte haben wir zusammen, und den größten Theil dieser Summe haben wir der Arbeit und Liebe unsers Sohnes zu danken. Dieses edle treffliche Kind hat ohne Zweifel Freunde gefunden, die, durch seine Tugend gerührt, ihm das Geld zu deiner Befreiung vorgeschossen haben. Ihm sind wir ohne Zweifel unser Glück schuldig. Er hat uns noch dazu überraschen wollen. Siehe, wie er das Glück, dich wiederzusehen, empfindet. Aber laßt uns eilen, ihn wieder zu sich selbst zu bringen!" Die Mutter fliegt zu ihm hin; seine Schwestern eilen herbei. Nur mit vieler Mühe bringt man ihn aus seiner Ohnmacht zurück. Sogleich wirft er seine matten Blicke auf seinen Vater; aber es fehlt ihm noch an Vermögen zu sprechen.

Der Vater hingegen schweigt auf einmal ganz betroffen still; steht in Gedanken, wendet sich darauf mit bestürzter Miene zu seinem Sohn und spricht: „Unglücklicher! Was hast du gethan? Wie konnte meine Befreiung deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, wenn sie nicht durch irgend eine schlechte That erkauft war? Wie konntest du in deinem Alter und in deinem Stande so viel Geld erwerben, ohne dich irgend eines schrecklichen Unrechts schuldig zu machen? Ich zittere, die Wahrheit zu hören; aber sage sie frei heraus und laß uns sterben, wenn du hast aufhören können, ein ehrlicher Mann zu seyn."

„Beruhigen Sie sich, mein Vater," antwortete der junge Robert, indem er mit Mühe aufsteht; „umarmen Sie Ihren Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwerth." „Nicht mir, nicht uns Allen haben Sie Ihre Freiheit zu verdanken. Ich kenne unsern Wohlthäter. Meine Mutter! Jener Unbekannte, der mir seine Börse gab — gewiß ist er es! Er that

so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn aufsuchen, wo er auch seyn mag; er soll kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, sie mit uns zu theilen, und süße Thränen der Wonne mit uns zu vergießen! „Er erzählte darauf seinem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten; und der Vater wurde dadurch beruhiget.

Als Robert wieder in Ruhe war, gingen alle seine Geschäfte ungemein glücklich von Statten. Nach zwei Jahren ist er ein reicher Mann, seine Kinder, alle versorgt und glücklich, genießen mit ihm und seiner Frau einer Glückseligkeit, welcher nichts fehlen würde, wenn es den unaufhörlichen Nachforschungen des Sohnes gelänge, jenen verborgenen Wohlthäter zu entdecken, dem sie dieses ihr Glück gänzlich zu verdanken hatten. Endlich fand er ihn an einem Sonntage, da er des Morgens allein am Hafen lustwandeln ging. — „Ach, mein Schutzengel!" war Alles, was er aussprechen konnte; und mit diesen Worten warf er sich zu seinen Füßen, wo er ohne Bewußtseyn niederfiel. Der Unbekannte eilte, ihm zu helfen, und brachte ihn auch durch etwas starkriechendes Wasser wieder zu sich selbst. Dann fragte er ihn um die Ursache seines Zustandes.

Der junge Robert. Ach, mein Herr! können Sie darnach fragen? Haben Sie den Robert und seine unglückliche Familie vergessen, die Sie glücklich machten, indem Sie ihr ihren Vater wieder gaben!

Der Unbekannte. Sie irren sich, mein Freund! Ich kenne Sie nicht, und Sie können mich auch nicht kennen; denn ich bin fremd zu Marseille, und erst seit einigen Tagen bin ich hier.

Der junge Rob. Alles das kann seyn; aber Sie erinnern sich doch, daß Sie vor zwei Jahren auch hier waren; daß Sie sich meines Boots bedienten, um im Hafen herumzufahren, und so großen Antheil an meinem Unglücke nahmen; was für Fragen Sie mir thaten, damit Sie in den Stand gesetzt würden, mein Wohlthäter zu werden. — Befreier meines Vaters, können Sie vergessen, daß Sie der Retter einer

ganzen Familie sind, der nichts zu wünschen übrig geblieben ist, als Sie zu sehen? O versagen Sie sich doch ihren Wünschen nicht; theilen Sie ihre Freude, vermischen Sie die Thränen Ihres menschenliebenden Herzens mit den Thränen unserer Dankbarkeit. Kommen Sie! —

Der Unbek. Gemach, mein lieber Freund! Ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie irren sich.

Der junge Rob. Nein, mein Herr, ich irre mich nicht! Ihre Gesichtszüge sind gar zu tief in mein Herz eingegraben, als daß ich Sie nicht kennen sollte. Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie edler Mann.

Mit diesen Worten faßte der junge Robert ihn beim Arme, um ihn mit sanfter Gewalt fortzuziehen, und das Volk versammelte sich um beide herum. Nun nahm der Unbekannte einen ernsthaften und gesetztern Ton an. „Mein Herr, sagte er, dieser Auftritt ist mir beschwerlich, ohne daß Sie etwas dabei gewinnen. Irgend eine sonderbare Aehnlichkeit muß Ihren Irrthum veranlassen; rufen Sie Ihre Vernunft zurück; gehen Sie wieder zu Ihrer Familie, und überlassen Sie sich der Ruhe, der Sie nöthig zu haben scheinen.

„Welche Grausamkeit!“ rief der junge Robert aus. „Soll ich vergebens hier zu Ihren Füßen liegen? Sollten Sie den Dank verschmähen, den unsere Herzen Ihnen so lange schuldig sind? O meine Mitbürger! Helft mir! helft mir bitten, daß der Urheber meiner Glückseligkeit komme, sein eigenes Werk zu betrachten.“

Hier rafft der Unbekannte alle seine Kräfte, seinen ganzen Muth zusammen, um der Versuchung zu einer so süßen Freude, als ihm angeboten wurde, zu widerstehen. Er reißt sich los, entwischt unter die Menge des Volkes den starrsehenden Augen des jungen Roberts, und hinterläßt der erstaunten Menge das Beispiel eines Edelmuths, desgleichen es noch nie gesehen hatte. Der junge Robert war außer sich. Man sah

sich genöthiget, ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein Strom wohlthätiger Thränen ihm Linderung schaffte. Erst nach dem Tode dieses Unbekannten erfuhr man ganz von ungefähr, daß er der Präsident von Montesquieu gewesen sey, einer der vortrefflichsten französischen Schriftsteller. Seine Werke haben ihn unsterblich gemacht; aber diese einzige schöne That macht ihm mehr Ehre, als alle seine Werke, wenn sie auch mit der Weisheit eines Engels geschrieben wären.

Aus Campe.

Der Fuchs und die andern Thiere.

Ein König sagte in Indien eine allgemeine Jagd an. Man machte Anstalt, einen ganzen Wald mit Tüchern und mit Federn zu umgeben und viele tausend Menschen fingen an, sich in einen Kreis zu stellen. Noch war der Ring dünn und große Lücken zwischen den Jägern. Aber dem Fuchse gefielen die Anstalten nicht. „Rettet euch!" sagte er zu den andern Thieren, „weil noch eine Lücke frei ist; bald dürft' es zu spät seyn." Der starke Löwe, der schnelle Hirsch, der schlaue Affe lachten über die Furchtsamkeit des Fuchses und verließen sich auf ihre Kräfte, ihre Geschwindigkeit und ihre List. Als der Kreis nun geschlossen war, die Menschen immer näher anrückten und endlich mit Wurfspiesen die eingesperrten Thiere häufig erlegten; sagte der Fuchs: „Ich bin weder schnell noch tapfer, aber hier bin ich sicher," und kroch in ein Loch, das er indessen gescharrt hatte. Die andern Thiere wurden alle getödtet oder gefangen.

Die sich're Kühnheit höhnt abwesende Gefahr,
Scherzt, wo sie fürchten soll, vertrotzt die theure Stunde,
Wo Rettung möglich war.
Und wann der reife Sturm ihr überm Haupte schwebt,
Und die empörte See die starken Wellen hebt;

So geht ihr blinder Stolz auch unbeklagt zu Grunde.
Die Klugheit sieht den Sturm in fernen Wolken drohen,
Flieht sichern Häfen zu, entzieht sich dem Orkan'
Und sieht dann auch getrost, wie dort der Ocean
Unwiderstehbar tobt, wovor sie früh entflohen.

Haller.

Der Fuchs und der Bock.

Einst reiste Meister Fuchs zu einem seiner Schwäger
Im schwülen Sommer über Feld.
Es hatte sich zu ihm ein Ziegenbock gesellt,
Der dumm und sicher war, wie viele Hörnerträger.
Ein Abweg führte sie vor eines Pachters Haus;
Da ward für ihren Durst ein Schöpfbrunn angetroffen.
Hier tranken beiderseits. — „Das heiß' ich recht gesoffen,"
Hub Rein'ke bellend an, „und zu vollkommnem Schmaus
Fehlt nur ein feister Hahn; der Hühnerstall steht offen." —
„Wie aber kommt man hier herauf?"
„Mein Freund, darf ich den Anschlag geben;
So stelle du den Rücken hin!
Sobald ich aus dem Brunnen bin;
Ist's mir ein leichtes Ding, dich gleichfalls nachzuheben." —
„Ha" meckerte der Bock, „nichts kann gescheidter seyn
Bei meinem Bart, mir fiel der Streich nicht ein;
Die klugen Köpfe sollen leben!"
Hierauf bequemt er sich und dienet ihm zur Brücke:
Allein der Fuchs läßt seinen Freund zurücke —
Und sagt: „Entschuld'ge mich!
Mein Schwager wartet schon; sonst wollt' ich bei dir bleiben;
Dort jene Ziege guckt auf dich;
Sie wird dir unterdeß die Zeit recht wohl vertreiben.
Der Falsche rennt davon und läßt mit scheelem Blick'
Dem armen Bock nur diesen Trost zurück; —

„Sobald wirst du dich nicht des Rettens unterfangen,
Bevor du selbst der Noth entgangen. —
Du murrst? — Freund fasse dich! — der Mensch ist deiner Art;
Oft steckt sein Wissen nur im Bart."

Hagedorn.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blüh'n?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn' in düst're Falten zieh'n?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben geh'n;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege steh'n.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adam's Bäume schien!
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch labt uns in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'.
O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn;
D'rum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Hölty.

Die Ameise und die Grille.

Eine leichte Grille sang
Einen ganzen Sommer lang
Und war immer ohne Sorgen
Für den lieben andern Morgen.
Weil der Sommer Nahrung hatt',
Wurde sie auch täglich satt.
Aber als der Winter kam,
Jener Flur ihr Leben nahm,
Alles nun verödet stand,
Und kein Würmchen mehr sich fand,
Sprach sie zu der Nachbarin,
Einer Ameis': „Ach ich bin
Gar zu hungrig; gieb mir doch
Ein klein Wenig nur zu leben;
Deine Kammer hat ja noch
So viel Vorrath, und ich will
Alles ehrlich wiedergeben
Sammt den Zinsen im April."
„Schwesterchen," antwortet' ihr
Kleine Ameis', „sage mir
Doch nur erst, wie brachtest du
Deine Zeit im Sommer zu?
Sage mir, was thatest du?"
„Was ich that? du weißt es wohl;
Ich, die Freundin des Apoll
Sang beständig. Hast du mich
Nicht gehört, und konnte ich,
Schwesterchen, wohl Besser's thun?"
„Als zu singen? Sicherlich
Gab's nichts Besseres für dich!
Als zu singen, süß zu ruh'n.
Auch ist's trefflich dir gelungen!

Doch hast damals du gesungen,
Grillchen, ei so tanze nun!"

Gleim.

Das Glück der Tugend.

Unschuldige Jugend,
Dir sey es bewußt:
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust! —

Ja Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Gleim.

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten geh'n;
Die Alte giebt's der Brut durch Locken zu versteh'n,
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
„Wie kleines Thier! du schwimmst? Wer lehrt' es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?"
Die Henne läuft mit strupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrei'n;
Setzt zehnmal an und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheu'n.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,

Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreit?
Was Dir Entsetzen bringt, bringt Jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name Held;
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebund'nen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Gellert.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jeder hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der And're leiten soll.
„Dir," spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich armer Mann, kann selbst nicht gehen.
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Ein Paar gesunde Schultern hast.
Entschließe dich, mich fortzutragen;
So will ich dir die Stege sagen;
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn."
Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.
Du hast nicht das, was And're haben,

Und Andern mangeln deine Gaben.
Aus dieser Unvollkommenheit
Sprießt Nutzen und Geselligkeit.

Gellert.

Mailied.

Seht den Himmel, wie heiter!
Laub nnd Blumen und Kräuter
Schmücken Felder und Hain.
Balsam athmen die Weste,
Und im schattigen Neste
Brüten girrende Vögellein.
Über grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Geriesel
Purpurblinkenden Schaum,
Und die Nachtigall flötet,
Und vom Abend geröthet
Wiegt sich spielend der Blüthenbaum.
Kommt Gespielen und springet,
Wie die Nachtigall singet!
Denn sie singet zum Tanz.
O, geschwinder, geschwinder
Rund herum, wie die Kinder,
Ringel, Ringelein, Rosenkranz!
Alles tanzet vor Freude,
Dort das Vieh in der Haide,
Hier das Lämmchen im Thal'
Vögel hier im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische,
Tausend Mücken im Sonnenstrahl'.

Voß.

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder," sagte er; „aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte."

„Und das Alles kann ich dir bezeugen," fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, in's Wort. „Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog."

Lessing.

Die Feuer von Baku.

Die Stadt Baku oder Badku am Caspischen Meere, ungefähr drei Meilen vom südlichen Arme des Kaukasus entfernt, in einer reizenden Gegend, wovon man einen Theil sogar das Rosen-Paradies nennt, war schon lange wegen ihrer Naphtha-Quellen, eines im reinen Zustande weißen, sehr leichten, sehr flüchtigen und höchst entzündbaren Bergöhls berühmt. Durch Herrn Reineggs vortreffliche Beschreibung des Kaukasus hat man die Naturbegebenheiten jener Gegend theils näher kennen gelernt, theils, was man davon wußte, bestättigt gefunden, welches, wenn es bei Dingen, die so nahe an das Wunderbare gränzen, und wovon der Schauplatz so sehr entfernt ist, durch einen Mann, wie Reineggs war, geschieht, so viel werth ist, als die erste Entdeckung. — Östlich, ungefähr eine

halbe Meile von einer der reinsten Öhlquellen ist ein besonders merkwürdiger Ort. Er wird Atoschjah oder Feuer-Ort genannt. So wie man sich diesem Orte nähert, empfindet man schon einen starken Schwefelgeruch. Der Durchschnitt dieses Feuer-Orts beträgt etwas mehr als ein Werst (1/7 deutsche Meile), und in der Mitte desselben sieht man bei trockener Witterung eine starke gelbblaue Feuerflamme, welche des Nachts in vermehrter Größe erscheint. In einiger Entfernung von dieser Flamme haben die Geber oder Gueber (das Feuer anbetende Indianer), und andere arme Leute kleine steinere Häuser zu ihren Wohnungen errichtet. Der eine leere Bodenraum, welchen die Mauern einschließen, ist einen Schuh dick mit fetter Leimenerde dicht geschlagen, damit die Flamme in diesem Raume nicht durchbreche. Wo aber der Wirth des Hauses Feuer nöthig hat, daselbst hat er Löcher in dem Leimen gelassen, und wer nun, seine Speisen oder Kaffee zu kochen, Feuer bedarf, hält ein brennendes Licht, oder ein Stückchen angezündeten Papiers über die Öffnung, und sogleich entsteht eine Flamme, die jeder zu seiner Absicht besser, als Holz- oder Kohlenfeuer zu behandeln weiß. Je kleiner die Öffnung ist, mit desto größerer Heftigkeit bricht die Flamme hervor. Bei einer Öffnung von zwei Zollen erreichte sie anfangs drei Fuß und zehn Zoll Höhe, und fiel hernach auf zwei Fuß fünf Zoll. Braucht man das Feuer nicht mehr, so bedeckt man die Öffnung, nachdem man die Flamme mit dem Rockschoße oder einem Fächer ausgelöscht hat. Eben so bereiten sich auch die Einwohner in der Dunkelheit ihr Licht. In ein enges in den Leimen gebohrtes Loch stecken sie ein Schilfrohr von beliebiger Höhe, nachdem sie ihm vorher inwendig und auswendig einen Überzug von Leimen gegeben haben, und zünden oben den Dunststrom an. Die Leineweber haben mehrere dergleichen Lichter um ihren Stuhl stehen, die ihnen vollkommenes Licht geben, und weiter keiner Unterhaltung und keines Putzens bedürfen. Auch braucht man im Win-

ter nicht einzuheitzen; denn es ist da immer so warm, daß man die Thüren beständig offen stehen läßt. (Also kein Öhl zur Studier-Lampe, kein Holz zum Einheitzen, und keines zum Kaffeekochen. Da ist also noch mehr als Rosen-Paradies.) Außer diesem verzehrenden Feuer sieht man um Baku noch ein anderes, welches nicht zündet. Wenn nach warmen Herbstregen die Abendluft ebenfalls warm ist, stehen die Felder um Baku in vollen Flammen. Oft scheint es, als rollte das Feuer in großen Massen mit unglaublicher Geschwindigkeit von den Bergen herab. Im Oktober und November sieht man öfters bei heitern und mondhellen Nächten das ganze westliche Gebirge von Baku mit blauem Feuer überzogen. Bei warmen und dunkeln Nächten überziehen unzählige, bald einzelne, bald zusammenhängende Flammen die ganze Ebene, und die Gebirge sind alsdann dunkel. Öfters erfüllt es das ganze Lager der Karavanen zum großen Schrecken der Pferde und Maulthiere. Dieses Feuer zündet nicht. Das trockene Gras und Schilf bleibt unversehrt, obgleich die ganze Gegend in Flammen zu stehen scheint; ja, wenn man mitten darin steht, so verspürt man nicht einmal Wärme. Dieses sogenannte Feuer ist also eine bloße Lichterscheinung und vom obigen durchaus verschieden. Am Ende erwähnt Herr Reineggs noch eines höchst merkwürdigen Umstandes hierbei: An der Außenseite luftleerer Gläser, sagt er, hängt sich dieses Feuer Minuten lang, wie ein phorphoreszirender Schein an, und obgleich schon die Flamme auf dem Felde verloschen ist, so erscheinen luftleere Glasröhren einige Augenblicke noch ganz vom Feuer durchdrungen, stark leuchtend. Hierbei wird gewiß jeder Leser, für den Naturlehre einiges Interesse hat, mit mir wünschen, daß Herr Reineggs, der sogar mit luftleeren Glasröhren versehen war, mit einem etwas vollständigeren Apparat, und wenigstens mit einem Elektrometer, Hygrometer und Eudiometer versehen gewesen wäre, oder wenn einige dieser Instrumente damals noch nicht zu dem

Grade von Vollkommenheit gebracht gewesen seyn sollten, den sie jetzt haben, daß doch jene Gegenden einmal mit einem solchen Apparat bereiset werden möchten. Aus dem Ankleben der leuchtenden Materie an der Außenseite der Gläser (warum blos luftleerer und nicht aller?) zu schließen, scheint ein Phosphor, und nach dem Lichte innerhalb derselben zu urtheilen, Elektrizität im Spiele gewesen zu seyn. Wie viel Licht würde nicht auf einmal über einige der dunkelsten Theile der Meteorologie verbreitet werden, wenn ein mit den nöthigsten Kenntnissen und Werkzeugen versehener Mann nur ein Jahr in jenen Gegenden verweilen könnte!

Lichtenberg.

Die Vögel unter dem Himmel.

Willst du frei und lustig geh'n
Durch das Weltgewimmel;
Mußt du auf die Vög'lein seh'n
Wohnend unter'm Himmel.
Keines sammelt kümmerlich
Vorrath in die Scheunen;

Dennoch nährt nnd labt es sich
Mit den lieben Kleinen,
Täglich bringt es seinen Dank
Gott für diese Gabe,
Flattert einstens mit Gesang,
Still und leicht zu Grabe.

Jakobi.

Die beiden Hähne.

Zwei Hähne huben an zu kriegen
Und schimpften sich halb ungesund.
Der eine schrie: „Heraus, du Hund!
Ich oder du muß todt hier liegen."
Sie schreiten auf einander los,
Den Zweikampf muthig anzuheben.
Wer nimmt, — wer giebt den ersten Stoß?
Und wer von beiden läßt das Leben?
Kopf gegen Kopf, Hahn gegen Hahn,
Sieht man sie ein klein' Weilchen stehen;

Sie seh'n sich ein halb Stündchen an,
Worauf sie still von dannen gehen.
Sie blieben ehrlich nach, wie vor.
Die kurze Thorheit ist die beste.
Wer Zweikampf sucht, der ist ein Thor;
Und wer sich schlägt, der ist der größte.
Lichtwer.

Das Kutschpferd und der Ackergaul.

Ein Kutschpferd sah den Gaul am Pfluge zieh'n
Und wieherte voll Trotz auf ihn.
„Wann," sprach es und begann sich schön zu heben,
„Wann kannst du dir ein solches Anseh'n geben?
Und wann bewundert dich die Welt?"
„Schweig'," rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen!
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wie wolltest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?"
Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger! wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist. Gellert.

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verseh'n zum Graben,
Wollt' itzt ein besser's Schicksal haben
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen;
Er fand, indem er grub, zwei starke gold'ne Stangen;
Allein der unerfahr'ne Mann
Sah sie für altes Messing an
Und gab für wenig Geld sein Glück,
Den schönen Reichthum aus den Händen

Und bat doch ferner das Geschick,
Ihm mehr der Gaben zuzuwenden.
„O Thor,“ rief ihm die Gottheit zu,
„Was quälst du mich, dich zu beschützen?
Wer wäre glücklicher als du?
Verständest du, dein Glück zu nützen?
Du wünschest dir mit Angst ein Glück
Und klagst, daß dir noch kein's erschienen.
Klag' nicht! es kommt gewiß ein günst'ger Augenblick;
Allein bitt' um Verstand, sich seiner zu bedienen!
Denn dieses ist das größte Glück.“

Gellert.

Die Schlange und der Aal.

„Betrachte mich einmal,“
Sprach eine Schlange zu dem Aal;
„Bin ich nicht wunderschön?
Hat Jemand eine Haut so schön gemalt geseh'n?
Zwar glatt ist deine auch; doch meine glatt und schön.“
„So,“ fragt' der Aal, „bin ich nicht schön, wie du?
Bin nur ich glatt; wie geht's denn zu
Frau Nachbarinn,
Daß ich so wohl gelitten bin?
Da Jedermann vor deiner Schönheit graut
Und wenn er deine bunte Haut
Im Graße spielen sieht,
Erschrickt und flieht?“
Die wunderschöne Schlange spricht:
„Mich flieht? Fürwahr, das weiß ich nicht.“
„Ich aber weiß es,“ rief der Aal ihr zu,
„Auch wissen es die Menschen alle.
Auswendig gleißest du;
Inwendig bist du Gift und Galle.“

Gleim.

Die Nachbarn.

Ein Mann hatt' einen Baum, der gold'ne Früchte trug,
Sein Nachbar hieb aus Neid bei Nachte
Viel Äste von dem Baum; allein er war nicht klug;
Weil er das Jahr darauf dreifache Früchte brachte.
So nützlich ist uns oft ein Feind;
Er dient, wenn er zu schaden meint.

Lichtwer.

Der Milchtopf.

Gehörig aufgeschürzt mit starken Schritten
Den Milchtopf auf dem Kopf' ging Marthe nach der Stadt,
Um ihre Waare feil zu bieten.
Weil doch nun bei'm Verkauf ein Jeder Sorgen hat;
So überdachte sie, was, wenn's das Glück ihr gönnte,
Sie wohl damit verdienen könnte.
„Sechs Batzen" dachte sie, „giebt mir wohl Jedermann;
Denn in der Stadt ist Alles theuer;
Die streich' ich also ein und lege sie mir an,
Und kaufe mir, so weit sie reichen, Eyer;
Die bring' ich wieder in die Stadt,
Das Glück hat oft sein Spiel, für das, was ich gewann,
Kauf' ich mir lauter Hühner ein;
Dann legt mir eine jede Henne.
Ich zieh' auch dreimal Brut; wie wird sich Marthe freu'n;
Wenn soviel Hühner um sie flattern!
Die soll gewiß kein Fuchs ergattern.
Sind sie dann groß genug, so kauf' ich mir ein Schwein,
Die Kleye hab' ich schon dazu;
Das Schwein verkauf ich auch und kauf mir eine Kuh;
Die wirft ein Kalb, ein Kalb voll Muth und Feuer.
He, wie es springt! Hopf, Anne Marthe, hopf!"
Hier springt sie. Gute Nacht, Kalb, Kuh, Schwein, Hühner, Eyer!
Da lag der Topf.

Gleim.

Der Affe und die Uhr.

Der Affe fand einst eine Taschenuhr,
Die band er sich mit einer Schnur
Fest um den Leib.
Darauf besieht er sie und spricht:
„Wo fehlt's doch dieser Uhr? denn richtig geht sie nicht.“
Er macht sie auf und stellet sie zurücke;
Doch in dem andern Augenblicke
Rückt er sie wieder vor.
Jetzt meistert er am Zifferblättchen,
Hält sie ein wenig an das Ohr,
Und spricht: „Der Schlag ist falsch!“ nimmt noch einmal sie vor,
Und künstelt unten an dem Kettchen;
Stößt in die Räderchen; und kurz, er rückt und dreht
So lange, bis sie stille steht.
Es ging ihm, wie es Jedem geht,
Der etwas meistern will, wovon er nichts versteht.

Lichtwer.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren viel leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mildern. Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf: ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll! Soll ich ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?“ „O, nein,“ sagte das Schaf, „ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.“ „Oder,“ fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Mund legen?“ „Ach,“ versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden so sehr ja gehaßt.“ „Nun, was soll ich denn? ich will Hörner auf deine Stirn' pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.“ Auch nicht, güti-

ger Vater; ich könnte leicht so stößig, als der Bock werden." „Und gleichwohl," sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können; wenn sich And're fürchten sollen, dir zu schaden." „Müßt' ich das?" seufzte das Schaf, „o, so laß' mich, gütiger Vater, wie ich bin! denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürcht' ich, die Lust, schaden zu wollen, und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen. Lessing.

Der Löwe und der Wolf.

Am Fuß der wüsten Partherfelder
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richtstuhl auf; das Volk der Wälder
Stand nach der Ordnung um sie her.

Die Kuh erschien zuerst und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt:
Ihr Kind, das Kalb, hab', eh' es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sah umher, zu hören,
Wem sonst davon was wissend sey.
„Ich," sprach der Wolf, „kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabei."

„Und wer verklagt dich?" sprach der König;
„Verläumder!" fiel ihm Jener ein,
„Ich bin jetzt krank und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen seyn."

„Schweig'!" rief der Löwe; „das Gewissen
Läßt einen Buben nirgends ruh'n;
Du hast der Kuh ihr Kalb zerrissen,
Der Bär soll dir desgleichen thun."

So starb der Wolf, und wie man saget,
Verrieth sein Bauch, was er gethan;
Wer sich entschuldigt, eh' man klaget,
Der giebt sich selbst als Thäter an. Aus Campe.

Gedruckt bei Fr. Humann.

Schul-Jahr
1836

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

/ Haut / Schriefer, ...

Deutsches Lesebuch für die Jugend Eine Sammlung vorzüglicher Gedichte und Aufsätze

Bamberg 1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.L.g.o.74-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11847321-8